CLURICHAUN

DER KOBOLD, DER NIE DIE ZECHE ZAHLT

MICHAEL LAPPENBUSCH

www.perpelex.click

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 – Der Tag, an dem der Kobold einzog 3
Kapitel 2 – Bierdeckel sind keine Verträge 9
Kapitel 3 – Billiger Whiskey, teure Fehler 15
Kapitel 4 – Der Clurichaun unter dem Stammtisch 22
Kapitel 5 – Wenn Gläser reden könnten 29
Kapitel 6 – Drei Nächte ohne Schlaf, zwei ohne Erinnerung 35
Kapitel 7 – Der Kobold und die Kellnerin mit den müden Augen 42
Kapitel 8 – Wie man sein Leben in einer Kneipe verlegt 50
Kapitel 9 – Schulden beim Wirt und bei Gott 57
Kapitel 10 – Clurichaun lacht, wenn du fällst 64
Kapitel 11 – Happy Hour in der Hölle 71
Kapitel 12 – Aschenbecher voller guter Vorsätze 78
Kapitel 13 – Der Abend, an dem die Jukebox starb 85
Kapitel 14 – Wenn der Kobold dein letzter Freund ist 97
Kapitel 15 – Geschichten, die keiner mehr glaubt 104
Kapitel 16 – Kippen, Kater und Klagelieder 111
Kapitel 17 – Der Kobold im Spiegel hinter der Bar 118
Kapitel 18 – Wie viel Leben in eine Flasche passt 124
Kapitel 19 – Die Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen 130
Kapitel 20 – Clurichaun und das verschwundene Trinkgeldglas 136
Kapitel 21 – Zwischen Räuspern, Rülpsern und Reue 143
Kapitel 22 – Der Stammtisch der Gescheiterten 149
Kapitel 23 – Wenn der Morgen dich im Stehen erwischt 157
Kapitel 24 – Der Kobold, der über meine Leber lacht 163
Kapitel 25 – Eine Bar ist kein Zuhause, aber wärmer als draußen 169
Kapitel 26 – Die Nacht, in der wir den Mond austranken 176
Kapitel 27 – Clurichauns unsichtbare Zeche 182
Kapitel 28 – Erinnerungen, die nach Desinfektionsmittel riechen 188
Kapitel 29 – Der Tag, an dem der Wirt nicht mehr grinste 195
Kapitel 30 – Inventur im eigenen Elend 205
Kapitel 31 – Der Kobold und die letzte Runde 214
Kapitel 32 – Wie man einen Absturz schön trinkt 220
Kapitel 33 – Wenn selbst der Clurichaun schweigt 226
Kapitel 34 – Die Rechnung ohne den Kobold 233
Impressum 240

Kapitel 1 – Der Tag, an dem der Kobold einzog

Es war einer von diesen Tagen, an denen der Regen nicht einfach fällt, sondern so tut, als hätte er persönlich etwas gegen dich. Das Licht in meiner Bude war gelb und müde, als hätte es auch schon zu viel gesoffen. Die Tapete löste sich in den Ecken, und irgendwo in den Rohren röchelte die Heizung wie ein alter asthmakranker Hund. Ich saß am Tisch, der eher ein Sammelplatz für leere Flaschen war als ein Möbelstück, und starrte auf die letzte halbe Pulle Fusel, die ich mir vom letzten Lohn gerettet hatte. Die Straße unten war grau, die Leute hasteten mit hochgezogenen Schultern vorbei, und ich dachte, wenn das Leben noch ein bisschen näher an mich rankommt, muss ich ihm eine reinhauen. Dann klopfte es. Drei Mal, kurz, nervös, als hätte jemand Angst, die Tür könnte ihn zurück anschreien.

Normalerweise ignoriere ich Klopfen. Wer mich kennt, weiß, dass man lieber nicht vorbeikommt, und wer mich nicht kennt, hat hier ohnehin nichts verloren. Aber an diesem Tag war es anders. Vielleicht, weil der Regen so hartnäckig gegen die Scheiben prasselte und die Stille in der Wohnung zu laut war. Vielleicht auch, weil ich hoffte, es wäre der Wirt, der mir irgendwie doch noch einen Vorschuss bringt. Also stand ich auf, barfuß, in einer Unterhose, die bessere Tage gesehen hatte, und trottete zur Tür. „Ja, ja“, brummte ich, „ich komme ja schon, verdammt noch mal.“ Ich riss die Tür auf, bereit, irgendwem eine patzige Antwort direkt ins Gesicht zu schleudern, und dann stand er da: klein, rotbärtig, grinsend, mit Augen, die aussahen, als hätten sie in jeder Bar der Welt schon für Ärger gesorgt.

Er war vielleicht einen Meter hoch, wenn überhaupt. Auf dem Kopf eine grüne Mütze, kein kitschiger Zylinder, eher so ein verlottertes Ding, das schon in zu vielen Pfützen gelegen hatte. Sein Mantel war dunkelgrün und zu groß, die Ärmel ausgefranst, aber die Knöpfe glänzten, als wären sie aus echtem Messing oder aus etwas, das sich gern dafür ausgibt. Seine Stiefel waren schwarz und staubig, und wo andere Leute ein freundliches Lächeln hätten, hatte er ein breites, schiefes Grinsen, in dem sich Frechheit, Dummheit und ein Hauch von Genialität ein Stelldichein gaben. Er roch nach nassem Holz, kaltem Rauch und billigem Whiskey, und ich dachte zuerst, irgendein Nachbarskind hätte sich für Karneval verlaufen. Dann sah ich die Flasche in seiner Hand, braunes Glas, kein Etikett, und die Art, wie er sie wie selbstverständlich mit zwei kleinen Pfoten umklammerte, als wäre sie Teil von ihm.

„Du siehst aus, als könntest du einen trinken“, sagte er mit einer Stimme, die zu tief war für seine Größe, rau, aber nicht alt, eher wie ein Kneipensong, der zu oft gesungen wurde. Ich blinzelte, rieb mir die Augen, sah nach links, nach rechts, ob jemand einen miesen Witz mit mir trieb. Der Hausflur war leer. Nur dieser… Kerl. „Wer zum Teufel bist du?“, fragte ich. „Clurichaun“, sagte er, als würde das alles erklären, „und ich bin hier eingezogen.“ Er drängte sich ohne weitere Einladung an mir vorbei, so selbstverständlich wie ein Kater, der schon immer in der Wohnung gelebt hat. Ich roch das Nachschwappen der Flasche, hörte seine kleinen Schritte auf dem abgenutzten Linoleum, und irgendein Teil von mir dachte: Gut, dann bin ich jetzt eben verrückt. Der Rest dachte: Wenn er was von der Flasche abgibt, kann er bleiben.

Ich schloss die Tür, weil es draußen zog, und drehte mich um. Er hatte schon den Tisch erobert. Er kletterte einfach drauf, ohne zu fragen, schob eine leere Bierdose zur Seite, setzte sich im Schneidersitz hin und knallte seine Flasche in die Mitte. „Du wohnst hier“, stellte er fest, als hätte er mich auf frischer Tat ertappt. „Wenn man das so nennen will“, sagte ich. „Es riecht nach Frust und kaltem Fett“, meinte er. „Gefällt mir.“ Ich setzte mich ihm gegenüber, der Stuhl knarzte protestierend. „Clurichaun, ja? Und was genau bist du?“ Er grinste noch

breiter, griff nach der Flasche und zog einen tiefen Schluck daraus, als würde er damit eine Frage beantworten. Keine Ahnung, warum ich ihm die Flasche nicht aus der Hand schlug, vielleicht weil er so sicher wirkte, als hätte er das Haus gekauft und ich wäre der Untermieter, der noch nichts davon weiß.

„Ich bin der, der bleibt, wenn alle anderen gehen“, sagte er schließlich und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. „Der, der mittrinkt, wenn keiner mehr bezahlen will. Der, der lacht, wenn du fällst, und applaudiert, wenn du wieder aufstehst. Ein Clurichaun eben.“ Seine Augen funkelten, und plötzlich schien das schäbige Zimmer ein bisschen enger zu werden, dichter, als hätten die Wände sich näher herangeschoben, um besser zuzuhören. Ich hatte von solchen Wesen gehört, irgendwo aus Geschichten, die alte Säufer sich erzählen, wenn die Zeit in der Kneipe stillsteht und die Luft so dick ist, dass man sie schneiden könnte. Immer war die Rede von einem Kobold, der den Wein bewacht, den Whiskey liebt und nie die Zeche zahlt. Ein fauler Geist mit Sinn für schlechte Ideen. Nur hatte ich nie geglaubt, dass einer davon irgendwann in meinem heruntergekommenen Zimmer stehen würde.

„Und was willst du von mir?“ Meine Stimme klang müde, nicht misstrauisch genug für das, was da passierte. „Nichts Besonderes“, sagte er. „Ein Bett brauche ich nicht, ein Kühlschrank ist mir egal. Aber du scheinst ein Mann zu sein, der sein Glas nicht gern allein hebt. Und ich bin ein Kobold, der ungern allein säuft. Man könnte sagen, wir haben gemeinsame Interessen.“ Er lehnte sich zurück, stützte die kleinen Hände im Nacken ab und sah sich um, als würde er die Immobilie begutachten. „Außerdem ist die Kneipe hier im Viertel nicht schlecht. Der Wirt hat eine traurige Aura, das Bier ist halbwegs kalt und die Toilette stinkt. Fast wie zuhause.“

Ich lachte trocken. Es war ein Geräusch, das mehr nach Husten klang. „Du kennst den Laden?“ „Ich kenne jeden Laden“, sagte er. „Wenn irgendwo in dieser Stadt eine Flasche aufgeht, weiß ich es. Wenn irgendwo ein Mann beschließt, heute sein Leben zu ändern und stattdessen noch einen Doppelten bestellt, bin ich schon da, bevor der Whiskey im Glas landet.“ Er sprach mit einer Selbstverständlichkeit, die mir auf den Geist ging, aber ich konnte nicht anders, ich hörte zu. Vielleicht, weil ich schon seit Jahren nichts anderes mehr hatte als solche Geschichten. Geschichten und Alkohol und eine Abwärtsspirale, die nie wirklich fertig war.

„Also gut“, sagte ich. „Wenn du schon eingezogen bist, kannst du mir wenigstens was von deiner Flasche abgeben.“ Er grinste, nickte, goss ohne Glas direkt in meinen Mund, als wäre ich ein durstiger Hund, der an einem Brunnen kniet. Es brannte, es schmeckte nach Torf, Rauch und einem schlechten Gewissen, das man in Eichenfässern gereift hatte. Ich hustete, er lachte, und der Tag, an dem der Kobold einzog, kroch endgültig unter meine Haut, setzte sich irgendwo zwischen Leber und Hirn fest und machte es sich bequem, als hätte er vor, lange zu bleiben.

Der Abend kam wie ein müder Boxer in die Stadt, mit schweren Lidern und kaputten Knien, und ich wusste, dass ich nicht lange in der Wohnung bleiben würde. Die Wände rückten mir zu nah, als würden sie gleich anfangen, Fragen zu stellen. Also zog ich mir die alten Jeans an, die an den Knien dünner waren als meine Nerven, ein zerknittertes Hemd, das irgendwie nach Fritteuse roch, und meine kaputten Stiefel. Während ich mich anzog, saß der Kobold auf der Fensterbank und trommelte mit den Fersen gegen das bröckelige Mauerwerk. „Du gehst in die Kneipe, oder?“, fragte er. „Was sonst“, murmelte ich. „Wollte nur sicher sein“, sagte er. „Es wäre eine Schande, wenn ich mir den falschen Menschen ausgesucht hätte.“

Draußen war der Regen weniger geworden, nur noch ein feiner Sprühfilm, der die Straßen glänzen ließ wie frisch geputztes Elend. Die Neonreklame der Eckkneipe flackerte schon von hier aus. Ein halb kaputtes Bierglas im roten Rahmen, das versuchte, einladend zu wirken, aber eher aussah, als bräuchte es selbst einen Schnaps. „Wie heißt der Laden noch mal?“, fragte der Kobold, als wir die Treppe runtergingen. Es fühlte sich merkwürdig selbstverständlich an, dass er neben mir herlief. Er passte zwischen die Geländerstreben, als wäre das Haus für ihn gebaut worden. „Zum Schlusslicht“, sagte ich. „Weil hier jeder endet, der in dieser Straße keinen besseren Plan mehr hat.“ Er lachte. „Ein guter Name. Enden ist meine Spezialität.“

Wir traten auf den Bürgersteig, und ich merkte, dass niemand ihn sah. Die alte Nachbarin mit dem Einkaufstrolley kam uns entgegen, sah mich an, als wollte sie prüfen, ob ich inzwischen die Miete bezahlt hatte, und sah durch ihn hindurch. Zwei Jugendliche mit Kapuzen liefen an uns vorbei, lachten zu laut, rochen nach billigem Deo und Gras, und auch sie bemerkten ihn nicht. „Du siehst sie, aber sie sehen dich nicht“, sagte ich. „Jetzt kommst du langsam mit“, meinte er. „Manche sehen mich, wenn sie genug intus haben. Die meisten reden sich ein, ich wäre ein Hirngespinst. Aber selbst ein Hirngespinst kann dir dein Glas leer trinken.“

Er sprang von einer Pfützenkante zur nächsten, als wäre das hier ein Kinderspielplatz, und redete die ganze Zeit weiter, irgendein ununterbrochenes Murmeln über alte Tavernen, in denen Kerzen rußige Heiligenscheine an die Decke malten, und über Wirte, die irgendwann aufgehört hatten zu fragen, woher der Zugluftzug kam, der ihre Gläser klirren ließ. Ich hörte nur halb zu. Mein Blick hing an dem beleuchteten Schild der Kneipe, das immer größer wurde. Das „Zum Schlusslicht“ war kein guter Laden, aber es war mein Laden, und das ist manchmal das Beste, was man vom Leben sagen kann: Es ist nicht gut, aber es ist meins.

Die Tür zur Kneipe ging schwer auf, wie ein altes Auge, das nicht mehr richtig sehen will. Drinnen stank es nach Bier, kaltem Rauch und einer leichten Note von Urin, die man nach einer Weile nicht mehr bemerkte, so wie man seine eigenen Fehler irgendwann nicht mehr riecht. Der Wirt stand hinterm Tresen, polierte ein Glas, das nie wirklich sauber wurde. Seinen Namen kannte ich, aber ich nannte ihn nur „Chef“, so wie alle anderen. Er nickte mir zu, eine kurze Bewegung, in der mehr Routine als Wiedersehensfreude lag. „Du schon wieder“, sagte er. „Wer sonst?“, antwortete ich. „Du schuldest mir noch drei Tage“, erinnerte er mich. „Du schuldest mir noch drei Jahre“, sagte ich und setzte mich auf meinen Stammhocker.

Der Kobold kletterte auf den Barhocker neben mir, aber natürlich reagierte keiner. Ein dicker Typ mit Bierbauch, der immer am Spielautomaten hing, starrte weiter auf die rotierenden Symbole, als könnte er sie mit seinem Speck hypnotisieren. Die Kellnerin mit den müden Augen schleppte zwei volle Tabletts durch den schmalen Gang, ohne auszuweichen, und doch berührte sie ihn nicht, ging einfach durch den Hocker, als wäre er Luft. Er verzog das Gesicht. „Manchmal wünsche ich mir, sie würden mich anrempeln“, murmelte er. „Man fühlt sich lebendiger, wenn man gehasst wird.“

„Ein Bier und einen Doppelten“, sagte ich zum Wirt. „Schreib’s auf die Liste.“ Er verzog keine Miene, griff automatisch nach dem Glas und der Flasche. „Die Liste“, sagte er, „ist schon ein ganzes Märchenbuch.“ „Dann hast du wenigstens was zu lesen, wenn hier mal Ruhe ist“, meinte ich. Der Kobold lachte, und das Geräusch war seltsam hell, als würde irgendwo im Hintergrund eine Saite reißen. „Er weiß nicht, dass er nicht für dich arbeitet“, sagte er. „Wie meinst du das?“ „Keiner zahlt hier wirklich für dich“, erklärte der Kobold. „Sie zahlen für die Illusion, dass es morgen besser wird. Du bist nur der Anlass, die Ausrede, die Figur im

Theaterstück, verstehst du? Der Wirt verkauft ihnen Hoffnung im Glas, und du bist das abschreckende Beispiel, damit sie mehr kaufen.“

Ich nahm den ersten Schluck Bier. Es war lau, ein bisschen schal, aber es war kalt genug, um mich daran zu erinnern, dass ich noch nicht tot war. Der Whiskey kam hinterher, brannte eine Spur durch meinen Hals, ließ meine Schultern sinken, als wären sie endlich wieder an ihrem Platz. „Du redest zu viel“, sagte ich. „Du trinkst zu wenig“, antwortete er. Er beugte sich vor, griff unsichtbar nach der Flasche, und ich sah, wie der Pegel sank, obwohl seine Hände durch das Glas glitten, als wäre es Nebel. „Das ist mein Whiskey“, knurrte ich. „Ach ja?“, fragte er. „Hast du ihn bezahlt?“ Ich antwortete nicht. Wir beide wussten, dass die Frage ihre eigene Pointe schon mitbrachte.

Der Laden füllte sich nach und nach. Arbeiter mit ölverschmierten Händen, die noch die letzte Schicht im Nacken kleben hatten. Eine Frau mit zu viel Make-up und zu wenig Geduld. Zwei Kerle im Anzug, die sich hierher verirrten, weil die Bar, in der sie sonst verschwanden, wohl zu weit weg war oder zu ehrlich im Spiegel. Sie setzten sich in eine Ecke, bestellten etwas mit Cola, taten so, als wären sie nicht hier, um sich selbst zu vergessen. Der Kobold sah sie alle an, prüfend, wie ein Jäger, der das Wild taxiert. „Viele Kandidaten“, meinte er. „Für was?“ „Für alles“, sagte er nur und grinste.

Mit jedem Schluck wurde er deutlicher. Seine Konturen, die anfangs flirrten, als bestünden sie aus Zigarrenrauch, wurden fester. Die Falten in seinem Gesicht zeichneten sich schärfer ab, und die grüne Mütze bekam einen dunklen Glanz, als wäre sie frisch aus einem Albtraum poliert. „Du siehst mich besser, was?“, fragte er. „Je voller du wirst, desto klarer werde ich. So läuft das Spiel.“ Ich nahm noch einen Schluck, einfach nur, um ihm zu widersprechen, und merkte, dass er recht hatte. Vielleicht war er nie in die Wohnung eingezogen. Vielleicht war er schon die ganze Zeit da gewesen, irgendwo in der Ecke meines Schädels, zwischen Schuldgefühlen und Restbeständen von Hoffnung, und heute hatte er sich nur entschieden, die Tür aufzumachen.

„Warum ich?“, fragte ich leise. „Warum nicht einer von den Anzugtypen? Die haben mehr Geld.“ Er schnaubte. „Geld ist langweilig“, sagte er. „Ich mag Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Die sind… formbar.“ Er machte eine Geste mit den Fingern, als würde er Knetmasse zwischen den Händen reiben. „Außerdem“, fügte er hinzu, „hast du mich gerufen.“ „Quatsch“, sagte ich. „Ich rufe niemanden.“ „Oh doch“, sagte er. „Jedes Mal, wenn du gedacht hast, dass das alles hier nicht mehr schlimmer werden kann und du trotzdem noch einen bestellt hast, hast du mich ein Stück näher an dich rangewunken.“

Ich sah in mein Glas. Der Schaum war längst verschwunden, der Rest Bier wirkte müde, als hätte er keine Lust mehr, getrunken zu werden. Der Wirt stellte kommentarlos eine neue Flasche auf den Tresen. „Von wem ist die?“, fragte ich. „Von gestern“, sagte er. „Du hast gestern vorgeschossen für heute. Hast du schon wieder vergessen.“ Ich konnte mich nicht erinnern, aber das war nichts Neues. Vergessen war meine größte Fähigkeit. Also nickte ich nur, schraubte die Flasche auf, und irgendwo in meinem Rücken lachte der Kobold, leise, zufrieden, als wäre gerade ein Vertrag unterschrieben worden, den niemand gelesen hatte.

Später am Abend, als die Luft in der Kneipe so dicht war, dass man sie beinahe schneiden und auf Spieße stecken konnte, begann der Kobold richtig aufzudrehen. Er stand auf dem Tresen, direkt vor mir, und keiner bemerkte es. Die Gläser klirrten, wenn er vorbeilief, und ich schwöre, dass der Pegel in der Bierleitung sank, ohne dass der Zapfhahn lief. Er tanzte zwischen Aschenbechern und klebrigen Bierlachen, und seine kleinen Stiefel hinterließen

winzige Spuren im Schaum. „Das ist es“, rief er, und seine Stimme schnitt durch den Lärm aus Gelächter, Husten und Spielautomatengeklimper, aber niemand drehte den Kopf. „Das ist das, was ihr Menschen am besten könnt: langsam untergehen und dabei so tun, als wäre es ein Fest.“

Er beugte sich zur Kellnerin, die gerade ein Tablett voll Gläser balancierte. Sie ging durch ihn hindurch, aber sein Mund war dicht an ihrem Ohr. „Leg dem Dicken da drüben besser noch einen Kurzen drauf“, flüsterte er. „Der glaubt, er gewinnt heute. Es wäre schade, ihn früh nach Hause gehen zu lassen.“ Sie konnte ihn nicht hören, aber trotzdem stellte sie, kaum eine Minute später, ein kleines Glas neben seinen halbleeren Krug und sagte: „Vom Automaten. Der gönnt dir was.“ Der dicke Kerl grinste, als wäre ihm gerade der Himmel auf Kredit verkauft worden. „Siehst du?“, sagte der Kobold zu mir. „Ich brauche keine Worte. Ich schubse nur die Dinge ein bisschen in die Richtung, in die sie sowieso schon kippen.“

Ich weiß nicht, ob es der Whiskey war oder die Müdigkeit oder einfach diese seltsame Art von Klarheit, die manchmal zwischen zwei Gläsern aufblitzt, bevor alles wieder verschwimmt, aber in diesem Moment verstand ich, dass der Kobold nicht einfach nur irgendeine Halluzination war. Er war wie ein Katalysator für all die Scheiße, die wir uns selbst antaten. Er musste niemanden zwingen, noch einen zu bestellen. Er musste nur da sein, lächeln, die entsprechende Stimmung mit einem unsichtbaren Finger antippen, und schon fiel alles an seinen Platz. „Du bist so eine Art… Barkrankheit“, sagte ich. „Eine chronische.“ Er verbeugte sich spöttisch. „Nenn mich, wie du willst. Ich bin das, was bleibt, wenn der gute Vorsatz längst aus dem Taxi gestiegen ist.“

Der Wirt kam rüber, stützte sich auf den Tresen. Sein Gesicht war ein tiefer Aschenbecher aus Jahrzehnten hinter diesem Holz. „Du siehst heute beschissener aus als sonst“, meinte er. „Eigener Rekord.“ „Danke, Chef“, sagte ich. „Du siehst aus wie jemand, der dringend eine Gehaltserhöhung braucht.“ Er schnaubte. „Ich könnte dir auch einfach Hausverbot geben.“ „Mach doch“, sagte ich, ohne ihn anzusehen. „Dann musst du dir einen neuen Idioten suchen, der dir die Reste wegtrinkt.“ Wir schwiegen beide, und das Schweigen zwischen uns war alt, bekannt, wie zwei Stühle, die immer am selben Platz stehen. Dann grunzte er: „Noch ein Bier?“ „Ja“, sagte ich. „Und lass die Frage das nächste Mal weg. Mach es einfach.“

Der Kobold klatschte in die Hände, als wäre gerade eine besonders gelungene Pointe gelungen. „So fängt es an“, sagte er. „Was fängt an?“, knurrte ich. „Das Zusammenziehen“, meinte er und rieb sich die Hände. „Du denkst, ich bin nur ein Gast in deinem Leben, aber ich bin längst wohngemeldet. Du merkst es daran, dass du ohne mich gar nicht mehr hier sein willst. Weil du dann fühlst, wie leer es wirklich ist.“ Ich nahm das frische Bier, das der Wirt wortlos hingestellt hatte, und trank einen langen Zug. Es half nicht. Das Loch in mir blieb, es wurde nur ordentlich ausgeleuchtet.

Gegen Mitternacht waren die meisten schon halb weg. Die Ecke mit den Anzugträgern war leer, ihre Stühle standen schief, als wären die Männer beim Aufstehen gestolpert. Die Frau mit dem zu dicken Lippenstift hatte einen Typen im karierten Hemd an der Angel, und beide torkelten Richtung Ausgang, als hätten sie beschlossen, ihre Einsamkeit für eine Nacht zusammenzulegen. Der dicke Automatenspieler war komplett weg, der Kopf auf die Unterarme gesunken, eine Mischung aus Schnarchen und Pfeifen kam aus ihm heraus, als wäre er ein undichter Luftballon. Nur der Wirt, die Kellnerin, der Kobold und ich waren noch wirklich wach, jeder auf seine eigene Art.

„Zeit für einen Spaziergang“, verkündete der Kobold und sprang vom Tresen. Er landete ohne Geräusch auf dem Boden, als wäre er aus Schatten gemacht. „Ich gehe nicht mehr raus“, murmelte ich. „Es regnet.“ „Es regnet immer“, sagte er. „Draußen oder drinnen, ist doch egal. Komm.“ Er zupfte an meinem Ärmel, und obwohl seine Hände klein waren, fühlte ich mich gezogen. Ich legte ein paar zerknitterte Scheine auf den Tresen, nicht genug, nie genug. Der Wirt sah nicht mal richtig hin, schob sie unter die Kasse. „Morgen“, sagte er. „Vielleicht“, antwortete ich. Die Kellnerin nickte, müde, aber ihre Augen blieben kurz an mir hängen, als würde sie prüfen, ob ich überhaupt noch auf den Beinen war. „Pass auf dich auf“, murmelte sie. „Mach ich nie“, sagte ich, und der Kobold lachte so laut, dass ich dachte, sie müsste es gehört haben.

Draußen war es kälter als erwartet. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war nass, klebte an den Klamotten. Die Straßenlaternen warfen trübe Kegel auf das Pflaster, in denen alles so aussah, als hätte jemand die Farbe rausgedreht. Der Kobold lief vor mir her, seine Silhouette klein, aber deutlich, als wäre er der einzige klare Umriss in diesem verwaschenen Bild. „Wohin?“, fragte ich. „Nach Hause“, sagte er. „Wir hatten doch eine Einweihungsfeier, erinnerst du dich? Einzug, so was macht man nicht halbherzig.“ „Du bist doch schon eingezogen“, brummte ich. „Du hast keine Ahnung“, meinte er.

Die Treppen hoch fühlten sich länger an als sonst. Meine Knie beschwerten sich, mein Kopf brummte im Takt zu jedem Schritt, und die Hand am Geländer war schwitzig. Oben im Flur roch es nach gekochtem Kohl und einem Leben, das irgendwo falsch abgebogen war. Ich kramte den Schlüssel aus der Tasche, fummelte ihn ins Schloss, und in dem Moment, als die Tür aufging, spürte ich, dass etwas anders war. Es war derselbe Dreck, dieselbe Tapete, dieselben Flaschen auf dem Tisch, aber der Raum war dichter, als hätte jemand die Luft gegen etwas Schwereres ausgetauscht.

„Willkommen zuhause“, sagte der Kobold und machte eine kleine Verbeugung. Dann schnippte er mit den Fingern. Die Flaschen auf dem Tisch klirrten, als würden sie sich melden. Die halbvolle Pulle vom Nachmittag rollte ein Stück, blieb genau an der Tischkante stehen, ohne herunterzufallen. Aus irgendeiner Ecke kam ein leises Rascheln, als würden alte Rechnungen nervös werden. „Was soll das?“, fragte ich. „Nichts Besonderes“, antwortete er. „Ich richte mich nur ein. Du wirst vielleicht merken, dass du in letzter Zeit öfter Durst hast. Dass du schlechter schläfst. Dass der Gedanke an ein trockenes Leben sich anfühlt wie ein schlechter Witz. Das ist normal. Man gewöhnt sich an alles.“

Ich setzte mich schwer auf den Stuhl, der mit mir ächzte. Mein Kopf war voll und leer zugleich, eine Art überfüllter Abgrund. Der Kobold kletterte wieder auf den Tisch, setzte sich im Schneidersitz hin und sah mich an, als wäre ich eine Investition, die sich langsam auszahlt. „Du bist nicht der erste“, sagte er leise. „Und du wirst nicht der letzte sein. Es gibt viele wie dich. Manche halten länger durch, andere brechen früher. Ich bin kein Monster, verstehst du? Ich halte ihnen nur den Spiegel hin, und sie entscheiden, ob sie wegsehen oder reinspringen.“

Ich wollte etwas Schlaues sagen, irgendwas mit „Ich entscheide selbst“ oder „Ich kann jederzeit aufhören“, aber die Worte blieben irgendwo zwischen Zunge und Gaumen stecken. Stattdessen griff ich automatisch nach der Flasche. Meine Hand zitterte, nur ein bisschen, gerade so, dass man es noch als Kälte auslegen konnte. Der Kobold lächelte wissend. „Siehst du?“, sagte er. „Wir kommen schon klar, du und ich. Wir machen das auf unsere Art. Du tust so, als hättest du die Kontrolle, und ich tue so, als wäre ich nur zu Besuch.“ Er lehnte sich zurück, legte die Hände hinter den Kopf. „Und morgen gehen wir wieder in den Laden. Der Wirt hat keine Ahnung, dass wir jetzt zu zweit sind.“

Ich trank direkt aus der Flasche, weil der Umweg über ein Glas mir plötzlich lächerlich vorkam. Der Alkohol brannte, aber es war ein vertrautes Brennen, wie eine alte Narbe, die bei Wetterwechsel ziept. Ich spürte, wie sich etwas in mir entspannte und gleichzeitig enger wurde, eine seltsame Art von Frieden, die nur entsteht, wenn man genau weiß, dass man gerade noch tiefer in die Scheiße läuft. Der Kobold summte eine Melodie, die ich nicht kannte, irgendwas zwischen irischem Trinklied und traurigem Kinderlied. Dann wurde mir schwindlig, die Wände wackelten ein bisschen, und ich ließ den Kopf auf dem Tisch sinken.

Bevor ich wegdriftete, hörte ich noch seine Stimme, nah an meinem Ohr, warm und kalt zugleich. „Schlaf, Kumpel“, flüsterte er. „Morgen fangen wir richtig an.“ Und in dem Moment wusste ich, ohne es mir eingestehen zu wollen: Der Tag, an dem der Kobold einzog, war nicht der schlimmste meines Lebens. Er war nur der Erste, der ehrlich war.

Kapitel 2 – Bierdeckel sind keine Verträge

Am nächsten Morgen wachte ich mit dem Geschmack auf der Zunge auf, als hätte jemand eine Zigarettenkippe in ein Glas Spülmittel gedrückt und mir das Ganze nachts eingeflößt. Mein Kopf pochte im Takt zu irgendeinem unsauberen Schlagzeug, und die Sonne, die durch den Spalt im Vorhang fiel, war ein mies gelaunter Scheinwerfer direkt ins Gesicht. Auf dem Tisch lagen leere Flaschen wie gefallene Soldaten, und zwischen ihnen stapelten sich Bierdeckel. Nicht nur zwei oder drei, sondern ganze Türme, schief und drohend. Ich erinnerte mich dunkel daran, dass ich gestern Abend keine Bierdeckel mitgenommen hatte. Die gehören in die Kneipe, nicht in meine Wohnung. Es sei denn, jemand hatte andere Pläne.

Der Kobold saß auf dem Tisch, mitten in einem Bierdeckelturm, als wäre es ein Thron. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt, obwohl ich gar keine mehr hatte, und ließ den Rauch durch die Nase ausströmen wie ein kleiner, rotbärtiger Drache. „Na, Schlaf schön gewesen?“, fragte er. Meine Stimme klang wie Schmirgelpapier, als ich antwortete. „Du bist zu laut.“ „Ich hab noch gar nicht angefangen“, meinte er. „Guck dir das an.“ Er schnippte mit den Fingern, und ein Deckel rutschte nach vorne. Mit krakeliger Schrift stand da: „3 Bier, 2 Korn, 1 Whiskey – IOU“. Darüber mein Name, mehr oder weniger lesbar. Auf einem anderen Deckel: „Offen: 27,40 – zahlt er morgen.“ Und wieder mein Name, diesmal mit einem Strich drunter, als hätte der Wirt sich selbst versprochen, diesmal wirklich konsequent zu sein.

„Wo kommen die her?“, fragte ich, obwohl ich es mir denken konnte. „Aus dem Paradies der gebrochenen Versprechen“, sagte der Kobold. „Der Chef hat eine kleine Sammlung von dir. Ich hab ihm ein paar abgenommen. Souvenirs.“ Ich nahm einen Deckel in die Hand, der Karton war feucht vom Nachdunst der Nacht, und die Zahlen darauf verschwammen vor meinen Augen. „Bierdeckel sind nichts wert“, murmelte ich. „Nur Pappe.“ „Falsch“, korrigierte er mich. „Für dich sind sie Pappe. Für den Wirt sind sie Religion. Jeder Strich ist ein Gebet, dass du irgendwann zahlst. Und jedes Mal, wenn du doch nicht zahlst, wächst sein Glaube. Menschen glauben am stärksten an das, was ständig enttäuscht wird.“

Ich stand auf, schwankte leicht, ging zum Waschbecken und ließ kaltes Wasser laufen. Der Spiegel über dem Becken zeigte einen Mann, den ich nicht mochte. Augenringe wie Schatten von Schatten, Bartstoppeln, die mehr Verzweiflung als Männlichkeit ausstrahlten, und eine Hautfarbe irgendwo zwischen Altpflaster und alter Tapete. „Ich zahl doch immer mal wieder“, sagte ich, während ich mir Wasser ins Gesicht schlug. „Ja“, sagte der Kobold. „So

wie einer, der eine brennende Wohnung mit einem nassen Taschentuch löscht. Das ist das Schöne an dir. Du glaubst an kleine Gesten gegen große Katastrophen."

Ich ging zurück zum Tisch, setzte mich, griff nach der halbvollen Flasche vom Abend. Mein Magen protestierte, aber das Zittern in meinen Händen protestierte lauter. Ein Schluck, zwei Schluck, dann wurde die Welt ein Stück leiser. „Warum hast du die Dinger mitgenommen?", fragte ich. „Weil du verstehen musst, wie das hier läuft", sagte er. „Du glaubst, du hast Schulden beim Wirt. Er glaubt das auch. Aber in Wirklichkeit habt ihr einen Handel, den keiner von euch wirklich versteht. Er verkauft dir Zeit, du bezahlst mit Lebensjahren. Das Geld ist nur die Ausrede, mit der ihr euch gegenseitig anlügt, dass es fair wäre."

Ich nahm einen Deckel nach dem anderen in die Hand. Die Zahlen waren willkürlich, mal hoch, mal niedriger, mal durchgestrichen, mal mit Fragezeichen daneben. Manche Deckel hatten zwei, drei Daten drauf. „Das ist doch alles durcheinander", sagte ich. „Er weiß doch selbst nicht mehr, was ich wirklich schulde." Der Kobold nickte zufrieden. „Genau", sagte er. „Und weißt du, was Menschen machen, wenn sie nicht genau wissen, wie viel sie kriegen sollten? Sie hoffen auf mehr. Und weil sie wissen, dass sie das nie exakt beweisen können, hängen sie sich an die Idee. Die Idee, dass du ihnen etwas schuldest. Das reicht, um dich am Haken zu halten."

Ich dachte an die Abende, an denen ich großkotzig gesagt hatte: „Schreib's auf den Deckel, Chef, morgen kommt Geld." Morgen kam nie in der Form, wie ich es versprochen hatte. Es kam in verkaterten Stücken, in krummen Beträgen, in Münzen, die ich aus den Sofaritzen gekratzt hatte. Immer zu wenig. Immer gerade genug, dass er mich nicht rauswarf. „Warum schmeißt er mich nicht einfach raus?", fragte ich. „Weil du seine beste Werbung bist", sagte der Kobold. „Du sitzt am Tresen wie ein Mahnmal. Alle anderen schauen dich an und denken: So weit lasse ich es nicht kommen. Und während sie das denken, bestellen sie noch ein Bier, zur Beruhigung. Du bist seine traurige Litfaßsäule."

Ich schob die Deckel zur Seite, als könnte ich damit die Wahrheit wegwischen. „Bierdeckel sind keine Verträge", sagte ich trotzig. „Das sind nur kleine Pappen, die irgendwann im Aschenbecher landen." „Du verstehst es nicht", sagte der Kobold. „Ein Vertrag ist nichts anderes als eine Geschichte, auf die sich zwei Leute einigen. Der eine schreibt, der andere unterschreibt, und beide tun so, als wäre es mehr als Tinte auf Papier. Beim Bierdeckel ist es dasselbe, nur billiger. Aber in seinem Kopf bist du unterzeichnet. Und in deinem Kopf bist du schuldig. Das reicht, um euch gefangen zu halten."

Ich dachte an all die Male, in denen ich irgendwo unterschrieben hatte. Mietvertrag, Handyvertrag, Arbeitsvertrag. Haufenweise Papier, das ich nie richtig gelesen hatte. Und jetzt diese Bierdeckel, als wäre mein Leben eine Kleingeldbuchhaltung in einer Eckkneipe. „Vielleicht sollte ich einfach alles auf einmal bezahlen", sagte ich. „Einmal richtig, alles weg, sauberer Schnitt." Der Kobold lachte. „Du hast nicht mal genug Kohle, um deine eigene Würde auszulösen", sagte er. „Und selbst wenn: Glaubst du, du wärst danach frei? Dann würde er den nächsten Deckel anfangen. Der erste Schluck nach der großen Bezahlung wäre schon wieder Schulden. Freiheit ist nur das kurze Rauschen zwischen zwei Strichen auf dem Karton."

Ich lehnte mich zurück, schloss kurz die Augen. Die Flasche in meiner Hand wurde leichter, der Raum schwerer. „Wozu das alles?", fragte ich. „Warum die Striche, die Deckel, die Listen?" Der Kobold zuckte mit den Schultern. „Die Menschen können nichts einfach so tun", sagte er. „Sie brauchen immer eine Rechtfertigung. Selbst fürs Saufen. Also rechnen sie. Ein

Bier, zwei Bier, drei Bier. Als würden die Zahlen irgendeine Moral daraus machen, dass sie sich systematisch kaputt trinken.“ Er schnippte einen Deckel vom Tisch, der auf dem Boden landete und sich langsam im Staub drehte, bis er liegen blieb. „Du bist Rechnungswesen mit Beinen.“

Ich sah auf die Uhr, die nicht mehr richtig ging, und dachte, dass es Zeit war, wieder in die Kneipe zu gehen. Nicht, weil ich Lust hatte. Aber weil der Tag sonst zu lang wäre. Zu viel Zeit ist gefährlich, wenn man nichts mehr hat, womit man sie füllen kann. „Kommst du mit?“, fragte ich den Kobold. Er grinste, als hätte ich gefragt, ob er noch Luft zum Atmen braucht. „Natürlich“, sagte er. „Schließlich bin ich der Einzige hier, der weiß, dass Bierdeckel keine Verträge sind. Aber wir tun so, als wären sie welche. Sonst macht das alles keinen Spaß.“

Der Weg zur Kneipe war derselbe wie immer, aber seit der Kobold bei mir war, fühlte sich alles ein Stück schiefer an. Die Häuser hingen wie Betrunkene über der Straße, die Türen wirkten misstrauischer, die Gesichter der Leute gehetzter. Vielleicht bildete ich mir das ein. Vielleicht hatte es schon immer so ausgesehen und ich hatte es vorher nur weggesoffen. Der Kobold lief neben mir her, pfeifend, die Hände in den Manteltaschen, als wäre das sein Revier. Manchmal sprang er in Pfützen, obwohl es kaum noch Wasser drin gab. „Du solltest dir einen Job suchen“, sagte er plötzlich. „Mehr Geld heißt mehr Bier, mehr Bier heißt mehr Spaß für mich.“ „Du solltest anfangen, Miete zu zahlen“, erwiderte ich. „Mehr Miete heißt weniger Bier, weniger Bier heißt weniger Spaß für dich“, konterte er. „Also lassen wir das.“

Vor der Tür vom „Schlusslicht“ stand ein Haufen Kippen, wie ein kleiner Friedhof für Entscheidungen, die nicht gehalten haben. Ich drückte die Klinke runter, die Tür klemmte wie immer, dann gab sie nach. Drinnen sah alles aus wie gestern, wie vorgestern, wie letzte Woche. Der Wirt hinterm Tresen, die Kellnerin mit den müden Augen, der dicke Automatenheini, der schon wieder so tat, als hätte er eine Strategie. Die Luft war schwer und vertraut, wie eine alte Decke, die seit Jahren nicht gewaschen wurde. „Na, da ist er ja“, sagte der Wirt, als ich mich auf meinen Hocker setzte. „Dein Platz hätte schon Eintritt nehmen können, so oft wie du drauf sitzt.“

Ich nickte nur und legte einen einzelnen Schein auf den Tresen. „Heute bar“, sagte ich. Der Kobold kicherte. Der Wirt sah den Schein an, als wäre er ein seltenes Tier, das man nur aus Dokumentationen kennt. „Wird ja ein ganz besonderer Tag“, murmelte er. „Ein Bier und einen Korn?“ „Bier und einen Korn“, bestätigte ich. Er zapfte, schenkte ein, alles in einer Bewegung, die aussah, als wäre sie schon vor Jahren einstudiert worden. Die Kellnerin stellte in der Zwischenzeit ein paar frische Bierdeckel auf die Theke, rund, weiß, mit einem blassen Brauereilogo drauf. Ein neues Leben, das darauf wartete, vollgekritzelt zu werden.

Der Kobold sprang auf den Tresen, stellte sich direkt auf einen der Deckel und breitete die Arme aus. „Siehst du“, sagte er zu mir, „jungfräulicher Karton. Noch hat niemand etwas versprochen. Noch ist alles möglich.“ Ich nahm das Bier, trank, fühlte, wie die erste Welle durch meinen Körper floss. Der Wirt schob mir mechanisch einen Deckel rüber. „Ist nicht nötig“, sagte ich. „Heute zahl ich sofort.“ Er zuckte mit den Schultern. „Gewohnheit“, meinte er. „Außerdem verliere ich die Übersicht, wenn ich bei dir anfange, Ausnahmen zu machen.“ Der Kobold lachte und rollte sich auf dem Deckel, als wäre es ein Bett. „Siehst du?“, sagte er. „Er vertraut einem Stück Pappe mehr als dir.“

Ein Typ mit Karohemd und Glatze setzte sich zwei Hocker weiter. Ich kannte ihn vom Sehen, einer von denen, die immer so tun, als würden sie nur „mal kurz eins trinken“ und dann doch versacken. Er nickte mir zu, dieses stumme Einverständnis unter Leuten, die dieselbe Art von

Zeitvernichtung betreiben. „Na, immer noch auf Kredit?“, fragte er halb scherzhaft. „Heute nicht“, sagte ich und zeigte demonstrativ auf mein Bier. „Heute bin ich solvent.“ „Solvent ist ein schönes Wort“, meinte er. „Klingt, als würdest du dich auflösen.“ Der Kobold applaudierte begeistert. „Den mag ich“, sagte er. „Der versteht was von Sprache.“

Der Wirt kam mit einem Stapel Bierdeckel an, legte sie neben die Kasse und begann, mit einem Kugelschreiber Zahlen drauf zu kritzeln. Er sortierte, schob, stapelte. Ich sah zu, wie seine dicken Finger durch die Pappe glitten, wie seine Stirn sich kraus zog, wenn zwei Deckel nicht zusammenpassten. „Was machst du da?“, fragte ich. „Inventur in deinem Elend?“ Er brummte. „Ich versuch rauszufinden, was du mir genau schuldest“, sagte er. „Hab gestern die Schublade aufgemacht und mir gedacht, das kann ja wohl nicht sein, dass ein Mensch so viele Deckel hat.“ Er deutete mit dem Kinn auf mich. „Du ruinierst mir die Übersicht.“

„Wir können sie doch einfach verbrennen“, schlug ich vor. „Dann sind wir beide frei.“ Der Kobold hielt sich den Bauch vor Lachen. Der Wirt hingegen verzog keine Miene. „So einfach ist das nicht“, sagte er. „Du kannst nicht einfach alles löschen, nur weil dir die Zahlen nicht gefallen. Dann würde ja jeder kommen.“ „Ich komm ja auch jeden Tag“, sagte ich. „Siehst du?“, meinte er. „Das ist das Problem.“ Er blätterte weiter durch seine Kartonsammlung. „Manche Deckel sind Jahre alt. Da steht nicht mal mehr ein Datum drauf. Nur Striche. Vielleicht hab ich dich zu oft laufen lassen. Vielleicht hab ich auch zu oft gedacht, du kriegst dich schon irgendwie wieder hin.“

„Und, was ist dein Urteil?“, fragte ich, mehr aus Trotz als aus echter Neugier. Er legte schließlich drei Deckel vor mich hin, nebeneinander, mit Zahlen, die ordentlich aussahen, im Gegensatz zu dem Chaos in der Schublade. „Sagen wir so“, meinte er. „Wenn du die nächsten Wochen ab und zu bar zahlst, drück ich ein Auge zu. Zwei Augen sogar. Ich hab keinen Nerv, hier den Buchhalter zu spielen. Aber irgendwann ist Schluss, klar?“ Ich sah auf die Deckel, fühlte mich, als würde ich vor Gericht stehen. Der Kobold beugte sich über meine Schulter. „Siehst du? Er weiß es selbst nicht. Also erfindet er eine Zahl, bei der er sich nicht ganz verarscht vorkommt.“

„Bierdeckel sind keine Verträge“, sagte ich laut, mehr zu mir als zu ihm. Der Wirt sah mich an. „Weiß ich“, sagte er. „Aber sie sind das Einzige, was ich habe. Entweder ich glaub dran oder ich schenk euch hier allen den Laden.“ Er nahm einen Deckel, zerriss ihn demonstrativ in kleine Stücke. „Das ist leicht“, meinte er. „Das kann ich immer machen. Aber was mir keiner zurückgibt, ist die Zeit, die ich hatte, dich zu bedienen.“ Er wischte die Pappestückchen in den Müll. „Also tu mir den Gefallen und zahl ab und zu. Als Zeichen, dass du noch weißt, dass du lebst.“

Ich sagte nichts. Ich trank. Der Kobold nickte anerkennend. „Gar nicht so dumm, der Mann“, meinte er. „Er weiß, dass das Geld nicht der Punkt ist. Es geht darum, ob du überhaupt noch in der Lage bist, irgendwas gerade zu ziehen. Wenigstens ab und zu.“ Ich sah den Wirt an. Seine Schultern hingen schwer, seine Augen waren müde, aber da war etwas Dahinter, das ich nicht erwartet hatte. So eine Art trauriger Stolz, als würde er auf seine Sammlung gescheiterter Existenzen aufpassen. Vielleicht war ich nur eine Nummer mehr für ihn. Vielleicht auch nicht.

Der Automatenspieler brüllte plötzlich auf. „Gewinn!“, schrie er. „Endlich, ihr Schweine, ich hab’s geschafft!“ Alle drehten sich kurz um, sahen die blinkenden Lichter und den verrückten Triumph in seinen Augen. Der Kobold war mit einem Sprung bei ihm, hockte sich auf das Gerät, während Münzen rasselnd in die Schale fielen. „Pass auf“, flüsterte er mir zu. Der

Mann griff gierig in das Metall, ließ die Münzen in seine Taschen gleiten, die Augen glänzend wie bei einem Kind an Weihnachten. Dann ging er zum Tresen. „Runde für alle!“, rief er. „Auf mein Glück!“ Der Wirt hob eine Augenbraue, griff aber sofort nach den Gläsern. Geschäft ist Geschäft.

„Siehst du“, sagte der Kobold, als mir ein frisches Bier hingestellt wurde. „Gerade eben hatte er noch nichts. Jetzt glaubt er, reich zu sein. In zwei Stunden hat er weniger als vorher. Und was bleibt? Ein Haufen leerer Gläser und vielleicht ein Bierdeckel mit seinem Namen drauf.“ Ich prostete dem Automatenmann zu, der schon wieder Richtung blinkende Wand taumelte. „Auf dein Glück“, murmelte ich. „Und auf meinen Kredit.“ Der Kobold schüttelte grinsend den Kopf. „Ihr Menschen könnt einfach nicht anders. Ihr macht aus Pappe eine Bibel und aus ein paar Münzen eine Offenbarung.“

Es war später Abend, als sich der Laden langsam leertrank. Die Musik aus der Jukebox war zu leise, um wirklich zu stören, aber laut genug, um jedes Gespräch mit einer dünnen Schicht Geräusch zu überziehen. Die Kellnerin wischte zum dritten Mal dieselbe Stelle auf dem Tresen, als würde sie hoffen, dass irgendwo unter der klebrigen Oberfläche ein anderes Leben versteckt ist. Der Wirt zählte zum wiederholten Mal seine Kasse, auch wenn es noch zu früh war, um Schluss zu machen. Vielleicht machte er es einfach aus Gewohnheit, so wie ich mein Glas anhob, auch wenn ich eigentlich genug hatte.

Der Kobold saß auf einem der Bierdeckel direkt vor mir, ließ die Beine baumeln und beobachtete mich. „Du denkst nach“, stellte er fest. „Hört man das?“, fragte ich. „Man sieht es“, sagte er. „Du starrst dein Bier an, als wäre es ein Orakel. Aber selbst das Orakel hat irgendwann die Schnauze voll, wenn du ihm immer dieselbe Frage stellst.“ „Welche Frage?“, knurrte ich. Er lächelte nachsichtig. „Ob das noch lange so weitergehen kann.“ Ich wollte widersprechen, aber die Worte blieben stecken. Stattdessen nahm ich einen Schluck, der sich anfühlte wie eine halbe Antwort.

„Vielleicht sollte ich wirklich mal alles auf einen Schlag zahlen“, sagte ich schließlich. „Einen Umschlag machen, den ganzen Scheiß reinpacken, auf den Tresen knallen, und dann sind wir quitt.“ Der Wirt sah kurz herüber; ich hatte wohl lauter gesprochen, als ich dachte. „Das höre ich seit Jahren“, meinte er. „Aber ich seh nie einen Umschlag.“ Der Kobold grinste. „Und wenn du’s doch tust?“, fragte er. „Was dann? Glaubst du, ich such mir einen neuen Idioten? Ich bin doch nicht wahnsinnig. Wir passen gut zusammen.“

Ich stellte mir vor, wie es wäre, wirklich einmal ohne Schulden in den Laden zu kommen. Einfach zur Tür rein, „Moin“, sagen, ein Bier zahlen, trinken, gehen. Kein Blick zur Schublade, keine Deckel, kein Abwägen, ob ich mir das leisten kann. Aber die Vorstellung fühlte sich nicht nach Freiheit an, sondern nach Leere. Was bleibt einem Mann wie mir, wenn er nicht mal mehr seine Schulden hat, an denen er sich entlanghangeln kann? Vielleicht ist das das einzige, was uns noch mit der Welt verbindet: dass irgendwo jemand eine Strichliste über uns führt.

Der Kobold beugte sich zu mir. „Ich sag dir was“, meinte er. „Diese Deckel sind dir egal. Du machst dir nicht wirklich Sorgen darum, dass du dem Wirt Geld schuldest. Was dich wirklich fertig macht, ist, dass diese Striche beweisen, dass du mal mehr wolltest, als du jetzt hast. Jeder Strich ist ein Abend, an dem du dachtest: Morgen mach ich’s besser. Und morgen hast du’s verkackt.“ Er schnippte gegen den Rand meines Glases, dass der Schaum zitterte. „Deshalb kannst du die Dinger nicht loslassen. Es wären zu viele Beerdigungen auf einmal.“

Die Kellnerin kam rüber und räumte ein paar leere Gläser ab. Ihr Blick blieb an mir hängen. „Alles gut bei dir?“, fragte sie, und in ihrer Stimme lag weder Spott noch Mitleid, nur dieses abgeklärte Interesse von jemandem, der schon zu viele Varianten desselben Absturzes gesehen hat. „Alles bestens“, log ich. „Ich mach hier bald Großreinemachen.“ Der Kobold schnaufte, ich trat ihm unauffällig gegen den Fuß, auch wenn er das eher als Liebkosung verstand. „Großreinemachen?“, wiederholte sie. „Fängst du damit beim Kühlschrank oder bei der Leber an?“ Ich lächelte schief. „Beim Bierdeckel“, sagte ich. „Die fliegen als erste raus.“ Sie sah zum Wirt rüber. „Hast du das gehört?“, rief sie. „Er will aufräumen!“ Der Wirt winkte ab. „Das sagt er immer, wenn er langsam voll wird“, meinte er. „Morgen kommt er wieder und fängt neue Deckel an.“

In meinem Kopf entstand plötzlich ein Bild: Ich, wie ich wirklich mit einem Umschlag ankomme, voll mit Scheinen, irgendwo hergezaubert, und der Wirt, der verdutzt guckt, während ich alle alten Deckel verbrennen lasse. Ein kleines Lagerfeuer aus Pappe mitten auf dem Tresen. Der Rauch, der aufsteigt, riecht nach längst verjährten Versprechen. Die Kellnerin lacht, der Kobold tobt vor Wut, weil ihm die Spielwiese genommen wurde. Und ich gehe raus in eine Nacht, in der ich niemandem mehr etwas schulde. Es war ein schönes Bild, aber es fühlte sich an, als würde ich jemand anderem beim Träumen zusehen.

„Weißt du, warum ich nie zahle?“, fragte der Kobold leise. „Weil du ein Arschloch bist“, murmelte ich. Er schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er. „Weil Schulden menschlich sind. Ich bin kein Mensch. Was soll ich mit so einem Mist? Ich nehme, was ich kriegen kann, und verschwinde, bevor jemand anfängt, Striche zu machen. Das ist der einzige Vorteil, den ich euch voraus habe.“ Er nickte zu den Deckeln. „Ihr klammert euch daran, als würden sie euch irgendeine Form von Bedeutung geben. Ich klammere mich an gar nichts. Ich bin frei.“ Das Wort klang in meinem Kopf nach, als hätte er eine Tür zugeschlagen.

Der Wirt kam noch einmal rüber, stützte sich mit beiden Händen auf den Tresen. „Hör zu“, sagte er. „Ich will keinen Stress mit dir. Du bist schon lange hier, fast so lange wie der Laden. Aber irgendwann muss man einen Strich ziehen, verstehst du?“ Ich sah auf meine Hände, die auf dem Holz lagen, und fragte mich, wie viele Abende sie hier schon dieselben Bewegungen gemacht hatten. Glas hoch, Glas runter, Münzen suchen, Deckel unterschieben. „Mach deinen Strich, Chef“, sagte ich. „Mach ihn ruhig doppelt. Dann sieht er wenigstens ordentlich aus.“ Er sah mich lange an, dann seufzte er. „Ich will nur, dass du nicht irgendwann aufwachst und merkst, dass du nicht mehr aus der Tür passt, weil dich deine eigenen Schulden festhalten.“

Der Kobold verzog das Gesicht. „Der alte Mann wird sentimental“, spottete er. „Mag ich nicht. Trinken wir ihn weg.“ Ich leerte mein Glas, als würde ich ihm beweisen wollen, dass ich immer noch Herr meiner Entscheidungen war. Es schmeckte nach nichts mehr, nur noch nach Routine. Der Wirt ging zurück zur Kasse, die Kellnerin verschwand nach hinten, und der Laden sackte in dieses leise Brummen, das kurz vor dem Feierabend entsteht, wenn alle nur noch auf das letzte Bier warten.

Irgendwann stand ich auf. Mir war schwindlig, aber nicht so sehr, dass ich nicht den Weg zur Tür finden würde. „Setz es auf den Deckel“, sagte ich. Der Wirt nickte, ohne hinzusehen. Die Geste war so automatisch, dass sie schon keine Bedeutung mehr hatte. Der Kobold sprang von meinem Hocker auf meine Schulter. „Siehst du“, flüsterte er mir ins Ohr, als wir raus auf die Straße traten. „Du redest viel von Aufräumen, von Umschlägen, von Verträgen. Am Ende sagst du doch wieder denselben Satz: Setz es auf den Deckel. Das ist deine echte Unterschrift.“

Draußen war die Luft kühl, klarer als sie sein durfte. Ich steckte die Hände in die Taschen und ging Richtung Wohnung. Jeder Schritt klang hohl, als würde ich über eine Bühne laufen, auf der das Stück schon lange vorbei war. Der Kobold wiegte sich auf meiner Schulter, zufrieden wie eine Katze nach dem Fressen. „Weißt du, was das Schöne an Bierdeckeln ist?“, fragte er. „Sie gehen leicht kaputt.“ „Dann gehen meine Schulden also auch leicht kaputt“, sagte ich. „Falsch“, antwortete er. „Die Deckel gehen kaputt. Die Schulden wandern nur in eure Köpfe. Und da gibt es keinen Mülleimer.“

Ich sagte nichts mehr. Ich ging nur. Vor meiner Haustür blieb ich kurz stehen, sah in den dunklen Himmel, in dem keine Sterne zu sehen waren, nur die Reflexion der Stadt. „Vielleicht“, dachte ich, „sind Bierdeckel wirklich keine Verträge. Vielleicht sind sie nur kleine Erinnerungszettel daran, wie oft ich versucht habe, mich zu kaufen und doch immer wieder im Minus gelandet bin.“ Der Kobold nickte, als hätte er meine Gedanken gehört. „Genau“, sagte er. „Und morgen machen wir einen neuen auf. Man soll Traditionen pflegen.“

Ich sperrte die Tür auf, der Geruch meiner Wohnung kam mir entgegen wie ein alter Bekannter, den man nicht mag, aber dem man trotzdem die Hand gibt. Drinnen war alles wie morgens, nur dunkler. Die Flasche auf dem Tisch wartete, als hätte sie Dienstschluss und wäre trotzdem geblieben. Ich setzte mich, der Kobold sprang auf den Tisch. „Auf neue Deckel“, sagte er. Ich hob die Flasche. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war das ganze Leben nichts anderes als ein Stapel vollgekritzelter Pappen, die irgendwann jemand wegwirft, ohne nachzuzählen. Und vielleicht war das gar nicht das Schlechteste.

Kapitel 3 – Billiger Whiskey, teure Fehler

Der Tag fing eigentlich ganz harmlos an, so wie die meisten Katastrophen anfangen. Kein Gewitter, keine Fanfaren, nur dieses stumpfe Pochen im Kopf, das mich daran erinnerte, dass ich wieder erfolgreich ein Stück Gehirn gegen nichts eingetauscht hatte. Die Gardine klebte halb am Fensterrahmen, als hätte sie auch zu viel gesoffen, und irgendwo im Hausflur schrie ein Kind, das vermutlich noch glaubte, dass Schreien irgendwas ändert. Ich rollte mich aus dem Bett, stand im Zimmer wie ein Besoffener im Fahrstuhl und wartete, bis der Boden aufhörte zu schaukeln. Der Kobold saß auf dem Fernseher, den ich seit Monaten nicht mehr eingeschaltet hatte, und sah mich an, als wäre ich die Pointe eines Witzes, den nur er verstanden hatte.

„Du siehst so aus, als bräuchtest du ein Frühstück“, meinte er. „Eier, Speck, frische Brötchen“, murmelte ich. „Genau daran hab ich gedacht.“ Er nickte ernst. „Und ein halbvolles Glas billigen Whiskey, um das alles kaputtzumachen.“ Mein Magen drehte sich bei dem Gedanken, aber meine Hände wurden unruhig, wie Hunde, die das Wort „Gassi“ gehört haben. „Wir haben keinen Whiskey mehr“, sagte ich. Der Kobold sprang vom Fernseher, landete leicht auf dem Boden und sah zur leeren Flasche auf dem Tisch. „Richtig“, meinte er. „Das ist einer der großen Fehler der Menschheit: Dinge leer werden zu lassen.“

Ich hatte noch ein paar Euro in der Jackentasche, Reste vom letzten Lohn, der schneller verdampfte als Zigarettenrauch im Durchzug. Eigentlich waren sie für Zigaretten gedacht oder für irgendwas Vernünftiges, Miete, Strom, Essen, dieses ganze Programm für Leute, die glauben, das Leben wäre ein Kontoauszug, der am Ende bitte schön stimmen soll. Ich stand vor der Wahl, und die Wahl war wie immer keine. „Kiosk?“, fragte der Kobold. „Kiosk“,

antwortete ich. Die Luft im Treppenhaus war kalt und roch nach Putzmittel, das nur so tat, als hätte es gegen den Gestank eine Chance. Draußen hing der Himmel niedrig über den Häusern, ein graues Tuch, auf dem jemand vergessen hatte, die Sonne einzuzeichnen.

Der Kiosk war nicht weit, nur die Straße runter, an der Bushaltestelle vorbei, wo müde Menschen mit Aktentaschen und zu großen Jacken standen, als würden sie auf die Rettung warten. Ich schob mich an ihnen vorbei, spürte ihre Blicke, dieses kurze, angewiderte Abchecken, ob ich einer von denen bin, vor denen man die Tasche fester halten muss. Der Kobold lief vor mir her, grüßte einen streunenden Hund, der ihn natürlich nicht sah, und tanzte über den nassen Asphalt, als wäre er auf einer Bühne. Im Kiosk roch es nach Kaffee, altem Papier und diesem süßen Plastikduft von billigen Süßigkeiten. Hinter dem Tresen stand der Inhaber, ein kleiner, runder Mann mit Augenringen, die bis zum Kinn reichten. Er kannte mich, aber nicht wirklich. Er kannte meinen Durst.

„Morgen“, sagte er ohne jede Überzeugung. „Wie immer?“ Sein Blick glitt kurz zu der Ecke, in der die kleinen Flaschen standen. Ich sah ihm nach. Die obere Reihe waren Marken, mit komischen Namen, die nach Werbung rochen. Die unteren waren No-Name-Fusel, Etiketten, die aussahen, als hätte sie ein betrunkener Praktikant entworfen. Ich griff nach einer dieser Flaschen, braunes Glas, billiger Schraubverschluss, Name irgendwas mit „Gold“ oder „Royal“, dabei war das einzige Königliche daran der Kopfschmerz. „Die“, sagte ich. Er zog die Augenbrauen hoch. „Den trinkt sonst keiner“, meinte er. „Dann ist ja genug für mich da“, sagte ich. Der Kobold klatschte in die Hände.

Ich legte meine letzten Scheine hin, sah zu, wie sie in der Kasse verschwanden, als wären sie nie da gewesen. Das war der erste teure Fehler des Tages: gutes Geld für schlechten Whiskey. Auf dem Rückweg schraubte ich die Flasche schon auf, roch kurz daran. Es war, als würde einem jemand einen Lappen mit Reinigungsmittel unter die Nase drücken. „Das ist doch keine Medizin“, murmelte ich. „Doch“, sagte der Kobold. „Gegen Nüchternheit. Sehr wirksam.“ Ich nahm den ersten Schluck, direkt aus der Flasche, wie es sich gehört, wenn man schon beschließt, auf Stil zu pfeifen. Es brannte in einer Qualität, die fast beeindruckend war, als hätte man Feuer und Essig und ein bisschen Schuldgefühle in einen Mixer geschüttet.

Oben in der Wohnung setzte ich mich auf den Stuhl, der nicht mehr ganz alle Schrauben hatte, und trank weiter. Der Morgen war noch jung, aber in meinem Kopf war es schon spät. Der Kobold lief im Kreis um die Flasche herum, wie ein Priester um einen heiligen Gegenstand. „Was liegt heute an?“, fragte er. Ich brauchte einen Moment, um zu kapieren, dass ich theoretisch einen Job hatte. Nichts Besonderes, Lagerarbeit in einem Großhandel am Stadtrand, wo Kartons und Paletten mehr Wert hatten als die Leute, die sie schleppten. Offiziell war ich da auf Abruf. Inoffiziell kamen sie gut klar, wenn ich nicht auftauchte. „Vielleicht rufen sie heute an“, sagte ich. „Vielleicht auch nicht.“ „Geh doch einfach hin“, schlug der Kobold vor. „Mit der Flasche. Ein Mann, der vorbereitet zur Arbeit erscheint, macht immer Eindruck.“

Ich stellte mir vor, wie ich mit dem billigen Whiskey im Spind in der Umkleide sitze, wie ich mir in der Pause einen einschenke, wie der Chef mich mit dieser Mischung aus Entsetzen und Mitleid ansieht, die Leute draufhaben, wenn sie merken, dass du schon weiter unten bist, als sie je runter wollen. Ich nahm einen weiteren Schluck. „Wenn ich heute hingehe, verliere ich vermutlich meinen Job“, sagte ich. „Wenn ich nicht hingehe, hab ich ihn vielleicht noch eine Weile auf dem Papier.“ „Siehst du?“, meinte der Kobold. „Es gibt kluge Entscheidungen, und es gibt bequeme. Du nimmst immer die bequemen, und ich liebe dich dafür.“

Der Whiskey kroch langsam durch meine Glieder, machte alles weicher, auch die Gedanken. Zeit verlor an Bedeutung, wie ein Versprechen, das zu oft erneuert und nie eingelöst wird. Irgendwann klingelte tatsächlich das Handy, dieses alte Modell, das schon bessere Hosentaschen gesehen hatte. Ich starrte auf das Display. Es war die Nummer vom Lager. Der Kobold grinste, legte den Kopf schief. „Na los“, flüsterte er. „Nimm ab. Vielleicht wartet ein Wunder.“ Ich nahm einen tiefen Schluck, bevor ich auf den grünen Knopf drückte. Die Stimme am anderen Ende klang gestresst. „Kannst du heute kommen? Uns ist einer ausgefallen.“ Ich sah die Flasche an, dann das schäbige Zimmer, dann die Zukunft, die irgendwo hinter der Tür lag und sich benahm wie ein Hund, der nicht rein will.

„Klar“, hörte ich mich sagen. „Ich bin gleich da.“ Ich legte auf. Ein seltener Moment von Vernunft hatte sich wie ein Fremdkörper in meinen Tag geschoben. Der Kobold sah mich an, als hätte ich ihn beleidigt. „Was wird das jetzt?“, fragte er. „Ein Experiment“, sagte ich. „Mal sehen, ob man mit billigem Whiskey noch halbwegs geradeaus laufen kann.“ Ich zog mich an, halbwegs ordentlich, soweit meine Klamotten das hergaben, steckte die Flasche in die Jackentasche, der Hals schaute oben raus wie ein neugieriger Vogel. Auf dem Weg zur Tür hörte ich den Kobold lachen. „Billiger Whiskey, teure Fehler“, sagte er. „Ich liebe diesen Titel.“

Der Weg zum Lager zog sich wie Kaugummi. Die Straßenbahn ruckelte, als würde sie mit jedem Meter überlegen, ob sie nicht einfach stehen bleiben soll. Ich saß am Fenster, die Flasche in der Jackentasche, und tat so, als wäre ich nur müde, nicht angeschlagen. In der Bahn saßen die üblichen Verdächtigen: verschlafene Schüler, Arbeiter mit Thermoskannen, eine Frau mit Einkaufstüten, in denen Zukunftspläne raschelten, die sie sich nie leisten konnte. Der Kobold hockte auf der Lehne neben mir, schwenkte unsichtbar für alle anderen seine kleine Mütze und kommentierte die Leute wie ein abgehalfterter Sportmoderator. „Der da steigt drei Stationen zu früh aus, weil er seine Ex nicht sehen will. Die da vorne erzählt später allen, sie hätte heute richtig was geschafft, obwohl sie nur Papier von links nach rechts geschoben hat. Und du“, er stupste mich gegen die Stirn, „du wirst heute beweisen, dass man selbst mit einem halben Liter Ethanol im Blut noch Paletten fahren kann. Ein Held unserer Zeit.“

Am Stadtrand stieg ich aus, die Luft war hier dünner, weniger Gerüche, mehr Beton. Das Lager war ein grauer Klotz, ein Palast der Kartons, daneben ein Parkplatz voller Autos, die mehr wert waren als die Leute, die sie morgens hier abstellten. Ich meldete mich am Eingang, der Pförtner sah mich an, als hätte er gehofft, mich nie wieder sehen zu müssen. „Bist spät dran“, knurrte er. „Bist früh mit der Meinung“, antwortete ich und setzte ein schiefes Grinsen auf, das vermutlich schlimmer aussah, als ich dachte. Der Kobold sprang durch den Drehkreuzrahmen, als wäre es ein Spielzeug.

In der Umkleide stank es nach kaltem Schweiß, Deospray und resigniertem Plastik. Ich zog die Arbeitsklamotten über, die hellgrauen Hosen mit den fleckigen Knien, das Shirt mit dem Firmenlogo, das so tat, als wäre hier alles ordentlich geregelt. Die Flasche packte ich in den Spind, nahm aber vorher noch einen schnellen Schluck. Justierung, nannte ich das. Der Kobold stand oben auf dem Spind und sah interessiert zu. „Du willst funktionieren, aber nicht zu sehr“, kommentierte er. „Ein schwieriger Spagat.“ „Halte ich für meine Spezialität“, murmelte ich.

Auf der Halle war es laut, Metall auf Metall, Gabelstaplergejaule, piepsende Scanner, Männer, die sich anbrüllten, als wäre Lautstärke eine Währung. Der Vorarbeiter kam auf mich zu, ein typ mit Bauch und Klemmbrett, dessen Augen immer so aussahen, als würde er

gleichzeitig Angst haben und Macho spielen müssen. „Gut, dass du da bist“, sagte er. „Wir hängen hinten. Paletten raus, Reihe B bis D, die Lieferungen müssen heute noch raus.“ Ich nickte. „Kriegen wir hin.“ Der Kobold machte eine übertriebene Verbeugung, als hätte ich gerade eine epische Rede gehalten.

Am Anfang lief es sogar. Ich schob Wagen, stapelte Kartons, scannte Codes wie ein dressierter Affe mit Laser. Der Tod im Kopf legte sich langsam wie ein nasses Tuch über alles, und die Bewegungen wurden automatisch. Zwischendurch, wenn keiner hinsah, verschwand ich kurz in einer Ecke, öffnete den Spind, nahm einen Schluck. Nur einen. Man will ja die Kontrolle behalten, sagt man sich, während man sie Schritt für Schritt abgibt. Der Kobold saß irgendwann auf dem Gabelstapler und baumelte mit den Beinen. „Du machst das gar nicht so schlecht“, sagte er. „Fast, als wärst du ein normaler Mensch.“

Die Stunden zogen vorbei, und mit ihnen wuchs in mir dieses alte Gefühl, das ich jedes Mal bekam, wenn ich versuchte, länger als nötig nüchtern zu bleiben: eine Art unruhiger Hunger, der nicht nach Brot oder warmem Essen verlangte, sondern nach diesem kurzen Moment, in dem die Welt weich wird, bevor sie wieder hart wird. Mein Rücken tat weh, meine Hände waren trocken, die Luft in der Halle kratzte im Hals. Gegen Mittag gab es Pause. Alle standen mit ihren Brotdosen und Plastikbechern im Pausenraum, ein Meer aus Wurststullen, Filterkaffee und müden Gesprächen über Fußball, Spritpreise und Chefentscheidungen. Ich setzte mich etwas abseits, der Kobold hockte auf meinem Knie.

„Du könntest jetzt einfach eine Cola trinken“, sagte er. „Mit der Herde blöde Witze machen, später nach Hause gehen, den Rest des Tages irgendwie rumbiegen. Ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag.“ Ich sah ihn an. „Wann hat irgendwas bei mir zum letzten Mal nach ‚ganz gewöhnlich‘ ausgesehen?“ Er grinste. „Stimmt.“ Ich stand auf, sagte irgendwas von Klo, schlich in die Umkleide, drehte am Spindschlüssel. Die Flasche sah mich an, als wüsste sie genau, wer hier eigentlich das Sagen hatte. Ein langer Schluck diesmal, kein Zögern mehr. Der billige Geschmack legte sich wie ein Filter über alles, die Stimmen im Pausenraum klangen gedämpft, als wären sie weit weg.

Als ich zurückkam, standen zwei Kollegen an der Tür, sahen mich an, als wären sie gerade dabei gewesen, über mich zu reden. „Na, alles klar?“, fragte der eine. „Alles wunderbar“, sagte ich. „Ich liebe es, Kartons zu stapeln, während andere Leute Karriere machen.“ Sie lachten unsicher. Der Kobold flüsterte mir ins Ohr: „Du riechst inzwischen so, wie du redest.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Dann passt ja alles zusammen.“

Der Nachmittag wurde zur schiefen Bühne. Ich fuhr den Wagen langsamer, mein Gleichgewicht hatte sich entschieden, auf eigene Faust zu arbeiten. Einmal stieß ich mit der Palette zu hart an ein Regal, es klirrte, irgendwas fiel, zum Glück nur ein Karton. Der Vorarbeiter brüllte quer durch die Halle. „Pass auf, verdammt!“ Ich hob die Hand, Zeichen dafür, dass ich gehört hatte, nicht, dass ich irgendwas ändern würde. Der Kobold saß oben auf dem Regal, schüttelte den Kopf und grinste dabei wie ein Kind, das beim Feuerwerk zuguckt.

Gegen Feierabend passierte es dann. Ich sollte noch eine letzte Palette rausfahren, irgendwas mit zerbrechlichem Inhalt, stand in roten Buchstaben drauf. Zerbrechlich, dachte ich, das passt hier gut hin. Ich war müde, der Whiskey hatte sich längst mit meiner Motorik verschworen. Ich bog zu scharf ab, ein Rad vom Wagen blieb an einer Bodenwelle hängen, das Ding kippte. Die Kartons rutschten, als hätten sie nur darauf gewartet. Dann ein dumpfes Krachen, Glas, das innen kaputtging, ein Spritzer von etwas, das nach Reinigungsmittel stank. Der Vorarbeiter war sofort da, sein Gesicht eine Mischung aus Panik und „War ja klar“.

„Bist du bescheuert?“, brüllte er. „Das war die Lieferung für den Großkunden!“ Ein paar Kollegen blieben stehen, taten so, als müssten sie an dem Schauplatz vorbei, konnten aber nicht wegsehen. Der Kobold saß auf dem umgekippten Wagen und klatschte. „Bravo“, rief er. „Das nenne ich ein Finale.“ Der Vorarbeiter kam näher, roch an meiner Fahne, und in seinen Augen breitete sich dieses bekannte, eklige Wissen aus. „Hast du gesoffen?“, fragte er. Ich hätte lügen können. Ich hätte sagen können, ich hätte schlecht geschlafen, Migräne, irgendwas. Aber die Wahrheit stand zwischen uns wie ein dritter Mann.

„Ein bisschen“, sagte ich. „Ein bisschen reicht“, antwortete er. „Geh in die Umkleide. Morgen brauchst du nicht mehr kommen. Wir melden uns.“ Das „Wir melden uns“ war der Sargnagel. Ich ging, wortlos, der Kobold neben mir, pfeifend, als wäre gerade ein gutes Rennen gelaufen. In der Umkleide setzte ich mich noch mal hin, starrte auf die Flasche. Mehr als die Hälfte war weg. Ich nahm den Rest in ein paar Schlucken, weil ich dachte, wenn ich schon fliege, dann mit Stil. Der billige Whiskey hatte seine Arbeit getan: ein Job weniger, ein Problem mehr.

Draußen vor dem Lager stand ich eine Weile herum, wusste nicht, ob ich lachen oder kotzen sollte. Der Kobold stellte sich vor mich, legte den Kopf schief. „Na siehste“, sagte er. „Du wolltest nicht hingehen, bist hingegangen, hast alles vermasselt. So hast du wenigstens das gute Gefühl, es versucht zu haben.“ Ich lachte bitter. „Das war also der zweite teure Fehler heute“, sagte ich. „Nein“, meinte er. „Der zweite kommt später. Der Tag ist noch lang.“

Ich fuhr nicht direkt nach Hause. Zuhause wartete nur das gleiche Zimmer, die gleichen Flaschen, dieselbe Stille, die sich wie ein nasser Mantel auf die Schultern legt. Stattdessen stieg ich in eine Bahn in die andere Richtung, ohne groß zu überlegen. Manchmal ist es gefährlicher, wenn man anfängt zu denken. Der Kobold hockte auf der Haltestangenstange und schaukelte mit den Beinen. „Wohin geht die Reise?“, fragte er. „Keine Ahnung“, sagte ich. „Weg von hier.“ „Von hier ist ein großes Land“, meinte er. „Aber meistens landet man doch wieder im gleichen Loch.“

Die Bahn brachte mich in ein Viertel, in dem ich früher mal öfter war. Bevor alles endgültig den Bach runterging. Da gab es eine andere Kneipe, etwas sauberer, mit einer Musikbox, die mehr als drei Lieder konnte, mit Pflanzen in Töpfen, die tatsächlich noch lebten. Ich kannte den Weg im Schlaf. Als ich ausstieg, roch die Luft nach Frittierfett und Kanalisation. Der Kobold schnippte mir gegen die Stirn. „Das riecht nach Vergangenheit“, sagte er. „Du wirst sentimental.“ Ich war nicht sentimental. Ich war nur müde und angepisst. Das ist nicht dasselbe, aber es sieht von außen ähnlich aus.

Die Kneipe hieß „Zum Hafen“, obwohl es weit und breit kein Wasser gab. Vielleicht war der Name ein Witz oder ein Wunsch. Drinnen war es heller als im „Schlusslicht“, aber das machte die Gesichter nur ehrlicher, nicht schöner. Hinter dem Tresen stand eine Frau, die ich kannte. Dunkle Haare, zusammengebunden, Augen, in denen früher mal etwas gewesen war, das man Zukunft nennen konnte. Wir hatten mal mehr geteilt als bloß einen Tresen. Jetzt teilten wir nur noch Erinnerungen, die beide lieber vergessen hätten. Sie sah mich, blinzelte, und ich sah, wie sich in ihrem Blick kurz etwas regte, eine Mischung aus Zorn und Müdigkeit.

„Du lebst also noch“, sagte sie, ohne Hallo. „Überraschung“, antwortete ich. „Ich arbeite daran, das zu ändern, aber es dauert länger als gedacht.“ Der Kobold saß sofort auf dem Tresen, direkt neben dem Zapfhahn, und rieb sich die Hände. „Oh“, sagte er. „Das wird gut. Hier hängt noch was in der Luft.“ Sie stellte ein Glas vor mich, ohne zu fragen, was ich will. Whiskey, klar, aber kein guter. Sie kannte mich gut genug, um zu wissen, dass ich mir die

guten Sachen nicht mehr leisten konnte. „Geht auf mich“, sagte sie. „Auf was stoßen wir an?“, fragte ich. „Auf all das, was du verpasst hast“, antwortete sie.

Ich nahm einen Schluck, der Whiskey war nur minimal besser als der aus der Kioskflasche, aber die Umgebung machte ihn freundlicher. „Wie läuft’s?“, fragte ich, obwohl mich die Antwort vermutlich umhauen würde. „Ich arbeite, ich schlafe, ich bezahle Rechnungen“, sagte sie. „Das volle Programm. Und du? Immer noch auf Dauergast im Abwärtsfahrstuhl?“ Der Kobold grinste so breit, dass seine Ohren fast aufeinandertrafen. „Er hat heute seinen Job geschmissen“, sagte er, von ihr natürlich ungehört. „Oder eher: Der Job hat ihn geschmissen. Ist doch was.“

Ich sah sie an, länger als nötig. Früher hatte sie in einer anderen Bar gearbeitet, noch früher hatten wir uns eine Weile ein Bett geteilt, Zigaretten, Sonntage, dieses ganze wackelige, halbherzige Zweisamkeitsding, das man Beziehung nennt, wenn man jung genug ist, um zu glauben, dass es hält. Damals hatte ich weniger gesoffen. Damals bestand billiger Whiskey aus zwei, drei Gläsern am Wochenende, nicht aus einem Grundprinzip der Existenz. Der Kobold war auch damals schon da gewesen, irgendwo am Rand. Ich erinnerte mich an einen Abend, an dem eine Flasche gekippt war, an ihr Gesicht, wie es sich veränderte, als sie merkte, dass ich nicht von der Sorte war, die rechtzeitig aufhört.

„Du hättest was aus dir machen können“, sagte sie jetzt, als würde sie einen Gedanken wieder aufwärmen, den sie schon oft durchgekaut hatte. „Du warst nicht dumm. Nur faul. Und zu verliebt in den Rausch.“ Ich machte eine vage Handbewegung. „Es ist nie zu spät“, sagte ich und hörte selbst, wie hohl das klang. Der Kobold lachte. „Es ist immer zu spät“, korrigierte er. „Aber das ist das Schöne. Man kann ganz entspannt versagen.“ Sie sah mich prüfend an. „Bist du betrunken?“ „Nicht genug, um das hier zu vergessen“, sagte ich. „Aber ich arbeite dran.“

Sie schüttelte den Kopf, schenkte nach. „Du weißt, dass du hier nicht anschreiben lassen kannst“, sagte sie. „Das hier ist kein Sammelbecken für offene Rechnungen.“ „Schon klar“, sagte ich. Ich kramte in der Tasche, wusste genau, dass da nichts mehr war. Der letzte Schein war im Kiosk geblieben, der Job im Lager, die Zukunft irgendwo zwischen den Scherben der umgekippten Palette. Ich hatte noch ein paar Münzen, nicht genug für das Glas vor mir. „Leg sie hin“, sagte sie, als hätte sie raten können, wie wenig es war. „Den Rest zahlst du, wenn du irgendwann mal wieder was in der Hand hast. Wenn nicht, auch gut. Ich will mich nicht an dir gesundstoßen.“

Der Kobold beugte sich zu mir. „Sie war schon immer zu nett für diese Welt“, sagte er. „Deshalb steht sie hinter dem Tresen und nicht davor.“ Ich sah ihn an, dann sie. „Weißt du noch“, sagte ich, „damals, als du meintest, wenn ich so weitermache, lande ich genau da, wo ich jetzt bin?“ Sie lächelte schief. „Ja“, sagte sie. „Und du meintest, ich soll nicht so dramatisch sein. Man lebt nur einmal, bla bla. Wie fühlt es sich an, recht zu geben, ohne es zu wollen?“ Ich brachte ein Lächeln zustande, das mehr eine Grimasse war. „Wie ein schlechter Witz, den man selbst erzählt hat“, sagte ich.

Wir schwiegen eine Weile. Die Musik dudelte irgendwas weiches im Hintergrund, ein Song über verpasste Chancen, gebrochene Herzen, dieselbe alte Leier. Zwei Männer am Tisch spielten Karten, lachten zu laut, eine Frau am Automaten starrte auf die blinkenden Lichter, als würden sie ihr die Lottozahlen der Erlösung verraten. Der Kobold wanderte von Gast zu Gast, flüsterte ihnen kleine Anstöße ins Ohr, die sie nicht hörten und denen sie trotzdem folgten. Noch ein Drink, noch ein Spiel, noch eine falsche Entscheidung. Er wirkte glücklich.

„Weißt du, was das Teuerste war, das du jemals für Whiskey verkauft hast?“, fragte sie irgendwann. Die Frage traf mich unvorbereitet, aber die Antwort war sofort da. „Dich“, sagte ich. Es war nicht mal kitschig, nur wahr. Sie blinzelte lang, sah in ihr Glas, als stünde da eine Alternative drin, die sie damals nicht genommen hatte. „Das Teuerste war nicht ich“, sagte sie leise. „Ich hab mich noch retten können. Das Teuerste warst du selbst. Du hast dich verscherbelt, Stück für Stück, und am Ende bleibst du ratlos vor der Kasse stehen und wunderst dich, warum nichts mehr übrig ist.“ Der Kobold nickte zustimmend. „Sie versteht das Geschäft“, murmelte er.

Ich trank das Glas aus, fühlte mich plötzlich nüchterner als den ganzen Tag. Nüchtern im Kopf, betrunken im Leben. „Ich sollte gehen“, sagte ich. „Bevor ich mir einrede, dass ich irgendwas ändern kann.“ Sie legte eine Hand auf den Tresen, nicht auf meine. „Du solltest nicht gehen“, sagte sie. „Aber du wirst es tun. So bist du. Du gehst immer, wenn es kurz davor ist, unangenehm ehrlich zu werden.“ Der Kobold lachte leise. „Sie kennt deine Tricks“, sagte er. „Ich auch.“

Ich stand auf, die Knie ein bisschen weich, aber tragfähig. „Danke für den Drink“, sagte ich. „Danke für gar nichts“, antwortete sie. „Pass auf dich auf. Oder auch nicht. Ist ja dein Leben.“ Ich nickte, drehte mich um, ging zur Tür. Der Kobold kam hinterher, sprang mir auf die Schulter, flüsterte: „Das war der dritte teure Fehler heute. Du hättest bleiben und zuhören können. Stattdessen gehst du und trägst nur den billigen Whiskey mit raus.“

Draußen war es dunkel geworden. Die Straßenlaternen taten, was sie konnten, was nicht viel war. Ich ging ohne Ziel los, nur weg, immer weg. Der Kiosk, das Lager, die Kneipen, die Gesichter, die Deckel, die Striche – alles eine endlose Reihe von kleinen Entscheidungen, die sich zu einem großen Haufen Mist zusammensetzen. Der Kobold summte wieder dieses traurige Lied, das nach Trinkspruch und Beerdigung klang. „Billiger Whiskey, teure Fehler“, sagte er noch einmal, fast liebevoll. „Wir schreiben uns damit gerade eine ganze Biografie.“

Ich dachte an die Palette im Lager, an die Scherben, an den Vorarbeiter. Ich dachte an die Bierdeckel im „Schlusslicht“, die sich stapelten wie verlorene Tage. Ich dachte an die Frau hinterm Tresen im „Hafen“ und an das Leben, das sie vielleicht noch vor sich hatte, weil sie irgendwann beschlossen hatte, nicht so tief zu fallen wie ich. Und ich dachte an mich, wie ich da lief, mit einem Kobold auf der Schulter und einer Leber, die leise um Gnade bat. Vielleicht war der teuerste Fehler nicht eine einzelne Entscheidung. Vielleicht war es die ständige Bereitschaft, immer wieder die gleiche falsche Wahl zu treffen, nur weil man den Geschmack kennt.

Als ich irgendwann doch vor meiner Haustür stand und den Schlüssel ins Schloss steckte, wusste ich, dass morgen nichts anders sein würde. Vielleicht ein anderer Kater, ein anderes Gespräch, eine andere Ausrede. Aber im Kern blieb alles gleich. Billiger Whiskey, teure Fehler. Und irgendwo unter dem ganzen Dreck lachte ein kleiner Kobold, der nie die Zeche zahlt.

Kapitel 4 – Der Clurichaun unter dem Stammtisch

Der Stammtisch stand hinten in der Ecke, da, wo das Licht der Neonröhre nie ganz hinkam und der Rauch sich wie eine Decke sammelte. Er war rund, aus schwerem Holz, mit Kerben und Brandflecken, als hätte hier jemand versucht, seine Lebensgeschichte mit Feuerzeugen und Gläsern hineinzuschreiben. Eigentlich war er zu groß für die paar Typen, die jeden Abend daran klebten, aber so hatten noch ihre Geister Platz. Ich hatte nie offiziell dazugehört. Offiziell sitzt man nicht am Stammtisch, man rückt nur immer näher ran, bis keiner mehr merkt, dass man dort sitzt. So lief das auch bei mir.

Der Kobold hatte sich diesen Tisch ausgesucht wie eine neue Wohnung. „Das hier", sagte er irgendwann, „ist mein Platz." Er verschwand unter der Platte, zwischen den dicken Tischbeinen, wo die Füße der Gäste standen wie Wurzeln. Einmal hockte er zwischen meinen Stiefeln, lehnte den Rücken an die Querstrebe und seufzte zufrieden. „Hier unten hört man, wie Leute wirklich sind", meinte er. „Oberhalb vom Tisch lügen sie, unterhalb sagen sie die Wahrheit. Schau ihnen in die Schuhe, dann weißt du mehr über sie als durch ihre Gesichter."

Am Stammtisch saßen sie, die üblichen Figuren: Harry mit dem Bauch, der aussah, als würde er gleich seinen eigenen Hocker verschlingen; Heiner, der früher mal Kraftfahrer war und heute nur noch Geschichten transportierte, die keiner mehr hören wollte; und Manni, der sich für den Intellektuellen hielt, weil er einmal ein halbes Buch gelesen hatte und seitdem mit Fremdwörtern um sich warf wie mit Kronkorken. Ab und zu setzte sich die Kellnerin kurz dazu, der Rücken müde, die Hände klebrig vom Bier, das ihr ständig über die Finger lief. Der Wirt blieb meistens hinterm Tresen, aber sein Blick hing oft an uns, als wollte er sicher sein, dass seine kleine Freakshow noch vollständig war.

Ich hatte meinen Platz halb an der Seite, halb am Tisch. Kein offizielles Mitglied, aber nah genug, um die Geschichten abzukriegen. Der Kobold saß unter mir und unter allen anderen. Manchmal sah ich, wie er an einem Schuhe schnupperte, als würde er an der Seele riechen. „Der da", flüsterte er mir ins Bein, „hat seit drei Wochen keine Miete mehr gezahlt. Der lebt von den Rechnungen, die er nicht öffnet." Beim nächsten Fuß: „Der hat gestern seine Frau angelogen und gesagt, er wäre länger im Betrieb gewesen. Dabei saß er hier. Der Schweiß an seinen Socken riecht nach Angst." Und wieder ein anderer: „Der hat vor zwanzig Jahren mal was gewonnen. Seitdem versucht er, den Moment nachzuspielen. Alles, was er sagt, dreht sich in Kreisen um dieses eine Mal, als er keiner war, über den man lacht."

Oben auf dem Tisch klangen ihre Stimmen rau und laut. Sie redeten über Fußball, Politik, irgendwelche Idioten im Fernsehen, die noch tiefer gesunken waren als wir. Jeder Satz war eine Ausrede, nicht über das zu reden, was wirklich in ihnen arbeitete. Der Kobold rollte eine Zigarettenkippe hin und her, die jemand fallen gelassen hatte, und grinste. „Wenn sie lachen, tritt der eine den anderen unter dem Tisch an", sagte er. „Wenn sie lügen, zucken die Füße. Wenn sie sich schämen, ziehen sie die Beine ein. Eure Schuhe erzählen alles. Ihr seid groß im Reden und klein im Stehen."

Heiner hatte seinen dritten Korn vor sich stehen, neben dem Bier, das er immer „Grundlage" nannte. „Früher", sagte er, „früher gab's noch Kollegialität. Da hat man sich geholfen. Heute bist du nur noch eine Nummer im System." Harry nickte. „Früher", wiederholte er, „da hat der Chef noch mit am Tisch gesessen. Heute kennt der dich nicht mal." Manni hob den Zeigefinger, als wollte er eine Vorlesung halten. „Das ist die neoliberale Dekadenz", sagte er, und man merkte, dass er stolz auf das Wort war. „Der kleine Mann wird ausgepresst wie eine

Zitrone.“ Der Kobold kicherte leise. „Der kleine Mann presst sich selbst aus“, meinte er. „Ihr braucht keinen Chef, der euch kaputt macht. Ihr macht das schon ganz gut allein.“

Ich nahm einen Schluck, hörte dem dumpfen Gemisch aus Selbstmitleid, Nostalgie und Stammtischmut zu. Es war wie eine lauwarme Suppe, in der dieselben Zutaten immer wieder aufgewärmt wurden. „Und, wie läuft’s bei dir?“, fragte mich Harry. Diese Frage war immer eine Falle. Wenn du sagst „Gut“, bist du ein Lügner. Wenn du sagst „Schlecht“, bist du ein Jammerlappen. Ich zuckte mit den Schultern. „Läuft“, sagte ich. „Aber bergab.“ Sie lachten, dankbar für den Witz, der keiner war. Der Kobold stupste mit seinem Kopf gegen mein Knie. „Du fängst an, mich zu mögen“, flüsterte er. „Du redest schon wie ich.“

Unter dem Tisch regte sich etwas. Manni wollte aufstehen, um aufs Klo zu gehen, blieb aber mit dem Schuh an irgendeinem Stuhlbein hängen und wäre fast auf die Fresse gefallen. „Verdammte Scheiße“, fluchte er. Der Kobold grinste unter der Tischplatte, seine kleinen Hände noch an den Schnürsenkeln von Mannis Schuhen. „Nur ein kleiner Schubs“, murmelte er. „Ein bisschen Demut von Zeit zu Zeit schadet nicht.“ Manni fing sich, lachte unsicher, tat so, als wäre das alles Absicht gewesen. „Muss die Gelenke mal lockern“, erklärte er. Wir wussten alle, dass er sich nur vor sich selbst retten wollte.

Der Tisch hatte eine eigene Aura. Alles, was hier gesagt wurde, blieb in der Luft hängen. Die Leute, die an den anderen Tischen saßen, sahen manchmal rüber, mit einer Mischung aus Neid und Erleichterung. Neid, weil der Stammtisch wie eine kleine Gemeinschaft aussah, die sich gegenseitig trägt. Erleichterung, weil sie wussten, dass sie nicht in dieser Gemeinschaft feststeckten. Der Wirt brachte uns die Runden, oft, bevor jemand „Noch eins“ sagte. Er kannte den Rhythmus unserer Selbstzerstörung. Der Kobold untersuchte währenddessen die Bierlachen auf dem Boden, als wären es Landkarten.

„Das hier ist meine Kirche“, sagte er irgendwann. „Der Stammtisch ist der Altar, und ihr seid die betenden Idioten, die glauben, wenn sie genug Sprüche klopfen, wird ihnen vergeben. Jeder Abend ist eine Messe. Ihr beichtet euren Tag, trinkt eure Strafe, sprecht eure dummen Gelübde für morgen und kommt dann doch wieder als dieselben Trottel zurück.“ Ich sah auf meine Hände, die das Glas umklammerten. Er hatte nicht unrecht. Jeder Abend endete mit denselben Worten: „Morgen mach ich ruhiger.“ Und jeder Morgen endete unter diesem Tisch.

An einem dieser Abende, als der Laden schon halbleer war und die Uhr sich Mühe gab, uns zu ignorieren, beugte sich die Kellnerin kurz zu uns runter, um einen umgekippten Bierdeckel aufzuheben. Ihre Haare fielen ihr ins Gesicht, die Schürze war nass gesprenkelt. Der Kobold saß direkt unter ihrem Stuhl, sah nach oben, als wäre er kurz davor, ihr die Wahrheit ins Ohr zu schreien. „Die ist müder als ihr alle zusammen“, sagte er leise. „Aber sie trinkt nicht. Macht euch das mal klar. Sie sieht euch seit Jahren hier sitzen, und trotzdem macht sie den Fehler nicht, einer von euch zu werden. Das ist die höchste Form von Intelligenz in diesem Raum.“

Heiner sagte gerade: „Wenn ich im Lotto gewinne, zahl ich euch allen die Schulden beim Wirt.“ Harry prostete ihm zu. „Du spielst doch gar kein Lotto“, sagte er. Heiner grinste. „Umso besser sind die Chancen, dass ich nicht verliere.“ Der Kobold schüttelte den Kopf. „Manchmal frage ich mich“, murmelte er, „ob ihr mich wirklich braucht oder ob ich nur wegen der Unterhaltung bleibe.“

Ich merkte, wie meine Füße schwerer wurden, je länger ich am Stammtisch saß. Es war, als würden die Stuhlbeine langsam Wurzeln in den Boden treiben, meine Stiefel gleich mit. Man

sagt ja, man hätte „seinen Platz“. Aber hier hatte der Platz mich. Der Kobold streckte die Hand aus und legte sie auf meinen Schuh. Es fühlte sich kalt an, trotzdem beruhigend. „Na los“, sagte er. „Lass dich festnageln. Es gibt schlechtere Orte, um sich langsam zu verlieren, als unter einem Tisch, an dem wenigstens einer die Wahrheit kennt.“

Ich wusste nicht, ob er sich selbst meinte oder mich.

Es war an einem Donnerstag, als der Stammtisch endgültig zu seinem Revier wurde. Donnerstage sind gefährliche Tage. Zu weit weg vom letzten Wochenende, zu nah am nächsten, genau die Stelle im Kalender, an der die Leute anfangen zu glauben, sie hätten sich ein Zwischensaufen verdient. Der Laden war voller als sonst, irgendein Spiel lief im Fernsehen, irgendein Verein gegen irgendeinen anderen, die Leute taten so, als ginge es um ihr Leben. Überall standen Gläser, Stimmen, die lauter wurden, je tiefer der Pegel sank. Der Stammtisch war überbelegt. Zwei neue Gesichter hatten sich dazugesellt, junge Typen, Anfang Dreißig vielleicht, mit T-Shirts, die zu neu waren, um hier schon lange Stammgast zu sein.

„Die kennen den Laden kaum und setzen sich direkt an den Stammtisch“, murmelte Harry. „Früher wär das nicht gegangen.“ Früher war wieder das magische Wort. Früher gab es Regeln, sagen sie. Früher gab es Respekt. Früher war alles irgendwie besser, selbst der Suff. Der Kobold kauerte unter dem Tisch, genauer gesagt direkt unter dem Stuhl des einen neuen Typs, der gerade lauthals erzählte, wie er im Büro die Kollegen verarscht hatte. „Ein kleiner König“, sagte der Kobold. „Krone aus Pappmaché, aber er trägt sie mit Überzeugung.“

Der andere Neue war stiller, trank schneller, lachte nur, wenn der erste lachte. Ich kannte die Sorte. Es gibt immer einen, der vermeintlich das Sagen hat, und einen, der hofft, dass etwas von diesem Schein auf ihn abfärbt. „Ihr habt’s hier gemütlich“, sagte der Lautere und ließ den Blick über uns schweifen. „So’n richtiger Männer-Tisch, was?“ Harry nickte schwerfällig. „Hier sitzen die Stammgäste“, sagte er. „Hier wird Klartext geredet.“ Der Kobold hustete unter dem Tisch. „Wenn das Klartext ist, möchte ich eure Lügen nicht hören“, murmelte er.

Der Wirt brachte eine neue Runde. Der Fernseher brüllte, irgendein Kommentator überschlug sich wegen eines Tores, das in drei Tagen niemanden mehr interessieren würde. Die jungen Typen prosteten uns zu, als wären wir Teil eines Vereins. „Auf die alten Hasen“, rief der Lautere. „Ihr habt bestimmt Geschichten ohne Ende.“ Heiner setzte gerade an, seine Standardnummer über die Autobahn und die osteuropäischen Rastplätze zu erzählen, da passierte es. Der Kobold griff nach dem Fuß des neuen Dicken, der ihm gehörig auf den Sack ging. Nichts Großes: ein kleiner Ruck, ein winziger Schubs gegen das Tischbein.

Es reichte. Das Bierglas vor dem Typen kippte um, der Inhalt ergoss sich über den Tisch, lief in Richtung Harry, der reflexartig zurückzuckte. Harrys eigenes Glas schwappte, ein Teil landete in seinem Schoß. Die Kellnerin kam angerannt, Servietten, Lappen, genervtes Gesicht. „Kann einer von euch Arschgeigen mal ein Glas stehen lassen?“, fauchte sie. Der neue Typ fuhr hoch. „War doch keine Absicht“, motzte er. „Pass doch einfach auf, wie du die Gläser hinstellst.“ In dem Satz lag diese bestimmte Betonung, die Kellnerin zu Dienstmädchen macht. Der Wirt sah rüber, sagte erstmal nichts.

Der Kobold grinste, lehnte sich an das Tischbein. „Jetzt wird’s interessant“, sagte er. Ich spürte eine Spannung im Holz, als wären alle Hände auf einmal ein Stück fester geworden, als würden sich die Finger in die Gläser krallen. Die Kellnerin presste die Lippen zusammen. „Ich stell die Gläser seit zehn Jahren so hin“, sagte sie. „Die meisten schaffen es, sie nicht

umzuschmeißen.“ Der Typ lachte spöttisch. „Wenn man nichts anderes kann als Gläser schleppen, ist man da wahrscheinlich gut drin“, sagte er. Der Satz hing wie ein stinkender Lappen über dem Tisch. Unter dem Tisch stieß der Kobold mir gegen den Knöchel. „Wetten, dass einer gleich versucht, anständig zu sein?“, flüsterte er.

Der eine Versuch kam von Manni. „Jetzt reg dich nicht auf“, sagte er zur Kellnerin. „Der Junge hat halt ’nen schlechten Tag.“ Das war das Falsche. Sie sah ihn an, als hätte er sie verraten. „Ihr habt alle einen schlechten Tag, seit ich hier arbeite“, fauchte sie. „Und ich bin es, die am Ende die Pisse wegwischt.“ Sie griff nach den nassen Bierdeckeln, presste sie zusammen, als würde sie jemanden erwürgen. Der Typ grinste noch breiter. „Die ist aber empfindlich“, sagte er laut genug, dass die anderen Tische es hören konnten. Ein paar verstohlene Blicke, eine kurze Stille.

Der Wirt kam rüber, langsam, mit der Schwere eines Mannes, der keine Lust hat auf das, was gleich kommt. „Alles gut?“, fragte er. „Alles bestens“, antwortete der neue Typ. „Die Lady hier braucht nur mal ’ne Pause.“ Er sagte „Lady“, als wäre es ein Schimpfwort. Der Kobold biss sich vor Lachen in die Faust. „Na los“, flüsterte er in den Holzrahmen. „Zeig uns, was du für ein Laden bist, Chef.“ Der Wirt sah die Kellnerin an, sah den nassen Tisch, die glänzenden Augen. Seine Finger trommelten kurz auf der Tischplatte. Dann seufzte er. „Mach den Tisch sauber“, sagte er zu ihr. „Und bring noch ’ne Runde. Geht auf mich.“

In dem Moment merkte ich, wie etwas unter dem Tisch scharf wurde. Nicht mal bei ihr, sondern in mir. Dieses bekannte Zucken, wenn du ahnst, dass wieder einer verloren hat, der nicht du warst, aber du fühlst dich mitgeschlagen. Die Kellnerin presste den Lappen so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß wurden. Keine Widerworte. Sie war klug genug zu wissen, dass es nichts brachte. Der neue Typ lehnte sich zurück, grinste breit, genoss den Sieg. Der Kobold sah zu mir hoch. „Na?“, fragte er. „Immer noch froh, dass du offiziell nicht dran sitzt?“

Ich nahm einen Schluck, schmeckte nichts, nur Bitterkeit. „Du hättest ihn einfach noch ein Stück mehr treten sollen“, murmelte ich. „Dann wäre er unter den Tisch geflogen.“ „Und dann?“, fragte der Kobold. „Glaubst du, das hätte was geändert? Dann wäre er aufgestanden und hätte sich lauter gemacht. Menschen, die im Unrecht sind, schreien am lautesten.“ Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war das hier nur eine von tausend Szene, die sich in dieser Stadt abspielten. Aber in meinem Kopf setzte sich die Sache fest wie eine Gräte im Hals.

Die Stimmung am Stammtisch war danach anders. Die Sprüche wurden aggressiver, die „Früher war alles besser“-Nummern lauter. Die zwei neuen Typen fühlten sich plötzlich unantastbar. „Ist ja nur ’ne Kellnerin“, sagte der Lautere irgendwann. „Wenn ich so’n Job hätte, würde ich auch rumzicken.“ Harry nagte an seinem Schnurrbart, als würde er überlegen, etwas zu sagen. Sagte aber nichts. Heiner starrte ins Glas. Manni versuchte wieder, die Luft mit irgendeinem Halbwissen über Arbeitsrechte zu füllen, stolperte aber nach zwei Sätzen über seine eigenen Worte. Der Kobold hatte sich flach auf den Boden gelegt, lauschte. „Der Tisch fängt an zu stinken“, sagte er.

Als die Kellnerin das nächste Mal kam, tat sie so, als wäre nichts. Sie stellte die Gläser hin, schnell, routiniert, ohne jemanden anzusehen. Ich wusste, dass sie sich gestern noch mit mir an den Tresen gelehnt hatte und über irgendeinen Blödsinn gelacht hatte. Heute war sie nur noch Funktion. Der Wirt tat, was Wirte tun: Er sorgte dafür, dass die Gläser voll blieben. Dafür war er da. Nicht für Gerechtigkeit, nicht für Respekt, nur fürs Laufenlassen. Der Laden war sein Schiff, und solange nicht der ganze Kahn sank, war ihm egal, wer an Bord Wasser schluckte.

Der Kobold richtete sich auf, setzte sich wieder unter meinen Stuhl. „Das ist mein Reich“, sagte er. „Unter diesem Tisch. Hier ist die Wahrheit: Feigheit in Schuhen, Wut, die nach kalten Socken riecht, und Schuld, die sich an die Sohlen klebt. Ich liebe diesen Ort. Hier unten höre ich, wenn jemand innerlich schon weint, bevor er zum Glas greift.“ Ich spürte, wie meine Füße schwer wurden. Der Stuhl fühlte sich plötzlich an, als hätte er Eisenbeine. „Hör auf, mich festzuhalten“, murmelte ich. „Ich mach gar nichts“, sagte er unschuldig. „Du hältst dich selbst fest. Ich sitz nur dabei und applaudier.“

Später an diesem Abend, als die Neuen gegangen waren, sturzbetrunken und siegessicher, als wäre ihnen die Welt was schuldig, blieb der Stammtisch zurück wie ein verschüttetes Bier: klebrig, riechend, unfertig. Die Kellnerin war schon nach hinten verschwunden, länger als sonst. Der Wirt wischte langsam über den Tresen, sah zu uns rüber, als wollte er was sagen, ließ es aber bleiben. Wir saßen da, Männer, die irgendwo im Leben falsch abgebogen waren, und taten so, als hätten wir den Weg absichtlich gewählt.

„Du hättest was sagen können“, sagte der Kobold irgendwann. „Ihr alle. Einer von euch. Nur ein Satz hätte gereicht.“ Ich trank aus. „Ich bin nicht hier, um die Welt zu retten“, murmelte ich. „Ich kann nicht mal mich selbst retten.“ Er grinste schief. „Stimmt“, sagte er. „Und vielleicht ist das das Ehrlichste, was du heute gesagt hast.“

Am nächsten Tag tat mir der Kopf weh, aber nicht nur wegen dem Alkohol. Es war dieser andere Schmerz, der kommt, wenn du weißt, dass du gestern wieder jemandem beim Untergehen zugesehen hast und nichts gemacht hast, außer mitzutrinken. Die Bilder von der Szene am Stammtisch klebten an meiner Schädeldecke. Das umgekippte Glas, der Spruch, der Blick der Kellnerin, das Seufzen des Wirts, die blöden Grinser der beiden Fremden. Ich kannte das Drehbuch: Heute würden sie woanders sitzen und dieselbe Nummer abziehen. Und wir würden hier sitzen und so tun, als hätten wir keine Wahl gehabt.

Der Kobold saß auf dem Fensterbrett und sah in den trüben Hof. „Du siehst aus, als hättest du eine moralische Erkenntnis gehabt“, sagte er. „Steht dir nicht. Mach dich wieder hässlicher, so bist du ehrlicher.“ Ich schüttete den letzten Rest aus irgendeiner Flasche in einen Becher, der schon zu viele Geschichten gesehen hatte. „Warum hast du ihn nicht die Treppe runterfallen lassen?“, fragte ich. „Du hättest nur ein bisschen doller schubsen müssen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin kein Gerechtigkeitskobold“, sagte er. „Ich bin ein Sauforganismus. Ich lebe von eurer Schwäche, nicht von euren Heldentaten. Wenn ihr mal was Richtiges macht, bin ich nur Zaungast.“

Ich dachte an den Tisch. An die schwerfälligen Stühle, die Kerben, die Bierränder, die Deckel, die dort klebten, als wären sie festgewachsen. In meinem Kopf war der Stammtisch keine Ecke in einer Kneipe mehr, sondern ein Ort, der irgendwo in mir lag. Ein runder Raum, in dem die Stimmen immer weiterredeten, selbst wenn ich zu Hause war. Heiner mit seinem „Früher war alles besser“, Harry mit seinem halbherzigen Humor, Manni mit seiner pseudo-intellektuellen Fassade, hinter der ein verängstigter kleiner Junge saß. Und ich, irgendwo dazwischen, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Gast, nicht Gastgeber. Ein Typ, der glaubt, dass er nur beobachtet, während er längst Teil der Szenerie ist.

„Wieso gerade dieser Tisch?“, fragte ich. „Es gibt tausend andere Läden, tausend andere Tische.“ Der Kobold grinste. „Weil hier keiner mehr jung ist“, sagte er. „Junge Leute sind langweilig. Die glauben noch, dass sie irgendwann aussteigen. Die sind noch in der Probezeit ihres eigenen Untergangs. Aber ihr… ihr habt euch schon eingerichtet. Ihr habt euren Platz gefunden, euren Witz, eure Ausreden. Ihr seid wie alte Sofas: durchgesessen, aber ihr glaubt,

ihr wärt noch gemütlich. Für mich ist das perfekt. Hier geht keiner mehr wirklich weg. Ihr macht höchstens früher Feierabend.“

Ich trank einen Schluck und dachte an all die Abende, an denen ich nicht am Stammtisch gesessen hatte. Es waren nicht viele. Die meisten, an die ich mich erinnern konnte, hatten irgendwie damit zu tun, dass ich krank war oder irgendwo arbeiten musste oder in einer anderen Kneipe eine andere Form von Schande ausprobiert hatte. Der Tisch im „Schlusslicht“ hatte mich angezogen, lange bevor ich es merkte. Erst stand ich in der Nähe, an der Theke. Dann zog ich den Hocker beiläufig ran. Dann setzte ich mich dazu. Und irgendwann fragte mich keiner mehr, ob ich dazugehöre. Ich war einfach da.

„Man sagt ja, man hätte seinen Stammtisch“, murmelte ich. „Aber vielleicht hat der Stammtisch einen.“ Der Kobold klatschte begeistert. „Jetzt wirst du philosophisch“, sagte er. „Ich mag das, wenn ihr kurz so tut, als würdet ihr kapieren, was mit euch passiert. Das ist wie das kurze Flackern einer Lampe, bevor sie durchbrennt.“ Er sprang vom Fenster, landete weich auf dem Boden und lief auf mich zu. „Komm, wir gehen runter“, sagte er. „Ich will meinen Platz sehen. Vielleicht hat einer über Nacht was dagelassen, das ich gebrauchen kann.“

Der Weg zur Kneipe war derselbe wie immer, aber in meinem Kopf liefen gestern Abend und heute Morgen gleichzeitig ab. Als ich die Tür aufmachte, war es noch früh. Die Luft roch mehr nach Putzmittel als nach Bier, ein falsches Versprechen von Sauberkeit. Kein Fernseher, keine Schreie, nur der Wirt, der Gläser sortierte und mit einem Lappen kämpfte, der längst aufgegeben hatte. Er nickte, als er mich sah. „Du bist früh“, sagte er. „Oder spät“, antwortete ich. „Kommt drauf an, wie man’s nimmt.“ Der Kobold huschte an mir vorbei, schlüpfte direkt zum Stammtisch und kroch drunter, als würde er in sein Bett steigen.

Ich setzte mich nicht dazu, nicht sofort. Ich blieb an der Theke stehen, bestellte ein Bier, das ich nicht brauchte, und sah zu, wie die Kohlensäurebläschen in die falsche Richtung wollten. „Wegen gestern“, fing der Wirt an. Ich hob eine Hand. „Schon gut“, sagte ich. „War dein Laden, deine Entscheidung.“ Er seufzte. „War die einfachste Entscheidung“, murmelte er. „Nicht die beste.“ Ich sah ihn an. Er hatte diesen Blick, den Männer kriegen, wenn sie merken, dass sie irgendwo ein bisschen ihre Seele verkauft haben, aber nicht genau wissen, an wen.

„Du hättest ihn rausschmeißen können“, sagte ich ruhig. „Hätte dir vielleicht einen Stammgast gekostet, aber du hättest die Kellnerin behalten.“ Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht hätte ich dann alle verloren“, meinte er. „Die hocken doch hier, weil ich den Laden laufen lasse. Wenn ich anfange, streng zu sein, suchen sie sich einen anderen Ort, um sich selbst zu bemitleiden.“ Der Kobold streckte den Kopf unter dem Tisch hervor und zog eine Kippe hervor, die einer verloren hatte. „Er hat Angst“, sagte er. „Ihr habt alle Angst. Ihr sagt, ihr wärt abgebrüht, aber ihr fürchtet euch vor jedem leeren Platz, vor jedem verschwundenen Gesicht.“

Ich nahm mein Glas und ging doch zum Stammtisch, setzte mich an meinen Platz. Der Stuhl quietschte, als würde er mich begrüßen. Unter mir spürte ich die Anwesenheit des Kobolds, diese seltsame Kälte, die nicht wirklich unangenehm war. Eher klar. „Also, was hast du davon?“, fragte ich nach unten. „Was bringt dir ein Tisch voller Trottel, die sich selbst bemitleiden?“ Er lachte leise. „Ihr seid meine Bar“, sagte er. „Je mehr ihr trinkt, desto stärker werde ich. Jede verpasste Chance, jeder verschluckte Satz, jede feige Entscheidung ist wie ein

Schluck für mich. Ihr zieht euch langsam von innen aus, und ich sitze drunter und fange auf, was von euch abbröckelt.“

Ich strich mit der Hand über die Tischplatte. Man konnte die Rillen fühlen, den Schmutz, der nie ganz verschwand. Ich stellte mir vor, wie viele Hände hier gelegen hatten, wie viele Abende in diesem Holz steckten. Es war ein Friedhof für Versprechen. „Was passiert, wenn einer von uns wirklich mal aufsteht und nicht wiederkommt?“, fragte ich. „Wirst du ihn vermissen?“ Der Kobold dachte kurz nach. „Ich vermisse höchstens sein Trinktempo“, sagte er. „Menschen sind austauschbar. Aber ich mag die, die hartnäckig sind. Die immer wiederkommen, obwohl alles in ihnen schreit, dass sie weg sollten. Das ist eine Form von Treue. Die perverse Variante, aber trotzdem.“

Die ersten Gäste kamen rein. Harry mit seinem Bauch, der als erster durch die Tür ging, noch vor ihm selbst. Heiner mit seiner müden Jacke, Manni mit irgendeiner Zeitung unter dem Arm, die er nie kaufte, um informiert zu sein, sondern um etwas in der Hand zu haben, wenn er blöde Thesen raushaute. Sie nickten mir zu, setzten sich, als wäre gestern nichts gewesen. Keiner sprach den Vorfall mit den beiden Fremden und der Kellnerin an. Als wäre das nur ein schlechter Traum, der heute entschlossen ignoriert werden musste.

„Moin“, sagte Harry. „Na, bereit für die nächste Runde Lebensberatung?“ Heiner lachte. „Wir sollten Geld nehmen für den Quatsch, den wir hier reden“, meinte er. „Dann wären wir reich.“ Manni breitete die Zeitung aus. „Habt ihr gelesen“, sagte er, „die sagen, die Kneipenkultur stirbt aus. Alles geht ins Internet, Bars, Dating, Gespräche. Bald sitzen wir nur noch allein zu Hause.“ Der Kobold quietschte vor Vergnügen. „Ihr seid schon längst allein“, rief er von unten. „Ihr sitzt nur zufällig im selben Raum.“ Keiner hörte ihn, aber alle spürten irgendwas, denn für einen Moment wurde es leiser.

Ich trank und hörte ihnen zu, wie immer. Aber diesmal fühlte sich der Tisch anders an. Nicht nur wie ein Möbelstück, sondern wie ein Vertrag. Einer, den keiner unterschrieben hatte und der trotzdem gültig war. Du setzt dich hin, du trinkst, du hältst die Klappe, wenn es darauf ankommt, und du kommst morgen wieder. Das waren die Bedingungen. Der Preis war dein Rücken, deine Leber, deine letzten Reste von Stolz. „Du kannst jederzeit gehen“, sagte der Kobold. „Die Tür ist da vorne. Du brauchst nur aufzustehen, dein Glas stehen zu lassen und rauszugehen. Kein Gott, kein Gesetz, kein Wirt hält dich auf.“

Ich sah zur Tür. Sie stand einen Spalt offen, frische Luft kam rein, gemeinsam mit einem Hauch Straße. Es wäre ein Leichtes gewesen, aufzustehen und einfach zu verschwinden. Stattdessen nahm ich einen Schluck. „Siehst du“, sagte der Kobold zufrieden. „Deshalb bleibe ich unter dem Stammtisch. Hier bin ich immer auf der sicheren Seite.“ Er lehnte sich gegen mein Bein, wie ein Haustier, das sich an seine Bezugsperson drückt. Und während oben die Gespräche wieder in denselben Kreisen liefen, wusste ich, dass ich nicht nur an einem Tisch saß. Ich saß in einer Falle, die aussah wie ein runder Ort mit kaltem Bier.

Vielleicht, dachte ich, ist der Clurichaun gar nicht der, der nie die Zeche zahlt. Vielleicht sind wir es. Wir zahlen nie das, was es wirklich kostet. Und das, was wir zahlen, ist am Ende immer zu wenig und doch zu viel.

Kapitel 5 – Wenn Gläser reden könnten

An manchen Tagen hatte ich das Gefühl, dass die Gläser mehr wussten als die Leute, die sie festhielten. Sie standen da, in Reih und Glied auf dem Tresen, wie eine Armee aus durchsichtigem Gedärm, und warteten darauf, gefüllt, geleert, vergessen zu werden. Wenn du lange genug am Tresen sitzt, merkst du, dass Gläser ihre eigene Art von Gedächtnis haben. Die Wasserflecken, der Nikotinfilm, die feinen Kratzer am Rand – alles kleine Notizen darüber, wer sie benutzt hat und wofür. Ich starrte auf mein Bierglas, als würde es gleich anfangen, mich zu beschimpfen.

„Wenn Gläser reden könnten“, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu irgendwem, „wäre hier schneller Schluss, als du ‚Runde für alle‘ sagen kannst.“ Der Kobold hockte auf dem Zapfhahn wie ein hässlicher Gargoyle und grinste. „Die Gläser reden“, meinte er. „Ihr hört nur nicht zu. Ihr seid zu sehr damit beschäftigt, sie leer zu machen.“ Er fuhr mit einer kleinen, schmutzigen Pfote an der Innenseite eines unbenutzten Glases entlang. „Dieses hier“, sagte er, „wird heute Abend nur einmal halb voll und dann stehen gelassen. Der Typ, der es bestellt, wird kurz glauben, er müsste sein Leben in den Griff kriegen, und dann geht er zu früh nach Hause, um seine Frau nicht noch weiter zu enttäuschen. Das Glas wird sich verarscht vorkommen.“

Der Wirt war zugange, Gläser zu polieren, ein Ritual, das nichts brachte, außer dem Gefühl, die Zeit irgendwie zu benutzen. Die Kellnerin trug Tabletts, Gläser klirrten, als würden sie sich untereinander Zeichen geben. Am Stammtisch liefen die üblichen Monologe. Ich saß dieses Mal bewusst nicht dort, sondern einen Hocker weiter am Tresen, als würde der halbe Meter Abstand irgendwas ändern. „Was sagt meines?“, fragte ich den Kobold und hob das Bier ein Stück an. Er legte den Kopf schief, schloss die Augen, als würde er einer entfernten Melodie lauschen. „Dein Glas“, sagte er, „lacht dich aus. Es meint, du hättest wieder mit großem Vorsatz angefangen: ‚Nur eins heute, ganz ruhig.‘ Es kennt diese Lüge schon so gut, dass sie sich anfühlt wie ein altes Lied.“

Ich nahm einen Schluck, nicht weil ich ihm recht geben wollte, sondern weil meine Hand automatisch die Bewegung machte. Das Glas war leicht angeschlagen, an der Unterseite eine kleine Macke, die dafür sorgte, dass es nie ganz gerade stand. Es wackelte nur so viel, dass du es bewusst festhalten musstest. Vielleicht hatte ich es deshalb so gern. Es erinnerte mich an mich selbst: nie ganz stabil, zu schief, um vertrauenswürdig zu sein, aber robust genug, um nicht sofort zu zerbrechen. „Früher gab es andere Gläser“, sagte ich. „Schwerere. Mit Henkel. Die hatten noch was.“ „Früher hattet ihr auch andere Gesichter“, sagte der Kobold. „Weniger Falten, mehr Hoffnung. Gläser und Gesichter gleichen sich an. Je älter der Laden, desto müder ihre Ränder.“

Ein Typ zwei Hocker weiter hatte ein schlankes, schmales Glas in der Hand, viel zu fein für diesen Laden. Er hielt es, als würde er sich eine Ausrede für seinen Aufenthalt hier basteln: „Ist ja nur ein Bier nach der Arbeit, so ein kleines.“ Der Kobold sprang hinüber, legte sein Ohr an das Glas, als würde es radioaktive Strahlung abgeben. „Der hier“, sagte er, „erzählt sich gerade, dass er besser ist als du. Er hat ein Hemd mit Bügelfalten, ein Auto vor der Tür und ein Konto, das noch nicht in Flammen steht. Sein Glas flüstert ihm ins Ohr, dass er hier nur kurz reinschneit. Aber ich sehe schon, wie sein zweites, drittes, viertes Glas wartet. Alle stehen schon bereit und reiben sich die Glasränder.“

Ich lehnte mich zurück und beobachtete die Theke. Es war ein Theater nur mit Statisten. Keine Hauptrollen, nur Leute, die sich kurz in Szene setzen und dann wieder verschwinden. Und die Gläser waren die einzigen, die wirklich von allen wussten. Das hohe, dünne Glas der Kellnerin, in das sie sich ab und zu heimlich eine Schorle goss, sah müder aus als alles, was hier stand. Es war nicht das Glas einer Trinkerkarriere, sondern das eines Menschen, der zu nah dran arbeitet. „Was sagt ihres?“, fragte ich. Der Kobold wurde plötzlich still. Er sah hinüber, betrachtete das Glas, das an der Seite einen fetten Lippenstiftabdruck von einer anderen Frau trug, die bei irgendeiner Runde zu laut gelacht hatte.

„Ihr Glas sagt gar nichts“, murmelte er. „Es ist fertig mit Reden. Es hat alles gehört, was möglich war. Kaputte Eheversprechen, gescheiterte Geschäftspläne, große Ankündigungen, die im nächsten Korn ersoffen sind. Es ist durch damit. Es macht nur noch seinen Job.“ Ich sah zur Kellnerin, wie sie routiniert Gläser aufs Tablett setzte, als wären es Ziegelsteine in einer Mauer, die sie von uns trennt. Vielleicht war das ihre Rettung. Dass sie die Gläser trug, aber nicht aus ihnen lebte. Ich war mir nicht sicher, wie lange das noch gut ging.

Das Glas eines Stammgastes am Ende der Theke, ein massiver Krug, war berühmter als sein Besitzer. Jeder wusste, dass er jeden Abend kam, seinen Platz hatte und dieses eine Glas brauchte. „Der Krug da“, sagte der Kobold, „ist stolz. Er glaubt, er hält den Laden zusammen. Solange er gefüllt bleibt, kommt sein Besitzer. Und solange der kommt, kommt der Rest auch. So reden sie sich’s ein, diese prallen, dicken Dinger. Dabei sind sie nur Behälter für Ausreden.“ Der Stammgast, ein Mann mit grauen Haaren und Händen wie Spaten, trank langsam, gleichmäßig, ohne Theater. Aber in seinen Augen lag dieses Leuchten, wenn der Krug voll war, und dieses kurze Zucken, wenn er leer wurde. Ein kleines Sterben.

Ich fragte mich, was meine Gläser erzählen würden, wenn einer sie alle auf einen Haufen werfen und zum Reden zwingen würde. Die aus Jugendtagen in anderen Bars, in anderen Städten, die Gläser auf Familienfeiern, in denen der Alkohol „nur dazugehört“, das heimliche Glas in der Küche, während draußen die Kinderlieder liefen, die längst vorbei sind. Vielleicht würden sie alle im Chor brüllen: „Wir waren nie schuld, du Idiot.“ Vielleicht würden sie lachen, weil ich ihnen immer mehr Bedeutung gegeben hatte, als sie aushalten konnten.

„Weißt du, was das Tragische ist?“, fragte der Kobold und ließ die Beine vom Zapfhahn baumeln. „Ihr glaubt immer, die Gläser seien eure Gegner oder eure Freunde. Aber sie sind nur Möbelstücke mit Hohlraum. Ihr füllt sie mit eurer Scheiße, euren Träumen, eurer Flucht. Und wenn sie irgendwann zerspringen, seid ihr beleidigt, als hätten sie euch verraten. Dabei seid ihr es, die sie haben fallen lassen.“ Ich drehte das Glas in der Hand, sah, wie das Bier sich an die Innenseite schmiegte, kleine Schaumreste, die aussahen, als würden sie versuchen, irgendwo Halt zu finden.

„Und was sagt die Flasche?“, fragte ich schließlich. „Die da hinten im Regal, die noch zu ist.“ Der Kobold sah hin, und zum ersten Mal an diesem Abend wirkte er nachdenklich. „Die Flasche ist das Versprechen“, sagte er. „Sie flüstert: ‚Wenn du mich kaufst, wird es kurz besser. Ich bin der Anfang, nicht das Ende.‘ Jede volle Flasche lügt. Und ihr seid so heiß auf die Lüge, dass ihr euch freiwillig betrügen lasst.“ Ich bestellte mir noch einen Whiskey, nicht, weil ich der Flasche vertraute, sondern weil ich wusste, dass sie wenigstens ehrlich war, sobald sie offen war: Sie machte nichts besser. Sie machte nur alles unscharf.

Wenn Gläser reden könnten, dachte ich, würden sie vielleicht nichts anderes sagen als: „Du warst schon kaputt, bevor du uns in die Hand genommen hast.“ Vielleicht wäre das das Einzige, was wirklich stimmte.

Der Abend zog sich, und mit jeder Runde wurden die Stimmen lauter und die Gläser mutiger – zumindest in meinem Kopf. Der Kobold hatte sich irgendwann von der Theke gelöst und war auf Wanderschaft gegangen, sprang von Tisch zu Tisch wie ein zu klein geratener Barkritiker. Ich beobachtete ihn dabei, wie er sich an die Ränder der Gläser hängte, als würde er ihnen Geheimnisse entlocken. Manchmal legte er eine Hand an das Glas, schloss die Augen, nickte, als würde er jemandem zuhören, den nur er hören konnte.

Am Stammtisch war ein neues Gesicht aufgetaucht, ein Mann, der aussah, als hätte er es im Leben mal weiter gebracht als bis hierher. Hemd mit Manschettenknöpfen, ein Jackett, das wahrscheinlich mehr gekostet hatte als meine ganze Garderobe. Er hatte ein breites, kurzes Glas vor sich, halb voll mit irgendeinem braunen Zeug, das sich „Single Malt“ nannte und nur von Leuten bestellt wurde, die Wert darauf legten, das Wort „Single Malt“ auszusprechen. Der Kobold kletterte an seinem Stuhl hoch und setzte sich auf den Glasrand, direkt neben sein gepflegtes Gesicht.

„Der hier“, rief er zu mir rüber, „ist einer von denen, die glauben, sie hätten das Saufen im Griff. Er sagt gerade den Satz mit ‚Ich weiß, wann Schluss ist‘.“ Ich sah hinüber, und tatsächlich, ich hörte den Typen genau das sagen, mit diesem selbstzufriedenen Brummen in der Stimme. Die anderen am Tisch nickten, als hätten sie soeben eine tiefgründige Wahrheit serviert bekommen. Sein Glas dagegen sah aus, als würde es sich schämen, in dieser Runde zu stehen. Das klare, dicke Material, der schwere Boden, der ihm Würde geben sollte – alles nur Fassade. Innen drin war derselbe Fusel wie bei uns, nur teurer verpackt.

Ich fragte mich, wie viele Gläser man durchlaufen musste, um schließlich bei so einem anzukommen. Du fängst mit Plastikbechern an, auf Partys, wo jemand billigen Wodka aus der Metro anschleppt und alle noch lachen können. Dann kommen Dosen, Flaschen, irgendwann ordentliches Glas. Mit jedem Level glaubst du, du wärst erwachsener geworden, aber in Wirklichkeit hast du nur gelernt, deine Abstürze besser zu tarnen. „Was sagen meine alten Gläser?“, fragte ich den Kobold, als er wieder zu mir rüberkam. „Die, die nicht mehr da sind. Die zersprungen sind oder in irgendwelchen Spülküchen dieser Stadt liegen.“

Er setzte sich auf meinen Unterarm, leicht wie ein schlechtes Gewissen. „Die sagen“, meinte er, „dass du ihnen nie richtig zugehört hast. Sie haben geklirrt, wenn du zu hart abgestellt hast. Sie haben geheult, wenn du sie aus der Hand fallen lassen hast. Manche haben dir sogar eine kleine Narbe verpasst, als sie in deiner Hand zersplittert sind, nur damit du sie nicht vergisst. Und was hast du gemacht? Noch ein neues Glas bestellt.“ Ich sah auf meine Hände, suchte nach Spuren. Da war eine kleine, weiße Linie am Ballen, an die ich mich kaum erinnern konnte. Eine Nacht, ein Streit, ein zerbrochenes Glas, eine verpasste Chance aufzuhören, bevor es richtig losging.

Die Kellnerin stellte wortlos ein frisches Bier vor mich hin, ohne zu fragen. Ich hatte nichts gesagt, aber der leere Rand meines Glases hatte wohl genug kommuniziert. „Der da“, sagte der Kobold, „hat einen eigenen Sprachkurs hinter sich. Er sagt: ‚Füll mich nach, sonst musst du dich mit dir selbst auseinandersetzen.‘ Du magst keine Pausen, stimmt’s?“ Ich nahm das neue Glas in die Hand, spürte das kalte Kondenswasser an den Fingern. Pausen waren gefährlich. In Pausen kommen Gedanken, und Gedanken sind Gift, wenn du keine Antworten hast.

Ein Typ an einem der Tische klopfte mit seinem Glas gegen die Platte, das universelle Zeichen für „Ich habe was zu sagen und bin betrunken genug, es zu tun“. Er begann irgendeine Geschichte über seine Exfrau, über ein Gericht, über Unterhalt, über „diese

verfickten Anwälte“. Sein Glas wackelte in der Hand, die Knöchel weiß. „Wenn das Glas reden könnte“, murmelte der Kobold, „würde es sagen: ‚Lass mich los, bevor ich dir in der Hand explodiere.‘ Du kannst nicht so fest zupacken bei Dingen, die dich schon längst losgelassen haben.“

Ich beobachtete die Kellnerin, wie sie eine Reihe leerer Gläser aufs Tablett stellte. Sie tat es, als würde sie kleine Särge stapeln. Einmal fiel ihr ein Glas vom Tablett, rollte über den Boden und blieb vor meinen Stiefeln liegen. Es war noch heil, nur ein Rest Schaum klebte an der Innenwand. Ich hob es auf, reichte es ihr. Für einen Moment berührten sich unsere Hände, nur kurz, aber genug, damit sie mich ansah. „Wenn Gläser reden könnten“, sagte ich spontan, „hättest du wahrscheinlich Burnout nach einer Schicht.“ Sie zog eine Augenbraue hoch. „Wenn Gläser reden könnten“, antwortete sie trocken, „würden sie euch allen erzählen, dass ihr nervt. Und ich müsste nur noch zuhören.“

Der Kobold kreischte vor Vergnügen. „Die Frau hat Humor“, rief er. „Du solltest aufpassen, sonst fängst du an, sie zu mögen.“ Ich mochte sie längst, das war ja das Problem. Aber ich mochte mittlerweile alles, was noch nicht komplett abgestumpft war. Das schloss auch Gläser mit ein, die sich weigerten, direkt kaputtzugehen. „Weißt du, was ich am meisten hasse?“, sagte ich zum Kobold. „Wenn einer sagt: ‚Nur noch das eine Glas, dann höre ich auf.‘“ „Warum?“, fragte er. „Weil du weißt, dass es gelogen ist?“ „Weil ich weiß, dass selbst, wenn er ernst macht, das Glas ihn nicht ernst nimmt“, sagte ich. „Das letzte Glas ist immer nur das letzte für heute.“

„Gläser sind keine Kalender“, sagte der Kobold. „Sie zählen nicht die Tage, an denen du es geschafft hast, weniger zu trinken. Sie zählen nur die Sekunden, die sie durch deinen Hals rutschen. Ihr schreibt euch Striche auf Bierdeckel, aber ihr messt nie die Schlucke, die euch gefehlt haben, um nicht hier zu landen.“ Ich dachte an meine Ex, an Tage, an denen ein einziges nicht getrunkenes Glas vielleicht etwas verändert hätte. Ein nicht geführter Streit, ein nicht zu lautes Wort, ein nicht zu später Heimweg. Aber das waren Märchen, die man sich erzählt, wenn man zu tief drin steckt.

An der Theke stand jetzt auch der Automatenspieler, ohne Automaten, nur mit Glas. Er drehte es zwischen den Fingern, als wäre es eine Münze, die noch nicht gefallen war. „Wenn sein Glas reden könnte“, sagte der Kobold, „würde es ihn fragen, warum er glaubt, dass irgendwo noch ein Gewinn auf ihn wartet. Ob am Automaten oder im Leben.“ Ich sah ihn an, diesen Mann mit dem roten Gesicht und den nervösen Augen. Er war immer kurz davor, „noch mal ganz von vorn“ anzufangen, und fing doch jeden Tag an derselben Stelle an: am Tresen, vor einem Glas, mit leeren Taschen.

Vielleicht war das alles am Ende der gleiche Scheiß: Gläser, die uns spiegeln, leere Flaschen, die uns sagen, dass wir wieder mal übertrieben haben, und ein kleiner Kobold, der am Rand des Ganzen sitzt und zuguckt, wie wir versuchen, uns einzureden, wir hätten noch irgendwas unter Kontrolle. Ich nahm einen weiteren Schluck. Das Glas sagte nichts. Es musste auch nicht. Ich wusste ja längst, was es von mir hielt.

Später in der Nacht, als der Laden dünner wurde und die Gespräche sich nur noch in halben Sätzen abhackten, war der Moment, in dem die Gläser am ehrlichsten waren – zumindest kam es mir so vor. Das Klirren wurde seltener, dafür lauter. Jeder Stoß klang wie eine kleine Warnung: „Noch eins, und du fällst.“ Der Kobold hatte sich einen Barhocker erobert, saß auf der Sitzfläche mit gekreuzten Beinen und einem leeren Schnapsglas vor sich, das er so konzentriert anstarrte wie ein Wahrsager seine Kugel.

„Dieses Glas“, sagte er getragen, „hat heute fünf verschiedene Münder gesehen. Der erste war ein Typ, der nur schnell Mut brauchte, um eine Nachricht zu verschicken. ‚Ich komm heute später, Stress im Büro‘, hat er geschrieben. Der zweite hat seinen Job verloren und wollte sich den Kündigungssatz aus dem Kopf spülen. Der dritte hat behauptet, er trinke ‚nur aus Geselligkeit‘. Der vierte war einsam. Der fünfte weiß ich nicht mehr, der war uninteressant.“ Er sah auf, grinste. „Und du willst mir erzählen, Gläser wären nur Deko.“

Ich sah auf mein eigenes, halb leeres Glas und versuchte, mich zu erinnern, wie viele Versionen von „Ich“ heute daraus getrunken hatten. Der, der heute Morgen noch dachte, er könnte seinen Job behalten. Der, der mittags im Lager stand und wusste, dass es vorbei ist. Der, der nachmittags in der anderen Kneipe vor seiner Ex saß und begriffen hat, dass der teuerste Whiskey der war, den er mit ihr verspielt hatte. Und jetzt der hier, abends im „Schlusslicht“, am Tresen, der so tut, als wäre das alles nur eine Anekdote für später. Dieselbe Hand, dieselbe Leber, aber lauter verschiedene Idioten im selben Körper.

Die Kellnerin hatte sich, ungewöhnlich für sie, ein eigenes Glas genommen, ein kleines, klares ohne Schnickschnack. Sie füllte es mit einem billigen Likör, irgendwas Süßem, das vorgab, harmlos zu sein. Sie stellte es kurz neben die Kasse, so, dass es niemand groß sah. Der Wirt tat so, als hätte er es nicht bemerkt, und das war seine Form von Komplizenschaft. Der Kobold sprang sofort hin, neugierig wie immer, wenn jemand, der normalerweise nüchtern blieb, eine Ausnahme machte. „Das Glas sagt“, flüsterte er, „dass heute ein Tag war, an dem sie zu oft geschluckt hat, ohne was zu trinken. Und dass sie langsam keine Lust mehr hat, alles nur mit Wasser runterzuspülen.“

Ich sah sie an, wie sie das Glas nahm, einen schnellen Schluck machte, verzog kurz das Gesicht und stellte es weg. Kein Genuss, nur Funktion. „Wenn ich könnte“, sagte ich leise, eher zu mir selbst, „würde ich ihr alle meine Gläser geben. Dann könnte sie den ganzen Mist wenigstens einmal rauslassen.“ Der Kobold schnaubte. „Sie braucht deine Gläser nicht“, sagte er. „Sie braucht eher eins, das sie festhält, nicht eins, das sie fallen lässt. Ihr verwechselt immer Halt mit Flüssigkeit.“

Am Stammtisch war es ruhiger geworden. Harry schnarchte fast im Sitzen, seine Hand noch um den Krug geschlossen wie ein Kind, das mit Spielzeug in der Hand einschläft. Heiner redete kaum noch, nur seine Lippen bewegten sich, als würde er stumm mit der Vergangenheit diskutieren. Manni hatte den Kopf in den Nacken gelegt und starrte an die Decke, als stünde dort eine Lösung geschrieben, die nur zu betrunkenen Zeiten sichtbar wird. Die Gläser vor ihnen waren in verschiedenen Stadien des Sterbens: halb leer, dreiviertel leer, ganz leer und doch nicht weggeräumt. „Das da drüben“, sagte der Kobold und deutete auf die kleine Ansammlung, „ist ein Friedhof aus Entscheidungen, die keiner mehr ändern will.“

Ich erinnerte mich plötzlich an ein ganz anderes Glas, aus einer Zeit, in der der Clurichaun noch nicht so klar vor mir aufgetaucht war. Ein Küchenfenster, Morgensonne, ein Wasserglas, das meine Mutter mir hingestellt hatte, nachdem ich das erste Mal völlig besoffen nach Hause gekommen war. Das war kein Witz-Saufen gewesen, kein „Haha, wir sind jung und dumm“. Das war Flucht gewesen, schon damals. Sie hatte nichts gesagt, nur das Glas hingestellt, Wasser, Aspirin daneben. Das Glas war dick, mit kleinen Rillen, damit es nicht aus der Hand rutscht. Ich hatte es getrunken, war wieder eingeschlafen, später aufgewacht, und sie hatte das Glas wortlos weggeräumt. Wenn das Glas hätte reden können, hätte es wahrscheinlich geflüstert: „Letzte Chance, Junge.“ Aber ich hatte lieber andere Gläser gehört.

„Denkst du an früher?“, fragte der Kobold, der irgendwann gelernt hatte, in meinem Gesicht zu lesen. „Ich denke an ein Wasserglas“, sagte ich. „Und daran, dass ich damals schon nicht zugehört habe.“ Er nickte langsam. „Wasser ist leise“, murmelte er. „Alkohol schreit. Du hast dich für das entschieden, was lauter ist.“ Ich lachte ohne Humor. „Klar hab ich das“, sagte ich. „Ich war nie gut darin, leise Hilfe anzunehmen.“ Der Kobold kippte das leere Schnapsglas vor sich zu Boden. Es rollte ein Stück, blieb liegen. „Dieses Glas will nicht mehr“, sagte er. „Ist müde. Genau wie deins.“ Ich hob meines und trank es aus, um ihm zu beweisen, dass es noch nicht fertig war. Ein dummer Reflex.

Der Wirt machte irgendwann die Musik leiser und die Lichter ein bisschen heller, das universelle Zeichen, dass der Abend sich seinem Ende näherte. „Letzte Runde“, rief er. Drei Worte, die in Kneipen immer klingen wie eine Drohung und ein Versprechen gleichzeitig. Die Gläser auf den Tischen richteten sich noch einmal innerlich auf, als würden sie sagen: „Na gut, noch einmal arbeiten, dann ist Feierabend.“ Der Kobold stand auf dem Tresen, machte eine große, übertriebene Verbeugung. „Ihr wart ein fabelhaftes Publikum“, sagte er zu den Reihen aus Glas. „Wir sehen uns morgen.“

Ich bestellte noch eins, obwohl ich genau wusste, dass ich es nicht brauchte. Das „Letzte“ ist nie wirklich das letzte, es ist nur das, woran man sich am besten erinnert, wenn man später versucht, Zusammenhänge zu finden. Die Kellnerin stellte mir das Glas hin, sah mich kurz an. „Wenn Gläser reden könnten“, sagte sie plötzlich, „würden sie dir sagen, dass du langsam mal gehen solltest.“ Ich grinste müde. „Wenn Gläser reden könnten“, antwortete ich, „würden sie dich bitten, sie endlich in Ruhe trocknen zu lassen.“ Ein halbes Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Touché“, murmelte sie und drehte sich weg.

Der Kobold setzte sich auf mein volles Glas, als wäre es ein Hocker. „Du könntest jetzt Schluss machen“, sagte er. „Aufstehen, bezahlen, nach Hause gehen, Wasser trinken, schlafen. Morgen aufwachen und so tun, als wäre heute ein Ausrutscher gewesen.“ „Könnte ich“, sagte ich. „Machst du aber nicht“, stellte er fest. Ich hob das Glas, er sprang im letzten Moment weg. „Das Problem mit dir“, sagte er, „ist nicht, dass du nicht könntest. Es ist, dass du nicht willst. Und Gläser erzählen nur das, was du ihnen vorgibst. Sie sind keine Priester. Sie sprechen nur das Gebet, das du in sie reinkippst.“

Ich trank langsam, schluckweise. Jeder Schluck war ein kleines Ja zu dem, was ich angeblich nicht mehr wollte. Ja zum Kobold, ja zum Stammtisch, ja zu den Bierdeckeln, ja zu den Rechnungen, ja zu den Morgen danach. „Weißt du, was das Glas jetzt sagen würde, wenn es könnte?“, fragte mich der Kobold leise. „Es würde sagen: ‚Ich bin nicht dein Feind. Ich bin nur der Beweis, dass du dich selbst nicht magst.‘“ Vielleicht hatte er recht. Vielleicht waren die Gläser nie das Problem. Vielleicht waren sie nur Spiegel aus dünnem, verletzlichem Material, in denen wir uns selbst ertränkten, weil der echte Spiegel im Bad uns nicht mehr reichte.

Als ich irgendwann zur Tür wankte, half mir das Glas nicht. Gläser reden nicht, wenn du den Laden verlässt. Sie bleiben zurück, warten auf den nächsten, der sie in die Hand nimmt und seine eigene kleine Tragödie hineinschüttet. Draußen war die Luft kalt und klar, fast brutal ehrlich. Der Kobold lief neben mir her, pfiff leise eine Melodie, die mich an nichts Bestimmtes erinnerte und trotzdem alles traf. „Wenn Gläser reden könnten“, sagte ich in die Nacht, „würde ich ihnen sagen, sie sollen endlich die Klappe halten.“ Der Kobold lachte. „Sie müssen gar nichts sagen“, meinte er. „Du bist laut genug für euch alle.“

Zu Hause, in der stillen Wohnung, stand ein Wasserglas auf dem Küchentisch. Leer, sauber, unschuldig. Ich füllte es aus dem Hahn, setzte mich, nahm einen Schluck. Es schmeckte nach nichts, nach Leitungen, nach Stadt. Nach Möglichkeit. „Und was sagt das?“, fragte ich. Der Kobold setzte sich daneben, sah es prüfend an. „Das sagt“, murmelte er, „dass du heute ausnahmsweise mal zuhörst. Mal sehen, wie lange du dir das merken kannst.“ Ich trank das Wasser aus. Es war das erste Glas an diesem Tag, bei dem ich nicht das Gefühl hatte, es würde über mich lachen.

Aber ich wusste auch: Morgen würden wieder andere Gläser reden. Und ich würde wieder zuhören – auf die schlechteste Art, die ein Mensch wählen kann.

Kapitel 6 – Drei Nächte ohne Schlaf, zwei ohne Erinnerung

Die erste Nacht fing harmlos an, wie ein Witz, den man schon zu oft erzählt hat. Ich kam später als sonst aus dem „Schlusslicht“, die Straßen waren nass, aber es hatte nicht geregnet. Vielleicht hatte die Stadt einfach geschwitzt. In meinem Kopf war dieses übliche Rauschen, nicht laut genug, um alles zu übertönen, aber genug, damit kein klarer Gedanke durchkam. Normalerweise fiel ich dann einfach ins Bett, Klamotten an, Schuhe manchmal noch an, und war weg. Diesmal nicht. Diesmal war da eine Unruhe, die sich in die Matratze fraß wie Motten in alte Decken.

Ich lag auf dem Rücken, die Arme neben mir, als wäre ich schon im Sarg, und starrte an die Decke. Die Schatten tanzten, aber nicht so, wie sie sollten. Der Kobold saß auf der Lehne des einzigen Stuhls im Zimmer, die Beine baumelnd, und beobachtete mich mit diesem wissenden Grinsen. „Na?“, fragte er. „Kommt der Schlaf nicht mehr, wenn du ihn rufst?“ Ich drehte den Kopf zur Seite. „Halt die Klappe“, murmelte ich. „Du bist Lärm genug.“ Er lachte leise. „Ich bin nicht der Lärm“, sagte er. „Ich bin der Kommentar. Der Lärm bist du.“

Die Minuten wurden länger, dann dehnten sie sich zu Stunden. Ich stand wieder auf, ging in die Küche, trank Wasser, als wäre ich einer von diesen gesunden Idioten, die glauben, man könnte sich aus allem rausspülen. Es brachte nichts. Der Alkohol saß noch zu tief im Blut, die Gedanken waren zu flach, um sich hinzulegen. Mein Herz schlug einen Takt, der sich anhörte wie ein kaputter Motor, der trotzdem nicht aufgibt. „Trink noch einen“, schlug der Kobold vor. „Dann schläfst du schon irgendwann.“ Ich sah ihn an, das kleine Scheißding, das in meinem Leben campte, als hätte es eine Genehmigung. „Ich hab genug“, sagte ich. Die Worte fühlten sich fremd im Mund an, wie eine Sprache, die ich mal gekannt hatte.

Die Nacht schlich an den Fenstern vorbei, die Stadt wurde leiser, nur in meinem Kopf wurde sie lauter. Früher oder später kam immer der Punkt, an dem der Körper sich einfach abschaltete, egal, was der Kopf wollte. Aber diesmal wollte der Körper auch nicht. Die Muskeln waren angespannt, die Augen trocken, das Gehirn wie ein Fernseher, der auf einem toten Kanal hängt. Weißes Rauschen. Nur dass es nicht weiß war, eher gelblich-grau. Ich setzte mich an den Tisch, starrte auf die leeren Flaschen, als würden sie gleich anfangen, mich zu zählen. Der Kobold machte Karten aus Bierdeckeln, legte kleine Patiencen, die nie aufgingen.

„Du hattest mal Träume, weißt du das noch?“, fragte er plötzlich. „So richtige. Kein Scheiß wie ‚Ich hör mal weniger zu trinken auf‘, sondern diese großen Dinger. ‚Ich schreib ein

Buch‘, ‚Ich geh reisen‘, ‚Ich mach was mit Musik‘. Irgendwas, das nicht an einem Tresen endet.“ Ich starrte ihn an, als hätte er mir eine Krankheit diagnostiziert. „Träume sind was für Leute, die noch halbwegs gut aussehen“, sagte ich. „Bei mir ist das nur noch Körperverwahrung.“ Er legte einen Bierdeckel quer über die anderen. „Du siehst noch gut genug aus, um dich zu hassen“, meinte er. „Das reicht.“

Als draußen die ersten Vögel anfingen, sinnlos in die Morgendämmerung zu pfeifen, war ich immer noch wach. Meine Augen brannten, aber nicht vor Müdigkeit. Eher vor dieser Art von Klarheit, die man kriegt, wenn man zu lange in einen Spiegel starrt. Ich ging kurz raus auf den Balkon, wenn man das so nennen konnte. Ein Betonvorsprung mit rostigem Geländer, Blick auf Mülltonnen und die Rückseiten von Häusern. Das war meine Aussicht. Der Himmel wurde blasser, nicht heller. Ich zündete mir eine Kippe an, die letzte aus der Schachtel, als würde ich mir selbst die Pistole reichen.

„Du könntest jetzt einfach liegen bleiben, heute nicht in den Laden gehen“, sagte der Kobold, der auf dem Geländer hockte, keine Angst davor, runterzufallen. „Mal gucken, was passiert, wenn du dir selbst beim Wachsein zuschaust.“ Ich lachte trocken. „Das Wachsein ist das Problem“, sagte ich. „Wenn ich nüchtern bin, krieg ich Panik. Wenn ich besoffen bin, kriegt mein Körper Panik. Ich kann nur noch zwischen zwei Sorten Angst wählen.“ Er nickte, als wäre das eine kluge Erkenntnis, die er sich aufschreiben würde, wenn er einen Block hätte.

Als die Stadt endgültig aufwachte und die ersten Autos sich den Weg durch den engen Straßenschlauch schoben, stand ich immer noch auf diesem Balkon. Drei, vielleicht vier Stunden ohne Schlaf. Für normale Leute ist das ein schlechter Start in den Tag. Für mich war es nur eine Verschiebung der Katastrophe. Ich ging wieder rein, duschte kurz, kaltes Wasser auf müdem Fleisch. Im Spiegel sah ich aus wie jemand, der seit Jahren nicht mehr richtig ausgeschlafen hatte. Vielleicht stimmte das sogar.

Das Komische war: Ich war müde, aber nicht fertig. Da war Energie in mir, die nicht gesund war. Eine nervöse, kratzende Kraft, die sagte: „Komm, wir sagten doch immer, wir wären hart im Nehmen. Beweisen wir’s doch.“ Also zog ich mich an, irgendwie, stopfte mich in diese Hülle aus T-Shirt, Jeans, Jacke, die inzwischen mehr Rauch und Bier roch als nach Mensch. Der Kobold sprang mir auf die Schulter. „Auf in den Kampf“, sagte er. „Drei Nächte ohne Schlaf sind eine Challenge, keine Strafe.“ „Halt die Fresse“, antwortete ich. Aber ich ging. Natürlich ging ich.

In der Kneipe sah mich der Wirt an und hob eine Augenbraue. „Du siehst aus, als hättest du die Nacht verprügelt und verloren“, sagte er. Ich setzte mich auf meinen Platz. „Die Nacht hat mich nur angezählt“, meinte ich. „Ich steh noch.“ Die Kellnerin stellte mir ein Kaffee-Glas hin, bevor sie mir das Bier brachte. Kaffee. Ein seltenes Gastspiel in meinem Leben. Ich sah das dunkle Zeug an, als wäre es ein Experiment. „Aufs Haus“, sagte sie. „Du siehst aus, als könnte dir das mehr helfen als das andere.“ Der Kobold hockte sich an den Rand des Kaffeeglases, verzog das Gesicht. „Gift“, sagte er. „Anderes Gift, aber auch Gift.“

Ich trank zuerst den Kaffee. Er schmeckte verbrannt, bitter, unehrlich. Aber nach ein paar Schlucken spürte ich, wie mein Herz noch schneller wurde, wie die Nerven in den Fingern anfingen zu fiepen. Die Müdigkeit wurde nicht kleiner, sie bekam nur Neonlicht. Dann kam das Bier hinterher, wie ein alter Freund, der versucht, die Stimmung zu retten. Und so saß ich da, zwischen zwei Sorten Aufputschmittel, und tat so, als wäre das eine Strategie und nicht einfach nur Dummheit in zwei Gläsern.

Die erste Nacht ohne Schlaf geht noch, wenn man genug Alkohol im System hat und die Stadt laut genug ist. Man redet sich ein, man wäre halt „mal durch“, eine Nacht durchmachen, das klingt nach Jugend, nach Geschichten, die man jemandem erzählen könnte, wenn man noch jemanden hätte. Aber ich wusste insgeheim, dass das hier keine Geschichte für später war. Das war nur der Anfang von etwas, das mich weiter in die Tiefe zog. Die Frage war nur, wie lang der Sturz dauern würde.

Der Kobold stand irgendwann hinter dem Tresen, neben dem Wirt, und sah mich an, als wäre ich eine Doku, die er schon kannte, aber trotzdem weiterguckte. „Die erste Nacht“, sagte er leise, mehr zu sich als zu mir. „Die erste Nacht ist immer die leichteste. Die zweite frisst dein Hirn, die dritte frisst den Rest. Mal sehen, wie viel von dir danach noch übrig ist.“ Ich tat so, als hätte ich ihn nicht gehört. Aber seine Worte legten sich unter die Müdigkeit wie eine dünne Messerklinge.

Die Sonne stand irgendwann hoch, aber in der Kneipe war es trotzdem dunkel. Ich saß immer noch da, die Müdigkeit wie eine dicke Decke, unter der jemand mit Nadeln herumstach. Und ich wusste: Das war nur der Anfang.

Die zweite Nacht kam nicht wie ein Überraschungsgast, sie stand schon den ganzen Tag im Raum. Ich schleppte mich durch die Stunden wie ein schlechter Komparse durch einen Film, in dem er kein Text hat. Irgendwann war ich wieder in meiner Bude, ohne zu wissen, wie genau ich dort angekommen war. Die Schritte verschwimmen, wenn man die gleichen Wege tausendmal geht. Der Körper findet allein hin, auch wenn der Kopf längst auf der Strecke geblieben ist.

Ich setzte mich auf den Stuhl, der langsam anfing, sich meiner Form anzupassen. Der Kobold war ungewöhnlich still. Er saß auf dem Tisch, neben einem Aschenbecher, der aussah wie ein Massengrab für Entscheidungen, und betrachtete mich. „Du solltest schlafen“, sagte er schließlich. „Du wirst komisch, wenn du zu lange wach bist.“ Ich lachte, ein trockenes, bellendes Geräusch. „Ich war schon komisch, bevor du aufgetaucht bist“, sagte ich. „Du bist nur das Sahnehäubchen auf dem abgelaufenen Kuchen.“ Er grinste schief, aber es war nicht sein übliches Triumphgrinsen. Da war ein Hauch von Neugier drin, vielleicht sogar Sorge, wenn er zu so was fähig war.

Ich legte mich hin, wieder dieses Leichen-Arrangement auf dem Bett. Augen zu. Die Dunkelheit hinter den Lidern war keine. Da waren Bilder, nicht klar, eher wie Schatten, die vergessen hatten, wozu sie gehörten. Ein paar Gesichter, Stimmen, eine Hand, die mich schüttelte, irgendwann in der Vergangenheit. Ich drehte mich auf die Seite, dann auf die andere, Decke hoch, Decke runter. Nichts. Der Körper war müde, aber der Kopf hatte sich in irgendeinem Hinterzimmer eingeschlossen und lief dort im Kreis.

Irgendwann stand ich wieder auf, sah auf die Uhr. Zwei Uhr nachts. Oder vier. Die Zahlen verschwammen, wie alles andere. Ich öffnete das Fenster, ließ kalte Luft rein, die nach Metall und Müll roch. Der Kobold stand neben mir. „Du weißt, was jetzt kommt“, sagte er. „Du versuchst, dich müde zu saufen. Das klappt manchmal. Manchmal auch nicht. Aber du kannst nicht anders, stimmt’s?“ Ich sah die leere Flasche auf dem Tisch, neben ihr die nächste, noch zu. Eine Reserve, die ich mir für „schlechtere Tage“ aufgehoben hatte. Als wäre heute kein schlechter Tag.

Der erste Schluck tat weh. Nicht dieses angenehme Brennen, das man irgendwann liebt, sondern ein grober Schnitt durch die Kehle. Mein Magen protestierte, mein Kopf

applaudierte. Der Kobold beobachtete das mit gefalteten Händen. „Du nimmst Schlafmittel, die keine sind“, kommentierte er. „Du weißt, dass du mit jedem Schluck deinem Körper sagst: ‚Wir schlafen später, jetzt wird noch ein bisschen Wahnsinn eingekauft.‘“ Ich trank weiter, weil ich keine andere Idee hatte. Die Gedanken wurden nicht leiser, sie wurden nur schwerer. Sie setzten sich mir auf die Schultern, machten es harder, geradeaus zu stehen.

Irgendwann ging ich raus. Es war eine dieser Entscheidungen, die man trifft, ohne sie zu denken. Plötzlich stehst du in der Tür, hast die Jacke an und wunderst dich, warum du Schlüssel und Kippe in der Hand hast. Die Stadt bei Nacht ist ein anderes Tier. Tagsüber tut sie so, als wäre sie beschäftigt, als würde sie funktionieren. Nachts zeigt sie ihre echten Zähne. Ich lief ohne Ziel, die Straßenlaternen flimmerten, als hätten sie ihren eigenen Rausch. Der Kobold lief auf dem Geländer einer Brücke, die über einen stinkenden Kanal führte, und pfiff eine Melodie, die nach altem Schwarzweißfilm klang.

An einer Ecke, an der ich selten stehen blieb, war eine andere Kneipe. Kleiner, dunkler, ohne Fenster nach draußen. Nur ein rotes Schild, das „Bar“ sagte, als wäre das eine Drohung. Ich wusste nicht, wann ich die Tür aufgemacht hatte, aber plötzlich war ich drin. Die Luft roch nach altem Rauch, billigem Parfüm und diesem säuerlichen Geruch von zu viel Alkohol im Teppich. Hinter dem Tresen eine Frau, älter als die andere aus dem „Hafen“, mit Haaren, die früher mal blond gewesen waren und jetzt die Farbe von Zigarettenfilter hatten. Sie sah mich an, und in ihrem Blick lag dieses Abtasten: einer von den Durchlaufenden oder einer von den Hängengebliebenen?

„Spät für einen Neuen“, sagte sie. Ich setzte mich auf einen Hocker, der nicht vertrauenswürdig aussah. „Oder früh“, antwortete ich. „Kommt drauf an, wie man’s nimmt.“ Der Kobold war sofort auf dem Tresen, fasziniert. Neue Gläser, neue Verzweiflung, ein frisches Biotop. „Was darf’s sein?“, fragte sie. Ich überlegte kurz, aus Höflichkeit. „Whiskey“, sagte ich dann. „Der billige.“ Sie nickte, als hätte sie nichts anderes erwartet. Das Glas, das sie vor mich stellte, war klein, dickwandig, einer von diesen Tapferen, die viel aushalten müssen.

Die Stunden danach sind in meinem Kopf wie ein Film, bei dem jemand zwei Drittel der Rollen rausgeschnitten hat. Ich erinnere mich an das erste Glas, an das zweite, an ein Gespräch mit einem Typen, der behauptete, früher im Boxclub gewesen zu sein. Seine Nase sah tatsächlich so aus, als wäre sie mal gerade gewesen. Ich erinnere mich an ein Lied aus der Jukebox, irgendwas mit Gitarren, das zu laut war. Ich erinnere mich an den Kobold, wie er auf einer Lampe hockte und lachte, während unter ihm jemand versuchte, seine eigene Zunge nicht zu verschlucken. Und dann – Nichts. Ein Loch. Schwarz. Kein Traum, keine Bilder, nur ein kratzender Abgrund.

Als ich wieder zu mir kam, war ich nicht in meinem Bett. Ich lag auf einer Bank an irgendeinem Spielplatz, der seine beste Zeit noch nie gehabt hatte. Der Himmel war grau, aber heller, die Luft kalt. Mein Rücken tat weh, als hätte ich auf einer Schublade geschlafen. Über mir stand der Kobold, die Arme verschränkt. „Na“, sagte er. „Willkommen in der Lücke.“ Ich richtete mich langsam auf, alles in mir knirschte. „Was für eine Lücke?“, fragte ich. „Zwischen gestern und heute“, meinte er. „Zweite Nacht ohne Schlaf, erste Nacht ohne Erinnerung.“

Meine Hände zitterten leicht, nicht vor Kälte. Ich tastete meine Taschen ab. Kein Geld mehr, Zigaretten leer, Handy irgendwie noch da, ein Wunder. Ich wusste nicht, wie spät es war, ich wusste nur, dass ich noch keinen Minute richtig geschlafen hatte. Höchstens weggetreten,

zwischendurch, aber mehr wie ein Stromausfall als wie wirklicher Schlaf. „Du hast getanzt“, sagte der Kobold, „mit Leuten, die keine Namen haben. Du hast Dinge erzählt, an die du dich nicht mal nüchtern erinnern willst. Du hast versprochen, morgen wiederzukommen. Als ob du morgen überhaupt weißt, wo du heute warst.“

Ich stand auf, der Boden schwankte kurz, fing sich dann. In meinem Kopf war es stiller, aber das war keine gute Stille. Das war die Ruhe vor einer Art innerem Sturm. Der Körper war müde, der Kopf hohl, und irgendwo dazwischen war ein dünner Faden Panik. „Vielleicht leg ich mich einfach jetzt hier hin und bleib liegen“, sagte ich. „Bis irgendwer mich wegträgt.“ Der Kobold schüttelte den Kopf. „So funktionierst du nicht“, sagte er. „Du willst sehen, wie weit du gehen kannst, bevor einer ‚Zu spät‘ sagt.“

Ich schleppte mich nach Hause, jeder Schritt ein kleines Geständnis: Ich hab’s übertrieben. Zu Hause angekommen, hätte ich theoretisch ins Bett fallen können. Stattdessen stand ich in der Küche, sah das Waschbecken an, als hätte es mir was getan. Der Kobold kletterte auf den Wasserhahn. „Leg dich hin“, sagte er, fast sanft. „Noch eine Nacht schaffst du auch ohne Schlaf. Aber dein Herz fängt langsam an, Fragen zu stellen.“ Ich spürte es tatsächlich, dieses unregelmäßige Klopfen, dieses Stolpern. Ich war nie der Typ gewesen, der wegen Ärzten panisch wird, aber plötzlich hatte ich das Bild von einem sterilen Raum vor mir, in dem irgendein Weißkittel sagt: „Sie hätten früher…“

„Du bist ja noch jung genug zum Sterben“, sagte der Kobold, als hätte er meine Gedanken gesehen. „Ist doch besser als Morphium und Windeln, oder?“ Ich lachte, weil ich keine andere Wahl hatte. „Drei Nächte“, murmelte ich. „Drei Nächte ohne Schlaf. Wetten, du suchst dir noch eine Pointe dafür aus?“ Er grinste und sprang vom Hahn. „Die Pointe kommt von allein“, sagte er. „Du musst sie nur lang genug zappeln lassen.“

Und so ging die zweite Nacht vorbei, ohne dass ich wirklich da war. Wach, aber nicht lebendig. Und irgendwo dazwischen verlor ich die Hälfte von dem, was passiert war. Das Einzige, was blieb, war die Müdigkeit, die sich wie Blei an meine Knochen klebte – und der Kobold, der aussah, als würde ihm das alles erst richtig Spaß machen.

Die dritte Nacht war keine Nacht mehr, sie war ein Zustand. Der Tag davor war schon eine Art Vorspiel zur Katastrophe. Ich schleppte mich wieder ins „Schlusslicht“, weil ich mir keinen anderen Ort mehr vorstellen konnte. Zu Hause war nur Stille und die Möbel, die sich mein Gesicht gemerkt hatten. Auf der Straße war Bewegung, aber kein Halt. In der Kneipe gab es wenigstens Routine. Der Wirt nickte, die Kellnerin sah mich an, als würde sie langsam zählen, wie oft ich noch so reinkommen konnte. „Du siehst beschissen aus“, sagte sie. „Neuer Trend“, antwortete ich. „Kommt groß raus.“ Der Kobold lachte.

Ich setzte mich an den Tresen, nicht mehr an den Stammtisch. Der Stammtisch war heute zu weit weg, zu rund, zu voll von Leuten, die ich nicht ertragen konnte. Der Wirt stellte mir wortlos ein Bier hin, dann einen Kaffee, dann noch einen Kaffee. „Wann hast du das letzte Mal richtig gepennt?“, fragte er irgendwann. Ich musste überlegen. Wenn du überlegen musst, ist die Antwort immer „zu lange her“. „Weiß ich nicht“, sagte ich. „Vor ein paar Tagen.“ Der Kobold hockte sich auf mein Bierglas. „Drei Nächte ohne Schlaf“, sagte er. „Du fängst an, mir ähnlich zu sehen.“

Die Geräusche in der Kneipe wurden seltsam. Das Lachen am Automaten klang, als würde jemand einen Eimer Nägel über den Boden ziehen. Die Gläser klirrten in einem falschen Rhythmus. Die Stimmen waren zu laut und zu leise gleichzeitig, als würde jemand ständig am

Lautstärkeregler drehen. Die Neonlampe über dem Tresen flackerte, nicht schlimmer als sonst, aber mein Gehirn machte daraus eine kleine Lichtershow. Ich sah den Kobold doppelt, dann wieder einfach, dann irgendwie zu groß.

„Jetzt wird's interessant", sagte er. „Du bist an der Grenze. Noch ein bisschen, und ich muss dir nicht mal mehr erklären, was ich bin. Dann siehst du mich, ob du willst oder nicht." Ich trank, weil ich nichts anderes mehr konnte. Das Bier schmeckte nach Metall, der Whiskey nach Apothekerschrank. Die Kellnerin stellte mir irgendwann ein Glas Wasser hin. „Wenn du mir hier umkippst, musst du nachher im Weg liegen bleiben", sagte sie. „Wir haben keinen Rettungsdienst-Service inklusive." Ich hob das Glas, trank einen Schluck. Es fühlte sich an, als würde ich Gift verdünnen.

Der Abend zog sich wie Kaugummi auf einem Schuh. Es wurde später, aber ich verlor das Gefühl für Stunden. Die Bilder zogen an mir vorbei, verzerrt, wie in einem schlechten Traum: Harry, der sein Glas ansetzt, Heiner, der lacht und mittendrin plötzlich den Faden verliert, Manni, der irgendwas von „schlechter Schlafhygiene" faselt, als hätte er das Wort irgendwo aufgeschnappt. Ich hörte sie, aber sie kamen nicht mehr richtig an. Alles war, als würde ich es durch eine Scheibe betrachten, auf der jemand hauchdünn Alkohol verschmiert hatte.

Irgendwann begann der Boden zu atmen. Ganz leicht, aber spürbar. Der Hocker unter mir wackelte, obwohl ich still saß. Ich sah zum Kobold, wollte ihm sagen, er solle aufhören, am Raum zu rütteln, aber er hatte damit nichts zu tun. Er starrte mich nur an, mitleidig fast. „Du bist über den Punkt drüber", sagte er. „Jetzt holt sich dein Kopf den Schlaf, den du ihm verwehrt hast. Nur halt auf seine Weise." Ich blinzelte, und plötzlich war meine Hand nicht mehr meine. Sie bewegte sich in Zeitlupe, das Glas war schwer wie Beton, der Tresen weiter weg, als er sein sollte.

Die Kellnerin stand plötzlich näher, ihre Augen viel zu groß. „Alles okay bei dir?", fragte sie, und ihre Stimme klang, als würde sie durch Watte kommen. Ich versuchte zu nicken, aber mein Kopf machte nur eine Art Gummibewegung. „Vielleicht solltest du für heute…", begann sie, aber der Satz ging unter in einem Geräusch, das sich anhörte wie ein Zug, der durch meinen Schädel fährt. Der Kobold winkte ihr zu. „Mach dir keine Mühe", sagte er, obwohl sie ihn natürlich nicht hörte. „Er ist gerade in der Sondervorstellung."

Dann war ich plötzlich nicht mehr in der Kneipe. Zumindest nicht in der, die alle anderen sahen. Ich saß noch auf dem Hocker, aber der Tresen war weg, der Raum länger, dunkler, die Gläser hingen in der Luft. Sie schwebten, hunderte, tausende, alle halbvoll, alle zitternd. Der Kobold stand mitten im Raum, größer als sonst, fast auf meiner Höhe. „Willkommen", sagte er breit, „in deinem Privatkino." Ich wollte etwas sagen, „Spinnst du?", oder „Was ist das hier?", aber meine Zunge war schwer, die Worte klebten wie alter Kaugummi an den Zähnen.

Die Gläser begannen zu reden. Nicht in Worten, eher in Geräuschen, aber ich verstand sie trotzdem. Jedes Glas war ein Abend, eine Entscheidung, ein „nur noch eins", eine verpasste Chance. Sie klirrten, klagten, lachten, schrien. Ein Chor aus allem, was ich die letzten Jahre in mich reingekippt hatte. Manche kannte ich: das dicke Glas vom „Hafen", das schmale aus der Bürokneipe von früher, der Krug vom Stammtisch. Andere waren fremd, aber sie taten, als hätten sie ein Recht auf mich. „Du hast uns benutzt", klirrten sie. „Jetzt benutzen wir dich."

Der Kobold ging zwischen den schwebenden Gläsern hindurch, stupste eins an, sah zu, wie die Flüssigkeit darin in Zeitlupe schwappte. „Du wolltest drei Nächte ohne Schlaf", sagte er. „Das hier ist die Quittung. Dein Gehirn hat zu viele Bilder, zu viele Geräusche, zu viele

verpasste Alarme. Es musste sich einen Platz schaffen, um das alles abzulegen. Also hat es einen Raum gebaut, in dem du mir ausgeliefert bist.“ Ich versuchte aufzustehen, kam aber nicht vom Hocker. Meine Beine waren aus Stein oder aus Angst.

„Willst du was wissen?“, fragte der Kobold und blieb direkt vor mir stehen. Seine Augen waren jetzt nicht mehr nur frech, sie waren alt. Älter als die Kneipe, älter als ich, älter als der ganze Mist in meinem Leben. „Du hast immer geglaubt, ich wäre nur ein Bild in deinem Kopf. Ein kleiner Kobold, der auftaucht, wenn du zu viel trinkst. Aber es ist andersrum. Du bist das Bild. Du bist die Figur, die ich mir ausgesucht habe, um mir die Zeit zu vertreiben. Drei Nächte ohne Schlaf sind nur für dich besonders. Für mich bist du eine von vielen Geschichten.“

Etwas in mir wollte schreien, ihn schlagen, irgendwas tun. Stattdessen saß ich da wie festgenagelt. Die Gläser kamen näher, schwebten dichter, ihr Klirren wurde ein Summen. Ich sah mein Spiegelbild in ihnen, verzerrt, tausendfache Versionen eines Gesichts, das ich nicht leiden konnte. „Zwei Nächte ohne Erinnerung“, sagte der Kobold leise. „Und heute Nacht wirst du Dinge sehen, an die du dich morgen erinnern kannst, aber nicht willst. Das ist der Trick.“

Plötzlich zog jemand an meiner Schulter. Grob, aber nicht bösartig. Die Gläser verschwanden, der Raum zog sich zusammen, der Tresen war wieder da, die Neonlampe, der Geruch nach Bier und Rauch. Die Kellnerin stand vor mir, ihre Finger in mein Hemd gekrallt. „Hey“, sagte sie. „Bleib bei mir. Du warst weggetreten.“ Der Wirt stand hinter ihr, unsicher, ob er einen Krankenwagen oder einfach das Licht ausmachen sollte. Der Kobold saß wieder auf dem Tresen, klein, normal, grinsend. Nur seine Augen hatten noch die Größe von eben.

„Alles gut“, brachte ich hervor. Meine Zunge fühlte sich an wie ein nasser Lappen. „Nur kurz… weggenickt.“ Die Kellnerin ließ mich langsam los, aber ihre Hand blieb in der Nähe, bereit, wieder zuzugreifen. „Du hast nicht geschlafen“, sagte der Wirt. „Du hast geglotzt. Ganz starr. Als würdest du was sehen, das wir nicht sehen.“ Ich lachte schwach. „Vielleicht hab ich endlich mal in den Spiegel geschaut“, sagte ich. Niemand lachte.

Sie gaben mir noch ein Wasser, setzten mich an einen Tisch, weiter weg vom Tresen. „Du gehst gleich nach Hause“, sagte die Kellnerin. „Sonst ruf ich wirklich jemanden.“ Der Kobold setzte sich mir gegenüber, die Beine überschlagen, als wäre das hier ein Vorstellungsgespräch. „Also“, sagte er. „Drei Nächte ohne Schlaf, zwei ohne Erinnerung. Herzlichen Glückwunsch. Du hattest deinen ersten richtigen Tanz mit dem Abgrund. Wie war’s?“ Ich sah ihn an, und zum ersten Mal seit langem war in mir nicht nur Selbsthass und Resignation. Da war etwas anderes. Eine kleine, hässliche Angst.

„Wenn ich jetzt weitermache“, sagte ich langsam, „überlebe ich das nicht.“ Der Kobold nickte. „Sehr wahrscheinlich“, sagte er. „Aber wir hatten doch Spaß, oder?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nicht mehr“, murmelte ich. „Es ist nicht mehr lustig.“ Er zuckte mit den Schultern. „Humor ist Geschmackssache“, meinte er. „Ich find’s immer noch großartig.“

Auf dem Weg nach Hause stolperte ich mehr, als dass ich ging. Der Himmel war schwarz und leer, keine Sterne, nur dieser dumme, gelbliche Schein der Stadt. In meinem Kopf waren die schwebenden Gläser noch da, ihre Stimmen, ihr Klirren. Drei Nächte ohne Schlaf, zwei davon wie ausradiert, die dritte eingebrannt wie ein Brandmal. Der Kobold lief neben mir her, vielleicht einen halben Schritt zu nah. „Du kannst jetzt entscheiden“, sagte er. „Wir können

noch tiefer gehen. Oder du tust so, als hättest du was gelernt. Am Ende sitzt du eh wieder am Tresen.“

Ich antwortete nicht. Ich hatte keine Kraft mehr für große Worte. Zu Hause fiel ich nicht ins Bett. Ich legte mich langsam hin, als hätte ich Angst, die Matratze zu verschrecken. Der Körper zitterte, der Kopf summte, aber irgendwo tief drin war ein Punkt, der einfach ausgeknipst wurde. Kein Gebet, keine guten Vorsätze, nur ein letztes „Mal sehen, ob ich morgen überhaupt aufwache.“ Der Kobold setzte sich an den Bettrand, sah mir zu, wie mir endlich die Augen zufielen.

„Schlaf“, flüsterte er. „Wir brauchen dich morgen wieder. Die nächste Runde wartet schon.“

Kapitel 7 – Der Kobold und die Kellnerin mit den müden Augen

Sie war schon da, bevor der Kobold sich entschied, sichtbar zu werden. Die Kellnerin mit den müden Augen. Ich weiß nicht mehr, wann genau sie angefangen hat, im „Schlusslicht“ zu arbeiten. Irgendwann war sie einfach da, so wie ein neuer Fleck an der Wand, den du zuerst ignorierst, bis dir auffällt, dass er dich anstarrt. Sie war nicht alt, aber ihr Blick war es. Diese Augen hatten zu viele Abende gesehen, in denen sich Männer an Gläser klammerten wie an Rettungsringe, die aus Beton waren. Und irgendwas in ihrem Gesicht sagte: Ich hab vielleicht mal an so einen Ring gegriffen, hab aber rechtzeitig gemerkt, dass er mich runterzieht.

Der Kobold mochte sie sofort. Das hätte mich misstrauisch machen sollen. Er sitzt normalerweise lieber bei den Schwachen, bei denen, die schon halb im Glas stecken, bei Leuten wie mir. Aber als sie das erste Mal eine Kiste Bier über die Schwelle schleppte, stand er auf dem Tresen, sah ihr zu und grinste. „Die hat was“, sagte er. „Die ist noch nicht ganz kaputt, aber angeknackst. Das ist die beste Phase. Da entscheidet sich, ob sie runterkommt zu euch oder oben bleibt und euch die Drinks bringt.“

Sie hatte dunkle Haare, die sie meistens zusammengebunden trug, nicht aus Stil, sondern aus Zweckmäßigkeit. Ein Pferdeschwanz, der jeden Abend ein bisschen tiefer hing. Ihre Hände waren schmal, nur die Knöchel leicht verdickt vom Schleppen, Tragen, Wischen. Sie bewegte sich schnell, aber nicht hektisch, eher so, als hätte sie gelernt, dass jede Sekunde lang sein kann, wenn du sie in einer Kneipe verbringst. Ihre Stimme war ruhig, manchmal sogar weich, aber wenn einer einen Spruch zu viel machte, bekam sie diese Kante, die Männer verstummen lässt, wenn sie noch einen Funken Restwürde haben.

Der Kobold folgte ihr wie ein streunender Hund. Wenn sie Tabletts balancierte, saß er auf dem Rand und wippte mit. Wenn sie die Kasse auf- und zuschob, hockte er daneben und tat so, als würde er das Geld zählen. Einmal, als sie sich in einer ruhigen Minute eine Zigarette anzündete, setzte er sich direkt auf ihre Schulter, so nahe, dass sein kleiner Mund fast an ihrem Ohr war. „Du könntest auch einfach hier sitzen und mittrinken“, flüsterte er, mehr aus Gewohnheit als aus Hoffnung. Sie zog den Rauch tief ein, blies ihn in den Raum und sagte leise zu sich selbst: „Nicht hier. Nicht so.“

„Sie hört dich nicht“, sagte ich. Ich saß an meinem Hocker, der inzwischen mehr von meinem Arsch gesehen hatte als jedes Bett. Der Kobold drehte den Kopf zu mir, seine kleinen Augen funkelten. „Du bist so arrogant“, meinte er. „Immer diese Idee, nur weil du mich hörst, wärst

du was Besonderes. Sie hört mich nicht mit den Ohren, Dicker. Sie hört mich da, wo du mich damals zuerst gehört hast.“ Er tippt sich gegen die Brust. „Da drin, wo die Ruhe wohnt, bevor sie säuft.“

Ich wusste, was er meinte, und genau das gefiel mir nicht. Ich hatte sie beobachtet, lange, bevor ich zugegeben habe, dass ich sie beobachte. Wie sie lächelte, wenn sie eigentlich müde war. Wie sie den Leuten Namen gab, die ihr ihren nie sagten. Wie sie am Ende der Schicht manchmal einen Moment länger an der Tür stehen blieb, als müsste sie sich daran erinnern, dass es da draußen noch eine andere Welt gab. Eine ohne Tresen dazwischen.

„Wie lange ist sie schon hier?“, fragte ich den Wirt mal, als wir zu zweit im Laden waren, kurz vor Öffnung, der Boden noch feucht vom Wischen. Er wischte über einen Fleck, der nie wegging, und zuckte mit den Schultern. „Ein paar Jahre“, meinte er. „Zeit fühlt sich hier drin anders an. Drei Jahre fühlen sich an wie sechs, sechs wie zehn. Wenn du lange genug da stehst, werden dir die Gesichter zu Tapete. Und Tapete reißt man nicht so leicht ab.“ Der Kobold stand unter dem Tisch und tastete den Boden ab, als würde er nach Wurzeln suchen.

Manchmal, wenn wenig los war, lehnte sie sich an den Tresen, ganz kurz, so als würde sie testen, ob ihr Rücken noch da ist. Ich saß dann meistens da, wie ein Teil der Einrichtung, und rauchte. „Na, viel los im Leben?“, fragte sie einmal, halb spöttisch, halb im Versuch, nicht nur Gläser zu bedienen. „Ich hab gut zu tun“, sagte ich. „Ich bin mit konsequenter Selbstzerstörung beschäftigt.“ Sie schnaubte. „Vielleicht solltest du dir irgendwann mal unbezahlten Urlaub nehmen.“ Der Kobold applaudierte. „Ich mag sie“, sagte er. „Sie hat deine Schnauze, nur mit mehr Resthirn.“

Ab einem bestimmten Punkt fing ich an, auf sie aufzupassen. Nicht so, wie man auf jemanden aufpasst, den man retten will. Eher wie einer, der weiß, wie schnell man abrutscht. Ich sah, wie Typen Sprüche drückten, wie Hände zu lang auf ihrem Rücken lagen, wie einige versuchten, sie mit Trinkgeld zu kaufen. Sie machte das, was Frauen in Kneipen machen, wenn sie klug sind: freundlich genug, dass die Männer weiter bestellen, hart genug, dass sie nicht glauben, sie könnten sie mit nach Hause nehmen. Aber selbst bei den Besten gibt es Momente, in denen die Rüstung Risse kriegt.

Der Kobold sah diese Risse. Einmal, nach einer besonders beschissenen Nacht – irgendein Stammtischgeburtstagskrawall, Bier über der Bluse, ein Typ, der zu laut wurde und gegangen ist, ohne zu bezahlen – stand sie hinten in der Ecke, in der Nähe der Klos, zog die Schürze aus und starrte auf die Fliesen. Der Kobold war schon da. Er hockte auf dem Spülkasten und schwang die Beine. „Du könntest dir einfach einen einschenken“, sagte er zu ihr. „Nur einen. Keiner würde was sagen. Im Gegenteil, die meisten würden dir applaudieren. Du hast dir einen verdient.“

Sie rieb sich über die Stirn, als könnte sie die Müdigkeit dort wegschieben. „Einmal, und dann immer“, murmelte sie. „Einmal, und dann immer.“ Der Kobold sah zu mir rüber, als ich zufällig in die Richtung schaute. „Hörst du?“, sagte er. „Sie kennt die Formel. Einmal und immer. Du hast sie nur irgendwann vergessen.“ Ich wusste nicht, ob mich das wütend oder traurig machen sollte.

Es gab Nächte, da blieb sie nach Feierabend noch einen Moment sitzen. Nicht mit uns, nicht am Stammtisch, sondern auf einem Hocker ganz am Rand, fast schon in der Tür. Sie trank Cola oder Wasser, selten mal eine Schorle. Ich sah, wie ihr Blick weich wurde, wenn sie in den leeren Raum schaute. Der Kobold setzte sich dann manchmal neben sie, direkt auf die

Theke. „Du siehst alles“, sagte er einmal zu ihr. „Du siehst, wie sie fallen, wie sie lügen, wie sie verschwinden. Ist dir nie in den Sinn gekommen, dass es leichter wäre, einfach mitzumachen?“

Sie stützte das Kinn in die Hand und seufzte. „Wenn ich anfange mitzutrinken“, sagte sie leise, „wer sorgt dann dafür, dass hier überhaupt noch jemand geradeaus laufen kann?“ Der Kobold lachte, ehrlich überrascht. „Das ist süß“, sagte er. „Sie glaubt, sie wäre wichtig.“ Ich sah sie an und dachte: Vielleicht ist sie das. Nicht für die Welt, nicht mal für den Laden. Aber für mich, der seit Jahren nur noch von kaputten Leuten umgeben war, war sie so etwas wie ein Beweis, dass man mitten in der Scheiße stehen und trotzdem nicht darin baden muss.

Und genau deshalb machte sie ihm Angst. Ich merkte es, auch wenn er es nie zugab. Der Kobold mochte sie – aber er mochte sie so, wie ein Spieler einen Gegner mag, den er noch nicht geschlagen hat.

Es war an einem dieser Abende, an denen der Laden zu voll war, um ruhig zu bleiben, und zu leer, um wirklich Stimmung zu haben. Die Art von Abend, an dem jeder nervt, weil keiner so richtig in Ekstase oder im Koma ist. Ich saß wie immer an meinem Hocker, der Kobold auf dem Zapfhahn, und die Kellnerin schleuderte Tabletts durch den Raum wie ein schlecht bezahlter Satellit. Schweiß glänzte an ihrem Hals, eine Strähne hatte sich aus ihrem Zopf gelöst und klebte an der Wange. Ihre Augen waren schwerer als sonst, die Müdigkeit stand nicht mehr nur dahinter, sie hockte direkt drin.

Ein Typ – Mitte Vierzig, breit, nicht fett, aber dieses Fitnessstudio-mit-Bierbauch-Breit – hatte sich am anderen Ende der Theke festgesessen. Hemd zu eng, Uhr zu groß, Parfüm zu laut. Ich kannte die Sorte: tagsüber wichtig, abends verzweifelt. Er tat seit einer halben Stunde so, als würde er nur ganz beiläufig mit ihr reden, während er die nächste Runde bestellte. Dann kam dieser Moment, den ich inzwischen auf hundert Meter Entfernung rieche. Er beugte sich vor, zu nah, seine Hand blieb zu lange auf dem Tresen, nur ein paar Zentimeter von ihrer liegen. Die Stimme wurde weicher, der Blick intensiver, dieses billige Spiel: „Ich bin anders als die anderen, ich seh dich wirklich.“

Der Kobold verzog genüsslich das Gesicht, als würde gleich ein Feuerwerk starten. „Na los“, flüsterte er. „Gib mir einen Grund, ihn stolpern zu lassen.“ Er kniff die Augen zusammen, konzentrierte sich auf seine Füße. Ich wusste, wie das läuft. Ein kleiner Schubs zur falschen Zeit, ein umgekippter Hocker, Bier im Schritt, und der Abend nimmt eine andere Richtung. Ich war kurz davor, ihn einfach machen zu lassen. Die Idee war verlockend. Der Typ nervte mich in einer Intensität, die körperlich weh tat.

Die Kellnerin lächelte kurz, aber ich sah, dass es ein Arbeitslächeln war, eins mit angezogener Handbremse. „Noch ein Bier?“, fragte sie. „Und einen Korn“, sagte er. „Aber nur, wenn du mit mir einen trinkst.“ Der Satz hing zwischen ihnen, schwer wie ein nasser Sack. Ich sah, wie sie kurz die Augen schloss, eine Millisekunde zu lang, um Zufall zu sein. Ihre Schultern sanken einen Hauch. Der Kobold richtete sich auf, wippte auf den Zehenspitzen. „Jetzt“, flüsterte er. „Jetzt, jetzt, jetzt.“

„Ich arbeite“, sagte sie dann, die Stimme ruhig, aber mit einer rauen Note. „Wenn ich mittrinke, krieg ich die Gläser nicht mehr auf die Reihe.“ Der Typ lachte, dieses übertrieben laute Lachen, das Männer auspacken, wenn sie merken, dass sie sich zum Affen machen und es mit Aggressivität kaschieren. „Ach komm“, sagte er. „Einmal ist keinmal. Ich lad dich ein.

Ist doch nur Spaß.“ Seine Hand wanderte näher, als würde sie ihr Spiegelbild suchen. Der Kobold griff schon nach der Tischkante, bereit, irgendwas umzuschmeißen.

Ich stand auf, bevor ich wusste, was ich da eigentlich tue. „Chef“, rief ich zum Wirt, „stell mir noch einen hin. Und ihr machst du auch einen voll.“ Alle drei sahen mich an – der Wirt, die Kellnerin, der Typ. Der Kobold blieb mitten in der Bewegung stehen, irritiert. „Was willst du denn jetzt?“, murmelte er. Der Wirt zuckte die Schultern, holte zwei Schnapsgläser, stellte sie hin. Ich fasste meins, bevor irgendwer einen Kommentar abgeben konnte, hob es und sah die Kellnerin an. „Auf dich“, sagte ich. „Auf die, die hier arbeiten müssen, während wir den Laden vollkotzen.“ Sie sah mich an, einen Moment lang überrascht, dann verstand sie. Langsam, bewusst nahm sie das zweite Glas, nicht das, das der Typ ihr gerade zugeschoben hatte.

Wir stießen an. Sie nahm einen winzigen Schluck, gerade genug, dass keiner sagen konnte, sie hätte nicht. Ich kippte mir meinen runter, als wäre es irgendwas, das man tun muss, bevor man vom Dach springt. Der Typ blieb mit seinem Glas in der Luft hängen. „Und was ist mit mir?“, fragte er. „Du zahlst nur“, sagte ich. „Das ist doch dein Ding, oder?“ Ein paar Blicke wanderten zu uns. Nicht viele, aber genug, dass er merkte, die Szene gehört ihm nicht mehr allein. Er verzog das Gesicht, grinste dann, dieses kalte Grinsen von jemandem, der kapiert hat, dass er nicht der Star ist, aber zu stolz ist, das zuzugeben.

„Du bist witzig“, sagte er zu mir. „Du solltest Stand-up machen.“ „Ich kann nicht so lange stehen“, sagte ich. Der Kobold brach in Gelächter aus, ließ sich rücklings auf den Zapfhahn fallen. Die Kellnerin stellte ihr Glas weg, sah mich kurz an und nickte kaum merklich. Kein großes Dankesding, keine dramatischen Worte. Nur ein kleines Zeichen: Gesehen, verstanden, abgehakt. Sie drehte sich um und machte weiter. Der Typ bestellte noch ein Bier, aber sein Ton war anders. Ein wenig kleiner.

Noch bevor ich meinen Triumph auskosten konnte – falls man das so nennen kann – war der Kobold bei mir. Er sprang auf meinen Hocker, stützte die Hände in die Hüften. „Was sollte das?“, zischte er. „Ich hatte ihn fast. Noch zwei schlechte Sprüche und sie hätte vielleicht wirklich mitgetrunken. Und du, du moralische Rohrbombe, schmeißt dich dazwischen.“ Ich zündete mir eine Kippe an, die Finger zitterten leicht, nicht nur vom Alkohol. „Ich hab keinen Bock, zuzusehen, wie du dir noch jemand Neues angelst“, sagte ich. „Es reicht, dass du in mir wohnst.“

Er sah mich an. Einen Moment lang war da kein Spott, kein Grinsen. Nur ein sehr alter Blick in einem sehr kleinen Gesicht. „Du kapierst nicht, wie das funktioniert“, sagte er langsam. „Ich angle niemanden. Ich sitze nur da, wenn ihr in meine Richtung fallt. Sie steht seit Jahren am Rand. Heute hätte sie einen Schritt machen können. Für mich wäre das ein Bonus gewesen. Für sie vielleicht eine Abkürzung. Du hast ihr den Schritt erspart. Heute. Nicht morgen.“

Ich dachte darüber nach. Ob ich ihr wirklich geholfen hatte – oder nur mich selbst wichtig machen wollte. Heroisch im Kleinen, damit ich im Großen weiter alles vor die Wand fahren durfte. Die Kellnerin machte ihre Runden, der Typ am Ende der Theke fand ein anderes Opfer für seine Sätze, der Wirt tat so, als hätte er nichts mitbekommen. Das Leben lief weiter, als wäre nichts passiert. Aber irgendwas war anders. Ich hatte eine Grenze gezogen, ausnahmsweise nicht bei mir, sondern bei jemand anderem.

Später, als der Laden leerer wurde und die Musik nur noch im Hintergrund dahinblubberte, kam sie an mir vorbei, auf dem Weg nach hinten. Sie blieb stehen, hielt kurz inne. Ihre Augen waren immer noch müde, aber da war ein kleines Funkeln, das ich selten sah. „Du weißt, dass du kein Ritter in glänzender Rüstung bist, oder?“, sagte sie. „Eher ein Pferd, das zu oft gegen die Wand gelaufen ist.“ Ich musste lachen. „Rüstungen sind mir zu schwer“, sagte ich. „Ich hab schon genug zu schleppen.“ Sie lächelte. „Trotzdem“, murmelte sie, „war das eben… nicht komplett scheiße.“

Der Kobold verzog das Gesicht, als hätte einer sein Bier verwässert. „Es fängt an, mir zu stinken“, sagte er. „Ihr zwei fangt an, euch zu verstehen. Das ist schlecht fürs Geschäft.“ Ich sah ihn an. „Für dein Geschäft vielleicht“, sagte ich. „Aber nicht für meins. Ich brauch hier drinnen wenigstens eine Person, die nicht jeden Abend im gleichen Tempo verreckt wie ich.“

Er sprang von meinem Hocker, lief ein paar Schritte auf der Theke auf und ab. „Pass auf“, sagte er. „Wenn sie fällt, wird’s hässlich. Je länger einer standhält, desto tiefer stürzt er. Und du wirst zugucken. Du wirst die erste sein, die ihr ein Glas hinstellt, wenn sie doch irgendwann sagt: ‚Scheiß drauf, heute trink ich mit.‘“ Ich schüttelte den Kopf, vielleicht zu heftig, vielleicht eher, um mich selbst zu überzeugen. „Nein“, sagte ich. „Das machst du dann. Das kannst du besser.“

Der Kobold grinste wieder, sein übliches Grinsen. „Oh, das weiß ich“, sagte er. „Ich warte ja auch nur. Ich hab Zeit. Ihr nicht.“

Und da begriff ich: Es war nicht nur mein Kampf, nicht nur mein Absturz. Es war ein stiller Wettbewerb zwischen mir und diesem kleinen Bastard. Wer zuerst wen verliert. Ich wollte mich selbst verlieren, er wollte sie dazu gewinnen. Und mittendrin stand die Kellnerin mit den müden Augen und machte die Gläser voll, als würde das alles nichts angehen.

Es war klar, dass es irgendwann eine Nacht geben würde, in der sie doch trank. Kein Mensch arbeitet jahrelang in einer Kneipe, ohne dass das Glas irgendwann näher kommt, als es sollte. Man kann sich lange vorm Tresen retten, aber es gibt Tage, die brechen einem den letzten Rest Widerstand aus dem Rücken. Bei ihr war es ein Montag, natürlich. Montage haben ein Talent dafür, einem Dinge zu erklären, die man nicht wissen will.

Der Laden war leerer als sonst. Regen prasselte draußen gegen die Scheiben, als wollten ein paar letzte Illusionen reingelassen werden und keiner machte auf. Am Stammtisch nur Heiner, halb weggetreten, die Stirn in der Hand. Harry krank, Manni nicht aufgetaucht. Ein Automatenspieler am Ende der Bar, der mehr in die blinkenden Lichter starrte als wirklich spielte. Ich, an meinem Hocker, mit einer Mischung aus Restkater und diesem Gefühl, dass der Tag zu lang war, bevor er überhaupt richtig angefangen hatte.

Der Kobold war unruhig. Er lief hin und her wie eine Ratte in einem zu kleinen Käfig. Er zählte die Tropfen am Fenster, die Gläser auf dem Regal, die Zigaretten im Automaten. „Heute ist so ein Tag“, sagte er. „Ich spür das. Heute kippt was.“ Ich nahm einen Schluck und sah zu, wie die Kellnerin die Kasse zählte, obwohl es kaum was zu zählen gab. Ihre Schultern hingen tiefer als sonst, die Haare in einem lockeren Knoten, der aussah, als hätte er den Tag genauso satt wie sie.

Irgendwann klingelte ihr Handy. Sie schaute drauf, das Display blendete kurz ihr Gesicht aus, dann wurde es wieder sichtbar, nur härter. Sie ging ein paar Schritte zur Seite, gerade weit genug weg, dass wir die Worte nicht hörten, aber nah genug, dass wir jede Regung sehen

konnten. Ich sah ihren Rücken, wie er sich spannte, dann wieder zusammensackte. Die Hand an der Hüfte, die andere am Handy, still. Keine großen Gesten, kein Geschrei. Nur ein stilles „Ja“ und „Okay“ und „Ich versteh schon“, das man auch ohne Ton erkennen konnte.

Als sie auflegte, war sie nicht mehr nur müde. Sie war leer. Diese Sorte Leere, die gefährlich ist, weil sie alles in sich reinfallen lässt, was in der Nähe ist. Der Kobold sprang sofort auf den Tresen, zwischen uns. „Jetzt“, flüsterte er. „Jetzt stell ihr eins hin. Jetzt reicht ein Tropfen, um den Rest zu versenken.“ Ich presste die Lippen zusammen. „Halt’s Maul“, sagte ich. „Du hast genug an mir zu fressen.“ Er lachte kalt. „Du überschätzt dich“, sagte er. „Ich bin ein Vieltrinker.“

Sie kam zurück, legte das Handy auf die Kasse, als wäre es schwer. Ihre Augen glänzten, aber sie weinte nicht. Weinen ist eine Form von Bewegung. Sie war über Bewegung hinaus. Der Wirt sah hoch, merkte, dass da was war. „Alles okay?“, fragte er, und es klang so hilflos, wie es sich anhörte. Sie nickte automatisch. „Klar“, sagte sie. „Alles super.“ Der Automatenspieler hinten war der Einzige, der es glaubte. Der Kobold kletterte an der Seite des Zapfhahns hoch, setzte sich direkt daneben. „Na komm schon“, murmelte er. „Sag dem Alten, er soll dir einen hinstellen. Nur einen. Für die Nerven. Er wird nicht Nein sagen. Er weiß genau, wie sich das anfühlt.“

Sie drehte sich um, holte ein Glas – ihr Glas, das sie sonst für Cola benutzte. Sie stellte es hin, griff zur Cola, hielt inne. Ihre Hand schwebte einen Moment in der Luft, diese eine Sekunde, in der alles offen ist. Der Kobold hielt die Luft an. Ich auch. Dann ließ sie die Cola stehen und griff stattdessen nach der Flasche mit dem billigen Likör, den sonst nur Leute bestellten, die ihr Leben in Zucker und Alkohol marinieren wollten. Sie goss ein, langsam, kontrolliert, als würde sie eine Operation durchführen. Der Geruch von künstlicher Vanille und Alkohol mischte sich unter den Rauch.

„Da“, flüsterte der Kobold. „Sieht du? Ist doch nicht schwer.“ Der Wirt tat so, als hätte er es nicht gesehen, und genau das war sein Fehler. „Hausrecht“, hätte er sagen können. „Nicht, solange du hier arbeitest.“ Irgendeine Ansage. Stattdessen polierte er ein Glas, das längst sauber war, ein Mann, der so tut, als würde das Geräusch des Lappens irgendwas übertönen. Die Kellnerin nahm ihr Glas, hob es kurz, ohne anzustoßen, und trank einen Schluck. Kein Zucken, kein Husten. Sie war zu abgebrüht dafür. Der erste Schluck glitt in sie rein wie ein alter Bekannter.

Ich spürte, wie der Kobold neben meinem Ohr grinste. „Und du wolltest sie retten“, spottete er. „Als wärst du in der Position, irgendjemanden vor irgendwas zu retten.“ Ich stand auf, ging zur Theke, ohne genau zu wissen, was ich da sollte. „Schreib meinen auch auf“, sagte ich zum Wirt. „Welchen?“, fragte er. „Den, den du ihr gleich eingießt“, sagte ich. Sie sah mich an. Ihre Augen waren nicht mehr nur müde, sie hatten diesen glasigen Glanz, der mehr ist als Tränen. Der Glanz, der sagt: Mir ist gerade alles egal, und das ist gefährlicher als Wut.

„Du musst nicht jedes Mal den Helden spielen“, sagte sie, leise, aber mit Schärfe. „Vielleicht will ich einfach nur einen trinken. Wie alle anderen hier auch.“ Der Kobold applaudierte euphorisch. „Ja!“, rief er. „Sag’s ihm! Du bist nicht besser. Du bist nicht heiliger. Du bist nur müde. Müde Leute haben Rechte.“ Ich sah sie an, versuchte, nicht über die Barriere aus Tresen, Gläsern und all dem Mist dazwischen zu klettern. „Du bist nicht wie wir“, sagte ich. „Noch nicht.“

„Ach komm“, antwortete sie. „Du sitzt hier seit Jahren und glaubst, du wärst Experte für Absturz. Aber vielleicht will ich gar nicht wissen, was du weißt. Vielleicht will ich einfach nur, dass heute nicht so weh tut.“ Sie nahm einen zweiten Schluck, größer. Der Likör schien ihr nichts auszumachen. Das machte mir mehr Angst als alles andere. Menschen, die schlecht trinken, sind harmlos. Die, die es gut können, sind gefährlich. Für sich selbst.

Der Wirt stellte uns beiden noch ein Bier hin. Keiner sagte, warum. Es war einfach das, was man tat, wenn die Dinge kompliziert wurden. Der Kobold tanzte auf der Theke, unsichtbar für alle außer mir, eine kleine, hysterische Silhouette. „Das ist es“, rief er. „Das ist der Moment. Sie fängt jetzt an, sich selbst zu erklären. ‚Nur heute‘, ‚Nur, weil es gerade schwer ist‘, ‚Nur, weil ich es verdient habe‘. Du erinnerst dich doch, oder? Das sagst du dir seit Jahren.“

Wir tranken schweigend. Ich hätte gern irgendwas Kluges gesagt, oder wenigstens was Ehrliches. Stattdessen kam nur halbgarer Scheiß raus. „War’s die Familie?“, fragte ich. „Der Ex? Geld? Job? Krankheit?“ Sie schüttelte den Kopf, trank noch einen Schluck. „Weißt du, was das Schlimmste ist?“, sagte sie schließlich. „Nicht mal irgendwas Besonderes. Nichts Dramatisches. Nicht mal ein großer Knall. Nur dieser ganze kleine Mist. Immer wieder. Verzögerte Löhne, Miete, ein Brief vom Amt, ein Anruf von einer Mutter, die fragt, wann du endlich was Vernünftiges machst. Und dann stehst du hier und wischst den Boden auf, den euch der Alkohol versaut, und fragst dich, warum du die Einzige bist, die noch halbwegs nüchtern bleibt. Und heute dachte ich: Vielleicht hab ich mir das auch alles nur eingebildet. Vielleicht bin ich auch nur feige.“

Der Kobold nickte zustimmend. „Endlich redet mal einer klar“, sagte er. „Feigheit ist die ehrlichste Form von Selbsterkenntnis.“ Ich presste das Glas fester. „Du bist nicht feige“, sagte ich. „Du stehst hier jeden Abend in dem Dreck, den wir machen. Du gehst nicht weg, du gibst uns nicht auf. Das ist nicht feige. Das ist…“ Ich suchte nach einem Wort, das nicht kitschig klang und trotzdem stimmte. „Dumm“, half sie mir. „Es ist dumm.“ Sie lächelte müde. „Ich hab nicht mehr Energie für heroische Auslegungen.“

Der zweite Likör wurde leer. Der dritte kam von einem Stammgast, der irgendwas von „Kopf hoch“ nuschelte. Sie wehrte nicht ab. Das tat sie sonst. Heute nicht. Ich sah, wie ihre Bewegungen ein klein bisschen langsamer wurden, wie der Blick weicher, die Schultern schlaffer. Die Müdigkeit wurde vom Alkohol umarmt, und die beiden verstanden sich. Der Kobold lag inzwischen lang auf der Theke, lachte sich halb tot. „Siehst du sie?“, rief er. „Sie kommt rüber. Ganz sanft. Ohne Drama. Das sind die schönsten Übergänge. Kein Absturz, nur ein langsames Hinübergleiten.“

Irgendwann, spät, waren wir nur noch zu dritt im Raum: der Wirt, sie, ich. Der Automatenspieler war verschwunden, Heiner irgendwie nach Hause gefallen. Der Wirt machte die Musik aus, ließ nur noch das Summen des Kühlschranks übrig. „Schluss für heute“, sagte er. „Morgen geht’s weiter.“ Sie lehnte am Tresen, das Tuch in der Hand, aber sie wischte nicht mehr. Sie starrte eine Stelle an der Wand an, als würde da ein Loch wachsen, durch das sie verschwinden könnte.

„Komm“, sagte ich, „ich bring dich heim.“ Sie lachte, ein kurzer, rauer Laut. „Du kannst dich kaum selbst heimbringen“, sagte sie. „Seit wann bist du Taxi?“ Ich stand auf, fühlte die Müdigkeit in den Knochen. Die letzte Nacht hing mir noch in den Adern, die Gläser in meinem Kopf klirrten immer noch leise. „Einer, der weiß, wie man im Zickzack geradeaus läuft“, sagte ich. „Das ist mehr, als die meisten können, die hier rausgehen.“

Der Wirt sah zwischen uns hin und her, dann nickte er. „Lass ihn“, sagte er zu ihr. „Sonst schläfst du nachher auf der Kegelkiste ein.“ Der Kobold sprang mir auf die Schulter, schlang die Beine um meinen Hals. „Ich komm mit“, sagte er. „Das will ich sehen. Zwei müde Gestalten auf dem Heimweg. Vielleicht kann ich unterwegs irgendwen von euch überreden, einfach liegen zu bleiben.“

Wir gingen raus, in die nasse Luft, in eine Stadt, die aussah, als hätte sie auch schon zwei, drei zu viel gehabt. Sie lief ein Stück vor mir, der Schritt leicht unsicher, aber nicht peinlich. Kein Torkeln, nur ein kleines Schwanken. „Na siehste“, murmelte der Kobold mir ins Ohr. „Sie kann’s. Die ist nicht besser als du. Sie hat nur später angefangen. Das ist der einzige Unterschied zwischen euch.“

Ich wusste, dass er irgendwo recht hatte. Und trotzdem: Als sie den Schlüssel in die Tür steckte und sich kurz zu mir umdrehte, lag in ihren Augen etwas, das ich lange bei mir nicht mehr gesehen hatte. Kein Glanz vom Alkohol, kein Stolz, kein Trotz. Etwas anderes. So was wie Scham. „Sag’s niemandem“, sagte sie. „Wem denn?“, fragte ich. „Hier drin sind wir doch sowieso nur Statisten in der gleichen beschissenen Aufführung.“ Sie nickte, schloss die Tür auf, verschwand im Treppenhaus.

Der Kobold kicherte. „Das war der Anfang“, sagte er, als wir zurück in die Nacht traten. „Du hast heute zwei Dinge gesehen: wie jemand rüberkommt – und dass du ihn nicht halten kannst. Merkt dir das. Wird noch wichtig.“ Ich blieb einen Moment stehen, sah auf die dunklen Fenster, hinter denen sie jetzt war. „Vielleicht geht sie wieder zurück“, sagte ich. „Vielleicht war das heute nur ein Ausrutscher.“ Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht“, sagte er. „Vielleicht auch nicht. Aber glaub mir, Kumpel: Ich habe selten jemanden gesehen, der dem Glas einmal die Tür aufmacht und es dann wieder höflich rauskomplimentiert.“

Auf dem Weg nach Hause dachte ich daran, wie er am Anfang bei mir eingezogen war. Der Tag, an dem der Kobold einzog, war kein Knall gewesen. Es war eine langsame Bewegung, kaum zu merken. Und ich fragte mich, ob ich gerade genau das bei ihr gesehen hatte. Den ersten Schritt. Den Moment, an dem man glaubt: Nur heute. Nur, weil es weh tut. Nur, weil ich es verdient habe.

Und irgendwo zwischen den nassen Pflastersteinen und dem flackernden Neonlicht schwor ich mir leise, dass ich, so bescheuert ich auch bin, nicht derjenige sein würde, der ihr das nächste Glas hinstellt.

Der Kobold lachte nur. „Du wirst’s versuchen“, sagte er. „Und ich werd dir dabei im Weg stehen. Das ist unser kleiner Krieg, Freund. Du gegen mich. Und mittendrin eine Frau mit müden Augen, die eigentlich nichts weiter will, als ihre Ruhe.“

Kapitel 8 – Wie man sein Leben in einer Kneipe verlegt

Es gibt Leute, die verlegen mal ihren Schlüssel oder die Brieftasche. Ich hab irgendwann angefangen, ganze Tage zu verlegen. Und dann Wochen. Und dann das, was man großzügig „Leben“ nennt. Wenn du lange genug in derselben Kneipe hockst, fängt die Uhr an, sich nicht mehr nach der Sonne zu richten, sondern nach dem Zapfhahn. Und wenn du Pech hast, merkst du es nicht mal, weil du denkst, du wärst ja „nur auf ein Bier“ da. Ein Bier ist eine Einheit, die nur in der Werbung existiert. In Wirklichkeit ist ein Bier immer eine Tür, hinter der schon das nächste steht.

Der Kobold behauptet, er könnte ziemlich genau sagen, wann es losging. Wann ich mein Leben im „Schlusslicht“ abgegeben habe wie eine Jacke an der Garderobe, ohne Bon. „Das war der Abend, an dem du das erste Mal gefragt hast, ob du deine Post hier beim Wirt abholen darfst“, sagt er gern. „Ab da war klar, dass du nicht nur Gast bist. Du hast angefangen, Teile von dir hier zu lagern.“ Ich kann mich nur dunkel erinnern. Irgendwas mit einem Brief vom Amt, den ich nicht in den Hausflur legen lassen wollte, weil da immer alles geklaut wurde. Der Wirt hat gesagt: „Lass’s her, ich leg’s unter die Kasse.“ Und ich dachte: Super, Problem gelöst. Dabei hatte ich nur den ersten Karton von meinem Leben in den Keller hier geschleppt.

Es fing mit Kleinigkeiten an. Erst war es die Post. Dann ließ ich irgendwann meinen Ersatzschlüssel beim Wirt. „Falls du dich wieder aussperrst“, sagte er. War gut gemeint. Später blieben dann T-Shirts da. Eine Jacke. An einem Sommerabend hatte ich sie ausgezogen, hing sie an die Garderobe, und im Herbst hing sie immer noch da, staubiger, ein Ärmel leicht eingerissen, als hätte sie versucht abzuhauen. „Du hast mehr Sachen hier als bei dir zu Hause“, sagte die Kellnerin irgendwann. Ich zuckte die Schultern. „Hier bin ich ja auch öfter“, meinte ich. Sie verdrehte die Augen. Ihre waren müde, aber nicht doof.

Der Kobold machte daraus ein Spiel. „Guck“, sagte er und zählte an den Fingern ab. „Briefe beim Wirt, Klamotten an der Garderobe, ein paar Gedanken am Stammtisch, den Rest in Flaschen. Was genau liegt eigentlich noch in deiner Wohnung? Nur der Körper, wenn der Laden zu ist.“ Es war schwer, ihm zu widersprechen. Ich wachte auf, trank einen Schluck Wasser, rauchte eine Kippe und war geistig schon mit einem Bein auf dem Hocker in der Kneipe. Alles, was dazwischen lag – Straßenbahn, Treppenhaus, Briefkasten – war nur ein Flur.

An einem Vormittag, ich war ausnahmsweise mal im Hellen im Laden, stand der Wirt mit einem Karton hinter der Theke. „Das hier ist alles von dir“, sagte er, ohne Drama. „Ich weiß langsam nicht mehr, wohin damit.“ Er stellte die Kiste auf den Tresen. Der Kobold sprang sofort rein, wühlte begeistert. Oben lagen Briefe, ungeöffnet, Amtsdeutsch, Krankenkasse, Mahnungen, irgendwas von der Rentenversicherung, die sich erkundigen wollte, ob ich überhaupt noch vorhatte, alt zu werden. Darunter ein paar Fotos, aus einer Zeit, in der ich noch nicht so graue Ränder hatte. Eine alte Kassette, auf die ich mal irgendwas aufgenommen hatte. Ein Notizbuch mit leeren Seiten, bis auf drei, auf denen stand: „Ideen“, „Plan“, „Später“. Alle drei Seiten leer. Dann ein T-Shirt, das ich mal gut fand, bevor es nach Fett und Rauch roch.

„Seit wann sammelst du meine Reste?“, fragte ich. Der Wirt zuckte die Schultern. „Seit es anfing, mir aufzufallen“, sagte er. „Erst war’s witzig. ‚Haha, der Rainer hat wieder was liegen lassen‘. Dann war’s nicht mehr witzig. Dann war’s nur noch viel.“ Der Kobold hielt ein Foto

hoch, auf dem ich neben irgendeinem Typen stand, Festival, Plastikbecher in der Hand, große Fresse in den Augen. „Guck mal, als du noch woanders gesoffen hast“, sagte er. „Sieht fast romantisch aus. Ohne meine Beteiligung warst du richtig langweilig.“

Ich blätterte durch die Briefe, ohne sie zu öffnen. Nur die Absender sagten schon alles, was ich nicht wissen wollte. „Warum gibst du mir den Kram überhaupt?“, fragte ich den Wirt. „Kannst ihn doch auch einfach wegschmeißen.“ „Wollte ich“, sagte er. „Hab ich auch schon gemacht. Einiges. Aber dann hab ich gedacht, vielleicht brauchst du irgendwann einen Beweis, dass du mal außerhalb von hier existiert hast. Dass ein Teil von dir noch versucht hat, woanders anzuklopfen.“ Er ging zurück zum Gläserpolieren, als hätte er nichts Bedeutendes gesagt. Der Kobold sah ihm hinterher. „Der alte Mann hat mehr Angst um dein Leben als du“, murmelte er. „Das ist fast rührend.“

Ich nahm das Notizbuch und schlug eine leere Seite auf. Der Stift in meiner Hand fühlte sich an wie ein fremder Gegenstand. „Was schreibst du?“, fragte der Kobold. „Die Getränkekarte deines Untergangs?“ Ich schrieb: „Was ich außerhalb der Kneipe noch habe“, und darunter blieb es erst mal leer. Ich starrte auf den Satz, als würde er mich verarschen. Dann schrieb ich: „Eine Wohnung, die nicht fragt, wann ich komme. Einen Briefkasten, der voller ist als mein Kalender. Zwei Enkel, die noch zu klein sind, um zu merken, dass ihr Opa nach Bier riecht, wenn er sie umarmt. Eine Leber, die sich wünscht, sie wäre nie mit mir in diese Straße gezogen.“ Ich legte den Stift weg. Mehr fiel mir nicht ein.

Der Kobold las mit, als könnte er. „Du vergisst das Wichtigste“, sagte er. „Du hast noch Zeit. Sonst hättest du das hier alles nicht mehr nötig. Zeit ist das Einzige, was du wirklich verlegen kannst. Geld kommt, geht, Frauen kommen, gehen, Jobs kommen, gehen. Zeit geht nur. Und du legst sie jeden Tag hier auf den Tresen und tauschst sie gegen Schaum.“ Ich hätte irgendwas Schlaues sagen können, aber ich tat es nicht. Ich bestellte ein Bier. Das war meine Form von Antwort.

Die Kellnerin kam, stellte es hin, sah auf die Kiste. „Ah“, sagte sie. „Die Fundgrube.“ Sie griff rein, zog die Kassette raus. „Was ist da drauf?“ Ich wusste es nicht mehr genau. Irgendwas mit einer Band, die ich früher gehabt hatte. Ein paar Songs, schlecht aufgenommen, große Träume in kleinen Tönen. „Lass sie laufen“, sagte der Kobold. „Komm, ich will hören, wie du geklungen hast, bevor ich eingezogen bin.“ Der Wirt schnaubte. „Hab keinen Kassettenrekorder mehr“, sagte er. „Wir sind hier eine Kneipe, kein Museum.“ Schade eigentlich.

Manchmal, wenn ich durch die Tür kam, hatte ich das Gefühl, ich müsste eigentlich klingeln. Anklopfen. Fragen: „Darf ich wieder ein Stück von mir hierlassen?“ Aber die Tür ging einfach auf, ohne Widerstand, wie der Hals, an dem ich später das Glas ansetzte. Der Boden kannte meine Schritte, der Hocker kannte meinen Arsch, der Wirt kannte meine Bestellung, der Kobold kannte meine Ausreden. Draußen war ich irgendwer mit einem halb verrosteten Namen. Drinnen war ich der Typ, der seine Sachen vergisst.

„Du könntest dein Leben auch in einer Küche verlegen“, sagte der Kobold einmal, als wir fast allein waren. „Oder in einem Büro. Oder in einem Fitnessstudio, wenn du komplett wahnsinnig wärst. Leute verlegen ihre Leben in Ehen, in Vereine, in Religionen. Du hast dir die Kneipe ausgesucht. Ist nicht die dümmste Wahl. Immerhin gibt’s hier Bier.“ Ich zündete mir eine Kippe an und sagte: „Du redest, als wäre das eine bewusste Entscheidung gewesen.“ Er lachte. „Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass du wichtig genug bist, um so was wie

‚bewusste Entscheidungen' zu haben. Du bist ein Flussbett. Das Wasser hat einfach hierhin gefunden."

Ich sah auf die Kiste mit meinen Resten. Briefe, Bilder, Stoff, Papier. Alles Zeug, das beweisen sollte, dass ich mal irgendwo mehr war als eine dunkle Silhouette im Kneipenfenster. „Nimm den Karton mit", sagte der Wirt. „Der gehört nicht hierher." Ich überlegte kurz, dann schob ich ihn zur Seite. „Stell ihn hinten rein", sagte ich. „Wenn du mich mal rausschmeißt, nehme ich ihn mit." Er nickte langsam. „Wenn", sagte er. „Nicht wenn du gehst. Wenn ich dich rauswerfe. Du merkst den Unterschied, oder?" Der Kobold kicherte. „Er kennt dich", sagte er. „Vielleicht besser als du dich selbst."

Es war der Tag, an dem mir endgültig klar wurde: Ich hatte mein Leben nicht komplett verloren. Ich wusste ziemlich genau, wo es lag. In einem Pappkarton hinter dem Tresen, zwischen Restbeständen von altem Schnaps und einer Kiste Aschenbecher. Die Frage war nur, ob ich es irgendwann wieder abholen wollte.

Es gibt so eine unsichtbare Grenze zwischen drinnen und draußen. Tagsüber sieht man sie kaum, nachts ist sie deutlich: die Schwelle, die Tür, der Ruck, wenn die Luft sich ändert. Draußen riecht es nach Abgasen, nassem Beton, Hundescheiße, Bäckerei, je nachdem. Drinnen riecht es nach Bier, Rauch, Desinfektionsmittel und aufgegebenen Plänen. Am Anfang läufst du noch bewusst drüber, so wie ein Kind über eine Bordsteinkante, das dabei „Nicht auf die Linien treten!" denkt. Später merkst du gar nicht mehr, dass du die Seite wechselst. Du bist einfach da. Wie ein Möbelstück, das keiner reingetragen hat, das aber plötzlich in der Ecke steht.

Der Kobold behauptet, er säße genau auf dieser Grenze. „Ich wohne im Türrahmen", sagt er. „Hier sehe ich beide Seiten gleichzeitig. Die, die reinkommen, und die, die rausgehen. Meistens sind es dieselben." Er hat seinen Lieblingsplatz direkt oben auf dem Holzbalken über der Tür. Von da aus guckt er runter wie ein schlecht gelaunter Türsteher im Zwergenformat. „Guck mal", sagt er gern, „da kommt wieder einer, der nur auf einen Absacker rein will. Wenn der wüsste, wie lange dieser letzte Drink dauert, würde er draußen bleiben."

Es gibt so ein paar Leute, die siehst du nie draußen. Nur drinnen. Man könnte meinen, sie hätten keine Wohnung, keine Familie, keinen Arbeitsplatz, kein anderes Ziel. Sie materialisieren sich ab einem bestimmten Punkt des Tages einfach auf ihrem Hocker, sitzen da, trinken, reden ihre Sprüche, lösen sich nachts wieder auf. Wenn du sie mal zufällig bei Tageslicht triffst, auf der Straße oder im Supermarkt, brauchst du eine Sekunde, um sie zu erkennen. Ohne Glas, ohne Tresen, ohne gedämpftes Licht sehen sie aus wie ihre eigene Karikatur.

Mir ging es irgendwann genauso. Die Kellnerin hat einmal gesagt: „Ich hab dich neulich an der Bushaltestelle gesehen und musste zwei Mal hingucken. Ich hab dich nur an deiner Art erkannt, wie du da standest, als würdest du auf eine Zigarette warten, die du nicht kaufen kannst." Der Kobold war begeistert. „Du bist jetzt offiziell Inventar", sagte er. „Du bist nur noch in deiner natürlichen Umgebung wirklich du. Draußen bist du wie ein Fisch auf dem Fahrrad." Ich sagte: „Das Sprichwort geht anders", und er meinte: „Ist doch egal. Passt trotzdem."

Mit der Zeit fing ich an, Dinge draußen zu vergessen, weil sie drinnen keine Rolle spielten. Rechnungen, Termine, Rückrufe, Arztbriefe. Die lagen irgendwo auf dem Küchentisch, einem

Möbelstück, das ich nur noch benutzte, um Zigaretten drauf auszudrücken. Der Kalender an der Wand war stehen geblieben, irgendwann im Frühling vor zwei Jahren, bei einem Termin, den ich ausfallen ließ, weil ich „nur kurz“ ins „Schlusslicht“ wollte. Er hing immer noch da, mit einem Kreuz bei „Zahnarzt“, das nie umgesetzt wurde. Stattdessen kreuzte ich hier drin Tage an – nicht auf Papier, sondern in Gläsern.

„Wie verlegt man sein Leben in einer Kneipe?“, fragte der Kobold mich einmal, als wäre das eine theoretische Frage. „Schritt für Schritt oder mit einem großen Satz?“ Ich sagte: „Erst stolperst du rein, dann bleibst du an irgendwas hängen.“ Er nickte. „Genau“, meinte er. „Du kommst rein, weil du einen beschissenen Tag hattest. Oder einen zu guten. Oder gar keinen. Dann setzt du dich. Beim dritten Mal kennt dich der Wirt. Beim zehnten Mal kennt dich dein Hocker. Beim zwanzigsten fragt keiner mehr, warum du da bist. Und beim fünfzigsten gehst du raus und hast das Gefühl, du warst nur kurz Zigaretten holen, obwohl drei Jahre rum sind.“

Es gab Tage, da verlegte ich nicht nur Zeit, sondern auch ganze Entscheidungen hier. Ich sagte mir: „Ich rede morgen mit dem Chef“, und statt mit dem Chef redete ich mit einem Glas. Ich sagte mir: „Ich rufe meine Tochter an“, und sprach stattdessen mit dem Wirt über die Bierpreise. Ich sagte mir: „Ich geh mal wieder raus in den Park“, und saß am Ende doch wieder vor der Jukebox, die die gleiche Playlist ausspuckte wie alle anderen Abende. Es ist erstaunlich, wie viel man nicht tut, wenn man die Option hat, zu bleiben.

Die Kellnerin erkannte irgendwann das Muster. „Dir passiert nichts mehr außerhalb dieses Ladens, oder?“, fragte sie. „Alles Wichtige kommt entweder hier rein oder kommt gar nicht.“ Ich zuckte die Schultern. „Was soll draußen schon passieren?“, sagte ich. „Draußen sind Ämter, Arbeitgeber und Leute, die nüchtern genug sind, sich an mein Gesicht zu erinnern, wenn ich Mist gebaut habe. Hier drin sind höchstens vergessene Runden und peinliche Geschichten, aber die gehen im nächsten Korn unter.“ Der Kobold nickte zustimmend. „Er hat verstanden, wie das System funktioniert“, sagte er stolz, als hätte er Unterricht gegeben.

Eines Abends kam ein Mann rein, den ich schon ewig nicht gesehen hatte. Früher hatten wir zusammen gearbeitet. Lagerhalle Nummer zwei, schmutzige Witze in der Pause, Zigaretten vor dem Tor. Er starrte mich einen Moment an, als müsste er meine Konturen von der Wand lösen. „Alter“, sagte er, „ich dacht, du wärst weggezogen. Man sieht dich nie.“ Ich lachte trocken. „Ich bin weggezogen“, sagte ich. „Hierher.“ Er sah sich um, begriff halb, schüttelte den Kopf. „Krass“, meinte er. „Früher warst du wenigstens nicht zu Hause zu erreichen. Jetzt bist du wenigstens hier zu erreichen.“ Die Kellnerin stellte ihm ein Bier hin, der Kobold kicherte.

„Du könntest auch einfach mal zwei Wochen nicht kommen“, sagte sie später, als der Typ wieder weg war. „Nur um zu gucken, ob der Laden dich vermisst.“ „Und wenn er es nicht tut?“, fragte ich. „Dann weißt du wenigstens, woran du bist“, antwortete sie. „Und wenn er es doch tut“, mischte sich der Kobold ein, „dann hast du eine großartige Entschuldigung, nie wieder was zu ändern.“ Ich dachte kurz darüber nach. Zwei Wochen ohne „Schlusslicht“. Zwei Wochen, in denen ich abends irgendwo anders hingehen müsste. In meine Wohnung. In einen Park. In einen anderen Laden. Das war wie der Gedanke ans Ausland für jemand, der nie die Stadtgrenze verlässt.

Als die Miete einmal fast gekündigt wurde, weil ich einen Monat lang den Briefkasten nicht aufgemacht hatte, kam der Wirt mit einem Umschlag an den Tresen. „Der war bei mir“, sagte er. „Der Postbote hat dich hier gesucht. Hat gesagt, hier wärst du am ehesten.“ Der Kobold lachte, klopfte mir auf die Schulter. „Siehst du?“, sagte er. „Sogar die Post weiß inzwischen,

wo du wirklich wohnst.“ Ich riss den Umschlag auf, las zwei Sätze, in denen „fristlos“ und „Räumung“ vorkamen, und legte ihn dann unter mein Bier. Der Wirt sah mich an. „Regel das“, sagte er. „Ich hab keinen Platz für dich auf der Bierzeltgarnitur im Keller.“

„Du könntest hier schlafen“, schlug der Kobold vor, als ich später, halb besoffen, auf dem Hocker hing. „Hinten, bei den Kisten. Zwischen Bier und Reinigungsmittel. Wäre ehrlich. Kein Theater mehr mit Wohnung, Briefkasten, Nachbarn. Du und der Laden. Eine perfekte Beziehung.“ Ich stellte mir das einen Moment vor. Morgens aufwachen zwischen Plastikstühlen, die nach verschüttetem Weizen stinken, das erste Licht durch die Milchglasscheiben, der Wirt, der mich im Weg findet, die Kellnerin, die über mich steigt, um an die Gläser zu kommen. Irgendwas in mir krampfte bei dem Bild.

„Du bist doch längst hier eingezogen“, insistierte der Kobold. „Du bist nur zu feige, es zuzugeben. Deshalb behältst du diese alberne Wohnung, in die du nur noch gehst, um nicht direkt vor der Kneipe zu sterben.“ Ich sagte nichts. Was sollte ich sagen? Dass er Unrecht hatte? Hatte er nicht. Dass er Recht hatte? Hatte er, aber das brachte mir auch nichts. Die Kellnerin räumte Gläser ab, warf ein paar Bierdeckel mit meinem Namen drauf in die Schublade. Meine andere Schublade, dachte ich. Die ohne Besteck, dafür mit Strichen.

In solchen Momenten war mir klar: Ich hatte mein Leben nicht verloren. Ich hatte es bewusst hierher gelegt. Stück für Stück. Erst die Abende, dann die Kontakte, dann die Verantwortungen, dann die Restwürde. Es war praktisch. Man wusste immer, wo man den ganzen Mist wiederfinden konnte, wenn man ihn brauchte. Das Problem war nur: Ich brauchte ihn immer seltener. Und wenn ich ihn brauchte, war er schon feucht geworden von Bier und Qualm, unbrauchbar, wellig, unlesbar.

„Du könntest morgen mal nicht kommen“, sagte die Kellnerin noch einmal, fast wie ein Angebot. „Nicht aus Trotz, nicht als großes Ding. Einfach nur, um zu sehen, was passiert.“ Der Kobold grinste. „Wetten, er kommt trotzdem?“, fragte er mich. Ich schaute ins Glas, nicht in ihre Richtung. „Wetten, ich komm trotzdem“, dachte ich. Und genau deshalb konnte ich gar nicht anders.

Am Ende misst man sein Leben nicht mehr in Jahren, sondern in „Weißt du noch, der Abend, als…“. Die Kalenderblätter reißen sich irgendwann von selbst ab, der Körper macht einen eigenen, stillen Zeitplan. Aber Abende in einer Kneipe, die bleiben als kleine Inseln im Nebel. Nicht, weil sie so besonders wären. Im Gegenteil. Weil sie sich alle ähnlich sind. Und genau deshalb stechen die wenigen ab, in denen etwas minimal anders war, heraus wie ein Zigarettenbrandloch im Teppich.

Es gab diesen einen, an den ich mich erinnere, obwohl ich mich an viel anderes nicht erinnere. Es war nicht mal ein spektakulärer Abend. Kein Streit, keine Schlägerei, kein dramatischer Absturz. Es war ein ruhiger Wochentag, die Jukebox lief, aber keiner hörte zu. Der Kobold saß auf meinem Glas und hatte aus einem Bierdeckel einen kleinen Hut gebastelt. Die Kellnerin lehnte kurz am Tresen, der Wirt sortierte leere Kästen. Und plötzlich dachte ich: Wenn ich jetzt einfach nicht mehr aufstehe, bin ich praktisch schon halb tot – und keiner merkt den Unterschied.

„Aha“, sagte der Kobold, der in Gesichtern lesen konnte wie andere in Tageszeitungen. „Existenzielle Phase. Hatten wir länger nicht. Erzähl.“ Ich nahm einen Schluck, sah über den Rand des Glases in den Raum. „Weißt du, was das Komische ist?“, fing ich an. „Früher habe ich mein Leben auf Pausen getrimmt. Arbeit, Familie, Verpflichtungen, und zwischendrin

diese Abende, wo ich einfach nur sitzen und trinken wollte. Jetzt ist das Sitzen und Trinken der Alltag, und der Rest sind die Pausen. Und die werden immer kürzer.“ Er nickte. „Normaler Verlauf“, sagte er. „Wie bei einem Junkie. Erst ist der Schuss Ausnahme, dann wird er Struktur.“

Die Kellnerin kam rüber, stellte mir ungefragt ein Wasser hin. „Hier“, sagte sie. „Für die Statistik.“ Ich sah das Glas an, durchsichtig, harmlos, ehrlich. „Du solltest das öfter trinken“, meinte sie. „Wenn du mal wissen willst, wie du wirklich drauf bist.“ Der Kobold verzog das Gesicht. „Wasser ist eine Beleidigung“, sagte er. „Das spült mich weg.“ „Vielleicht ist genau das der Punkt“, murmelte ich. Sie zog eine Augenbraue hoch. „Hat er das gesagt oder du?“, fragte sie. Ich grinste schief. „Wir sind uns da manchmal nicht einig.“

In meinem Kopf begann sich eine Idee festzusetzen, so laut und unbeholfen, dass ich sie nicht mehr wegsaufen konnte: Was, wenn ich wirklich mal nicht komme? Einen Tag. Zwei. Einfach nicht. Mein Körper zuckt bei dem Gedanken, als hätte ich ihm vorgeschlagen, aufhören zu atmen. Aber irgendwo tiefer drin war da eine leise Stimme, so leise, dass sie nur im Lärm der Kneipe hörbar war: „Du könntest versuchen, das Leben wieder aus dem Karton zu holen. Nicht alles, nur ein Stück.“

„Du wirst es sowieso nicht machen“, sagte der Kobold, der keine Einladungen verpasste, mich zu sabotieren. „Du bist viel zu bequem. Hier kennt dich jeder, keiner erwartet was. Draußen musst du ständig so tun, als hättest du einen Plan. Das kannst du nicht mehr. Und ganz ehrlich: Ich hätte auch was dagegen. Ich hab mir hier gemütlich eingerichtet. Du nimmst mich doch nicht mit in irgendwelche VHS-Kurse oder Spaziergänge im Park.“ Ich stellte mir tatsächlich kurz vor, wie er auf einer Parkbank sitzt und Enten beleidigt. Der Gedanke war so absurd, dass ich lachen musste.

„Weißt du, was mir Angst macht?“, fragte ich die Kellnerin, die gerade den Aschenbecher wechselte. „Wenn ich an früher denke, fällt mir inzwischen zuerst ein, wie die Kneipe damals war. Nicht, wie meine Wohnung aussah, nicht, wie die Kinder gerochen haben, nicht, wie es war, morgens irgendwo anders aufzuwachen. Ich denke zuerst: Damals hatten wir noch den alten Fernseher, und der Wirt hatte andere Bierdeckel.“ Sie hielt inne, Asche zwischen Finger und Metall. „Vielleicht ist das deine Art, dich zu erinnern“, sagte sie. „Andere haben Fotoalben. Du hast Theken.“

„Der da hat nicht mal mehr Fotoalben“, mischte sich der Kobold ein. „Die liegen alle hinten in der Kiste. Mit Bierflecken drauf. Perfektes Symbol, wenn du mich fragst.“ Ich nahm einen tiefen Schluck Wasser, dann einen flacheren vom Bier. Zwei Welten, die sich nicht berühren, aber beide in meinem Bauch landen. „Es gibt Leute“, sagte ich, „die erzählen später ihren Enkelkindern von Reisen, Jobs, Häusern, Festen. Ich erzähle ihnen vielleicht, wie die Gläser hier früher anders geklungen haben, als der Aschenbecher noch aus Glas war.“

Der Gedanke tat weh und war gleichzeitig komisch. Eine schlechte Pointe mit echtem Stich. „Das musst du ja nicht“, sagte sie. „Du könntest auch irgendwas anderes machen. Ich sag nicht: Werde Marathonläufer. Aber vielleicht gibt’s ja eine Zwischenstufe zwischen Tresen und Grab.“ Der Kobold prustete. „Sie wird frech“, sagte er. „Langsam mag ich sie wirklich.“ Ich sah sie an. „Du arbeitest hier“, sagte ich. „Du weißt genau, wie das endet.“ Sie zog die Schultern hoch. „Ich arbeite hier“, wiederholte sie. „Das heißt nicht, dass ich hier sterbe.“ Ich war mir nicht sicher, ob sie das glaubte.

Später, als die meisten gegangen waren und nur noch ein paar Leuchten brannten, stand ich vor der Tür, eine halbgerauchte Kippe zwischen den Fingern. Die Straße war feucht, die Fenster gegenüber dunkel. Der Wirt schloss gerade ab, die Kellnerin winkte kurz, der Kobold saß auf dem Türschild und ließ die Beine baumeln. „Und?“, fragte er. „Machen wir morgen wieder? Gleiche Zeit, gleicher Hocker, gleicher Film?“ Ich sah ihn an, als wäre er ein Möbelstück, das ich verkaufen wollte.

„Morgen nicht“, sagte ich plötzlich. Die Worte kamen aus meinem Mund, bevor ich sie gedacht hatte. „Morgen komme ich nicht.“ Er blinzelte. „Wie bitte?“ „Du hast mich verstanden“, sagte ich. „Morgen bleib ich weg. Ein Tag. Ein verdammter Tag. Nur um zu sehen, ob ich noch existiere, wenn du mich nicht dauernd an den Tresen nagelst.“ Der Kobold begann zu lachen, langsam, dann lauter. „Natürlich kommst du“, keuchte er. „Du sagst das jetzt, weil du gerade sentimental wirst. Morgen wachst du auf, dir ist schlecht, du brauchst einen, und du kommst.“

„Wetten?“, fragte ich. „Um was?“ „Um nichts“, sagte ich. „Ich hab nichts mehr. Nur das hier. Und genau deshalb muss ich’s versuchen.“ Die Kellnerin trat in dem Moment raus, zog die Jacke enger. „Was wettet ihr?“, fragte sie beiläufig. „Ob ich morgen wegbleibe“, sagte ich. Sie sah mich an, schätzte mich ab. „Du schaffst es nicht“, sagte sie. „Aber ich würde es gern sehen, wenn doch.“ Dann ging sie los, in eine andere Richtung als ich. Ihre Schritte klangen leichter als meine, obwohl sie mindestens genauso müde war.

Zu Hause, in der Wohnung, die mehr nach Abwesenheit roch als nach mir, setzte ich mich an den Küchentisch. Der Karton vom „Schlusslicht“ stand neben dem Stuhl, ich hatte ihn an dem Tag doch mitgenommen, aus irgendeinem reflexartigen Verantwortungsgefühl heraus. Ich öffnete ihn, zog ein Foto raus, auf dem ich jünger war und so tat, als hätte ich Zeit. Dann legte ich das Foto neben ein frisches Glas Wasser. Eins, das nicht reden konnte. Der Kobold hockte auf der Rückenlehne des Stuhls, die Arme verschränkt.

„Morgen also kein Laden“, sagte er. „Und was dann? Was machst du mit dem ganzen Tag?“ Ich sah in das Wasserglas, als würde da eine Lösung drin schwimmen. „Keine Ahnung“, sagte ich. „Vielleicht gar nichts. Vielleicht ist nichts tun außerhalb der Kneipe schon mehr, als ich mir seit Jahren zugemutet habe.“ Er grinste müde. „Du wirst mich vermissen“, sagte er. „Nicht den Laden. Mich.“ „Vielleicht“, antwortete ich. „Aber wenn ich dich wirklich vermisse, weiß ich wenigstens, dass du wirklich da bist. Nicht nur im Glas.“

„Du wirst trotzdem hingehen“, sagte er leiser. „Ihr geht immer dahin, wo ihr euch am meisten kennt.“ Ich lehnte mich zurück, ließ den Kopf an die Wand sinken. „Vielleicht“, murmelte ich. „Vielleicht auch nicht.“ Der Tag war lang gewesen, der Abend länger, das Leben kurz und gleichzeitig wie ein Kaugummi, der nicht mehr nach irgendwas schmeckt.

Bevor ich die Augen schloss, dachte ich einen letzten, fast lächerlich einfachen Satz: „Mein Leben liegt in dieser Kneipe. Aber ich liege noch nicht daneben.“ Es war nicht viel. Kein großer Vorsatz, keine Erlösung, kein Gelöbnis. Nur eine kleine, störrische Weigerung, sich endgültig in den Türrahmen einbauen zu lassen.

Der Kobold sah mir beim Einschlafen zu und schüttelte den Kopf. „Er versucht’s wirklich“, flüsterte er in die Dunkelheit. „Na gut. Dann schauen wir uns morgen eben an, wie ein Mann aussieht, der sein Leben in einer Kneipe verlegt hat und ausnahmsweise mal vor der Tür stehen bleibt.“

Kapitel 9 – Schulden beim Wirt und bei Gott

Am Morgen danach wusste ich zuerst nicht, wo ich war. Das passiert öfter, wenn du zu viel trinkst, aber diesmal war es anders. Kein Rauschen, kein Presslufthammer im Kopf, nur diese seltsame Leere, als hätte jemand die Geräusche in meinem Gehirn auf stumm gestellt. Ich lag im Bett, tatsächlich im Bett, nicht halb auf dem Boden, nicht noch in den Klamotten vom Vorabend. Das war das erste Zeichen, dass irgendwas nicht stimmte. Ich hatte mich wohl wirklich hingesetzt, das Wasser ausgetrunken und dann einfach… aufgehört. Kein letztes „Nur noch eins“. Kein „Ich schau noch kurz rein.“ Nichts.

Die Vorhänge waren schief zugezogen, Licht quetschte sich an den Rändern vorbei. Es war zu hell für meinen Geschmack, zu ehrlich. Ich blieb liegen, hörte in mich rein. Der Körper fühlte sich an wie ein alter Motor, der nach zu wenig Öl ächzt, aber er lief noch. Der Kopf war dumpf, aber nicht komplett zugeschmiert. Ein komisches Gefühl. Nüchternheit mit Restschäden. Der Kobold saß auf der Fensterbank, die Beine baumelnd, und schaute in den Hof, als würde er warten, dass was passiert. „Na“, sagte er schließlich, ohne sich umzudrehen. „Gratulation. Du hast es tatsächlich geschafft, eine Nacht lang nicht zur Bar zu kriechen. Willst du eine Medaille oder reicht dir der Kater ohne Bierdeckel?“

Ich drehte den Kopf auf dem Kissen, spürte, wie meine Nackenmuskeln protestierten. „Halt die Fresse“, murmelte ich. „Ich seh mir das noch an, bevor ich entscheide, ob ich stolz bin.“ Er lachte. „Stolz“, wiederholte er. „Das ist süß. Du bist auf dem Niveau, auf dem Leute sich feiern, weil sie es geschafft haben, nicht in die Kloschüssel zu fallen. Aber okay. Fangen wir klein an.“ Er sprang von der Fensterbank, landete leicht auf dem Boden und kam ans Bett. „Weißt du wenigstens noch, was du mir gestern versprochen hast?“ Ich schloss die Augen. „Ich hab gesagt, ich komm heute nicht in die Kneipe.“ „Richtig“, sagte er. „Und ich hab gesagt: Wetten, du kommst doch.“

Ich setzte mich langsam auf, alles knirschte und knarrte. „Wir werden sehen“, sagte ich. „Ich hab noch andere Schulden abzuarbeiten.“ Das Wort war mir rausgerutscht. Schulden. Es hing in der Luft, schwer und klebrig. Der Kobold schnappte es sich sofort. „Jetzt wird’s interessant“, meinte er. „Schulden bei wem? Beim Wirt? Bei dir selbst? Bei Gott?“ Ich schnaubte. „Ich glaub nicht an Gott“, sagte ich. „Ich glaub an offene Rechnungen und Mahngebühren.“ „Gott glaubt auch nicht an dich“, grinste er. „Da seid ihr quitt.“

In der Küche stand der Karton vom „Schlusslicht“ auf dem Tisch, so, wie ich ihn gestern stehen gelassen hatte. Ein stiller Zeuge meiner großen, kleinen Vorsätze. Ich setzte Wasser auf, Kaffee, aus Prinzip, auch wenn mein Magen noch diskutieren wollte. Der Kobold kletterte auf die Lehne des Stuhls und ließ den Blick über die ungeöffneten Briefe schweifen, als wäre das ein Museum. „Hier fangen wir an“, sagte er. „Schulden, die sich stapeln. Der Wirt ist wenigstens ehrlich. Der malt Striche auf Bierdeckel. Die da drüben malen Striche in ihren Computern und schicken dir Drohbriefe mit Fristen. Sehr poetisch.“

Ich nahm den obersten Umschlag. Dickes Papier, offizielles Logo. Krankenkasse. Ich riss ihn auf, las zwei Zeilen, die mich nicht überraschten: Rückstände, Beitragskonto, letzter Hinweis. Die Summe stand weiter unten, nicht astronomisch, aber groß genug, um mich an die Wand zu stellen. „Du hast im ‚Schlusslicht‘ mehr in Schnaps investiert als in deine Gesundheit“, kommentierte der Kobold. „Konsequent, wenigstens.“ Ich legte den Brief auf den Stapel „Später“. Der Stapel „Sofort“ existierte nicht.

Der nächste Umschlag: Vermieter. Etwas freundlicher im Ton, aber im Kern das gleiche Lied. „Wir möchten Sie daran erinnern…“ Der Kobold sang die Worte mit, als wären es Songzeilen. „Schulden beim Wirt und bei Gott“, murmelte ich. „Beim Wirt steht die Summe am Ende vom Abend. Bei Gott…“ Ich stockte. „Bei Gott weißt du nie, wann er die Rechnung bringt“, sagte der Kobold. „Er ist der schlechteste Wirt von allen. Kein Zettel an der Kasse, keine Striche, aber am Ende heißt es: ‚Du weißt schon, wofür.‘“

Ich setzte mich hin, legte beide Briefe nebeneinander, als würden sie miteinander reden. Da waren diese Zahlen, diese nüchternen Summen, die sagten: Du lebst über deine Verhältnisse. Und da drüben, in meinem Kopf, war der andere Zettel, auf dem stand: Zwanzig offene Bier, fünfzig Zigaretten geschnorrt, hundert abgewürgte Gespräche mit Leuten, die mal was von dir wollten. Schulden beim Wirt, beim Leben, bei Leuten, die dich irgendwann mal ernst genommen hatten. Und irgendwo dazwischen, falls es so was gibt, Schulden bei Gott. Nicht, weil ich an ihn glaubte, sondern weil ich wusste, dass, wenn es ihn gäbe, er mich längst auf Rot gesetzt hätte.

„Was willst du zuerst bezahlen?“, fragte der Kobold, der es liebte, wenn ich still wurde. „Die Rechnungen, damit du weiter hier rumvegetieren kannst? Oder die Runden beim Wirt, damit du dich nicht schämst, dich blicken zu lassen? Oder die unsichtbaren Schulden bei den Menschen, denen du seit Jahren sagst: ‚Meld mich morgen‘?“ Ich starrte auf das dampfende Kaffeewasser, das langsam in den Filter floss. „Wenn ich genug hätte, würde ich alles auf einen Schlag zahlen“, sagte ich. „Wirt, Vermieter, Krankenkasse, Gott, wenn es ihn gibt. Dann würde ich loslaufen und gucken, wo ich ohne diese ganzen Striche lande.“ Er lachte. „Du würdest in die nächste Kneipe laufen“, sagte er. „Weil du dann erst recht nicht mehr wüsstest, wer du ohne deine Schulden bist.“

Der Kaffee war fertig. Ich goss ihn mir in eine Tasse, die nicht aus einer Kneipe stammte, was sich inzwischen selten anfühlte. Der Geschmack war bitter und ehrlich. Kein Zucker, keine Milch. So wie es sein sollte, wenn man sich morgens anguckt und sich nicht anlügen will. „Du gehst heute also wirklich nicht hin?“, fragte der Kobold. „Du willst hier sitzen, Kaffee und Angst trinken und Briefe lesen?“ Ich nickte. „Einer muss ja mal anfangen, aufzuräumen“, sagte ich. „Und der Wirt wartet sowieso. Der läuft nicht weg. Gott auch nicht.“

Der Kobold setzte sich auf den Brief vom Vermieter, als wäre es ein Thron. „Du weißt, dass du auch bei mir Schulden hast“, sagte er. „Ich hab jahrelang für dich gearbeitet. Hab dir Gesellschaft geleistet, wenn du einsam warst. Hab dir Witze eingeflüstert, wenn du kurz vorm Heulen warst. Hab dir gezeigt, wo der nächste Drink steht, wenn du nicht mehr wusstest, wie man aufsteht. Und jetzt willst du einfach einen Tag Pause machen?“ Ich sah ihn an, diesen kleinen Bastard, der in meinem Leben Mietfrei wohnte und trotzdem Forderungen stellte.

„Bei dir“, sagte ich langsam, „hab ich keinen Kredit. Bei dir zahl ich bar, jeden Abend, Schluck für Schluck. Und wenn ich heute nicht komme, kriegst du halt mal weniger. Ein fast hungernder Kobold, das halt ich aus.“ Er verzog das Gesicht, tat beleidigt. „Das wirst du spüren“, drohte er. „Du wirst merken, wie es ist, wenn ich mal die Klappe halte.“ „Ein Tag Ruhe im Kopf“, murmelte ich. „Das wär ja fast wie Urlaub.“

Aber so leicht war es natürlich nicht. Die Uhr tickte, der Vormittag kroch voran, ich las hier einen Satz, dort einen, tat so, als würde ich sortieren, während ich in Wahrheit nur stapelte. Je näher der Nachmittag kam, desto unruhiger wurden meine Hände. Es war, als würden sie die Form des Bierglases vermissen, die Kälte, die Nässe, das einfache Gewicht. Mein Körper wusste, dass da draußen ein Tresen stand, an dem meine Schultern wussten, wie sie fallen

konnten. Der Kobold sah mir zu, wie man einem Junkie zusieht, der sagt: „Ich hör auf“, und dabei nervös mit dem Bein wippt.

„Du musst heute entscheiden“, sagte er. „Wo du deine Schulden zuerst begleichst. Beim Wirt bist du noch auf der Liste. Bei den Briefen bist du kurz davor, aus der Liste zu fliegen. Bei Gott bist du sowieso unten mit Sternchen.“ Ich nahm den Brief der Krankenkasse, suchte nach der Telefonnummer, nach dem Satz mit „Rufen Sie uns an“. Da stand er. Ich griff zum Telefon, das schon Staub angesetzt hatte, als wäre es ein Museumsstück. Meine Finger zitterten. Nicht vor Entzug, sondern vor diesem anderen, unangenehmen Gefühl: Verantwortung.

„Das willst du jetzt wirklich tun?“, fragte der Kobold. „Mit echten Menschen reden, ohne Bier?“ Ich atmete tief durch. „Vielleicht fang ich damit an“, sagte ich. „Mit den Schulden, bei denen ich nicht einfach anschreiben lassen kann.“ Er grinste schief. „Und was ist mit dem Wirt?“, fragte er. „Der hat dir mehr verziehen als jeder andere.“ „Der kriegt mich morgen wieder“, sagte ich. „Wenn alles schiefgeht, sowieso.“

Ich tippte die Nummer ein. Während es klingelte, merkte ich, dass ich schwitzte. Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte das nichts mit Alkohol zu tun.

Die Frau von der Krankenkasse hatte eine Stimme, die klang, als wäre sie extra dafür gezüchtet worden, schlechte Nachrichten angenehm zu verpacken. Ruhig, professionell, ein bisschen müde, aber nicht so müde wie die Kellnerin. Eine andere Sorte Erschöpfung, eine mit ergonomischem Stuhl und Bildschirmbrille. Ich nannte ihr meine Versichertennummer, sie nannte mir meine Rückstände. Es waren nicht die Zahlen allein, die mir die Kehle zuschnürten, sondern die Art, wie sie sie aufzählte. Als würde sie mir sagen, wie viele Tage meines Lebens ich in irgendeinem System nicht vorgekommen war.

„Sie sind seit einigen Monaten im Rückstand“, sagte sie. „Wir haben Ihnen Mahnungen geschickt.“ „Die haben mich gefunden“, sagte ich. „Ich hab sie nur nicht aufgemacht.“ Der Kobold saß auf dem Küchenschrank, schwang die Beine und machte eine fiktive Strichliste in die Luft. „Ehrlich punktet nicht“, flüsterte er. „Du musst jammern. Die wollen Geschichten hören. Krank, arbeitslos, Scheidung. Gib ihnen Futter.“ Ich ignorierte ihn, so gut ich konnte.

„Wie ist Ihre derzeitige berufliche Situation?“, fragte die Frau. Berufliche Situation. Schönes Wort für: Was machen Sie eigentlich den ganzen Tag außer saufen? „Gelegentliche Jobs“, sagte ich. „Nichts Festes.“ „Das heißt, Sie haben aktuell kein regelmäßiges Einkommen?“ Ich musste lachen. Es klang so höflich. „Regelmäßig nicht“, antwortete ich. „Unregelmäßig auch nicht besonders.“ Eine kurze Pause. Ich konnte mir vorstellen, wie sie auf den Bildschirm starrte, die Zahlen sah, meinen Namen, mein Geburtsdatum, die Lücken.

„Wir können eine Ratenzahlung vereinbaren“, sagte sie schließlich. „Oder prüfen, ob eventuell eine Stundung möglich ist, wenn Sie uns Ihre aktuelle Lage schriftlich darlegen.“ Schriftlich darlegen. Ich stellte mir vor, wie ich in einen Brief schreibe: „Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe mein Leben in einer Kneipe verlegt, mein Job hat sich in Luft aufgelöst, und ein kleiner Kobold frisst den Rest. Bitte stunden Sie meinen Beitrag.“ Der Kobold prustete vor Lachen. „Mach das“, rief er. „Ich will sehen, wie sie darauf reagieren.“

„Machen wir Ratenzahlung“, sagte ich. „Stundung klingt, als würde ich mir selbst weiter was vormachen.“ Wir einigten uns auf irgendeine Summe, die zu hoch war, um mich ruhig schlafen zu lassen, und zu niedrig, um wirklich was zu reißen. Eine typische

Kompromisszahl. Es war trotzdem mehr, als ich seit Langem in Richtung Zukunft geschoben hatte. Als ich auflegte, fühlte ich mich nicht besser, aber ich fühlte mich wenigstens kurz wie jemand, der nicht komplett aufgegeben hatte.

„Ein Punkt für dich“, sagte der Kobold, als wäre das hier ein Spiel. „Aber glaub mir: Diese Schulden sind langweilig. Papier, Zahlen, Rechnungen. Die echten Schulden sind die, die keiner ausdruckt.“ Ich setzte mich wieder an den Tisch, sah auf den Karton und den Telefonhörer, der noch nach Plastik und altem Schweiß roch. „Die echten Schulden“, wiederholte ich. „Beim Wirt. Bei ihr. Bei mir selbst.“ „Bei Gott“, erinnerte er mich. „Vergiss den Typen nicht. Der ist nachtragender als jede Krankenkasse.“

Ich dachte an den Wirt. An die Striche auf meinen Bierdeckeln, die er nie so genau nahm, wie er könnte. Wenn er wollten, hätte er mir längst eine genaue Summe sagen können, mit Zins und Zinseszins, ausgerechnet auf den Cent. Hat er nie. Stattdessen gab es diese Handbewegung: „Passt schon, zahl, wenn du kannst.“ Und genau das war das Problem. Ich konnte fast nie. Und wenn doch, ging das Geld zuerst in die Flasche. Es war eine besondere Art von Schuld, die mit einem freundlichen Lächeln geliefert wird. Keine Briefe, keine Fristen, aber das Gewicht hängt dir trotzdem am Hals.

„Du könntest heute hingehen, nur um ihm das zu sagen“, schlug der Kobold vor. „Nicht trinken. Nur reingehen, sagen: ‚Du, ich weiß, dass ich bei dir tief in der Kreide stehe. Ich arbeite dran.‘ Dann gehst du wieder.“ Er grinste. „Natürlich wirst du nicht wieder gehen, aber ich mag die Vorstellung.“ Ich schüttelte den Kopf. „Heute nicht“, sagte ich. „Heute bleibt die Tür zu. Wenn ich jetzt aufkreuze, steh ich in zehn Minuten wieder mit einem frischen Glas da, und meine große Ratenzahlungskarriere hat einen sehr kurzen Lebenslauf.“

Der Nachmittag kroch. Normalerweise war diese Zeit schon Teil des Aufwärmprogramms. Der Körper wusste: Gleich geht’s los, gleich gehst du runter, gleich setzt du dich auf den Hocker, gleich siehst du die Gesichter, die du kennst, gleich wird es laut genug, um das leise Elend in deinem Kopf zu übertönen. Heute saß ich auf einem wackeligen Küchenstuhl, hörte den Nachbarn die Toilette runterspülen und die Müllabfuhr in der Straße. Es war ein anderes Geräuschlevel. Langweiliger, aber ehrlicher. Der Kobold war genervt.

„Ganz ehrlich“, sagte er nach einer Weile, „ich versteh überhaupt nicht, warum du dir das antust. Du bist kein Typ für Reparaturen. Du bist ein Wegwerfmodell. Immer schon gewesen. Stirb wenigstens deinem Charakter entsprechend.“ Ich nahm den Brief vom Vermieter, las ihn diesmal komplett. Es ging noch, aber nicht mehr lange. „Weil es irgendwann sinnlos wird, selbst beim Sterben noch unambitioniert zu sein“, sagte ich. „Wenn ich schon den Arsch hinhalte, kann ich wenigstens vorher versuchen, den Dreck nicht ganz so hoch zu stapeln.“

Er rollte mit den Augen. „Aha, jetzt wird er metaphysisch“, spottete er. „Schulden bei Gott und so.“ Ich dachte an Gott, dieses Konzept, das mir immer fern gewesen war. Früher hatte ich mich darüber lustig gemacht. Beten, Kirchen, Beichten, all der Kram. Später hatte ich mich einfach nicht mehr dafür interessiert. Und jetzt, hier, mit den Briefen und dem leeren Glas Wasser und dem Kobold, der meine Ausreden besser kannte als ich, dachte ich plötzlich: Wenn es da oben wirklich so einen gibt, muss der sich bei meinem Lebenslauf doch irgendwann gedacht haben: „Bruder, ernsthaft?“ Ich war mir nicht sicher, ob das mehr Schuld oder mehr Gleichgültigkeit war.

„Wenn es einen Gott gibt“, sagte ich, mehr zu mir selbst als zum Kobold, „hab ich bei dem nicht Schulden, ich hab höchstens das Konto nie benutzt. Ich hab nichts abgehoben und nichts

eingezahlt. Ich bin nicht aufgetaucht. Ich glaub nicht, dass der mir was schuldet und ich ihm. Wir haben uns nie offiziell getroffen.“ Der Kobold grinste. „So redet einer, der sehr hofft, dass es keinen Kontostand gibt“, sagte er. „Aber du meinst nicht den, den sie in Kirchen predigen. Du meinst den anderen. Den, bei dem du dich irgendwann selbst fragen musst, ob du alles komplett verschenkt hast, was dir gegeben wurde.“

Ich hasste ihn dafür, dass er manchmal klüger war als ich. Ich dachte an ihr Gesicht, an die müden Augen der Kellnerin, als sie sagte: „Sag’s niemandem.“ Ich dachte an meinen Enkel, der mich mal gefragt hatte, warum ich immer so müde aussehe. „Weil ich nachts die Welt stütze“, hatte ich gesagt, halb im Spaß, halb im Suff. In Wirklichkeit hatte ich nur die Theke gestützt, damit sie nicht umfällt. Das sind auch Schulden. Geschichten, die du erzählst, und die irgendwann Kollateralschäden haben.

Gegen Abend wurde es schlimmer. Der Körper schrie nach Routine. Die Füße wollten in die Schuhe, der Arm wollte in die Jacke, irgendwas in mir wollte raus, in dieses schummrige Licht, um mir die Illusion zu holen, nicht allein zu sein. Ich saß auf dem Bett mit den Schuhen in der Hand, das Handy neben mir. Eine Nachricht vom Wirt: „Alles klar bei dir?“ Drei Worte, die mehr trafen als alle Briefe zusammen. Keine Drohung, keine Forderung. Nur diese Frage, die seit Jahren keiner mehr ernsthaft gestellt hatte.

„Antwort ihm nicht“, zischte der Kobold. „Wenn du ihm schreibst, dass du nicht kommst, machst du es offiziell. Offizielle Sachen gehen immer schief bei dir.“ Ich schrieb trotzdem: „Bleib heute zu Hause. Muss Kram regeln. Komme morgen.“ Ich starrte die Nachricht an, als wäre sie eine Bombe, und drückte auf „Senden“. Es fühlte sich an, als hätte ich gerade einen Vertrag unterschrieben, ohne das Kleingedruckte zu lesen.

„Du hast Gott und den Wirt in einem Satz erwähnt“, sagte der Kobold. „Nicht wörtlich, aber inhaltlich. Das wird ein interessanter Tag morgen.“ Ich legte das Handy weg, zog die Schuhe wieder aus. „Morgen hab ich wieder Schulden beim Wirt“, sagte ich. „Aber heute… heute zahl ich ein winziges bisschen bei mir ein.“ Er sah mich an, als hätte ich ihm gerade sein Spielzeug weggenommen.

„Du wirst sowas von rückfällig“, murmelte er. „Und ich werde sowas von da sein.“

Die Nacht ohne Kneipe war lauter, als ich gedacht hatte. Nicht draußen. Draußen war es wie immer: Autos, die zu schnell fahren, ein Betrunkener, der irgendwo lauter redet als nötig, Mülltonnen, die knallen, wenn einer sie zu energisch zuhaut. Die Lautstärke war innen. Im Kopf. Normalerweise war da ab einer bestimmten Uhrzeit dieses gleichmäßige Brummen aus Alkohol, Stimmen und Zigarettenrauch, das alles andere überdeckte. Jetzt hörte ich jeden Gedanken einzeln, wie eine schlecht geordnete Schallplattensammlung.

Ich saß auf dem Sofa, das ich selten benutzte, und starrte auf den Fernseher, den ich noch seltener anmachte. Ein alter Film lief, irgendein Schwarzweißding, in dem Männer Hüte trugen und Frauen Zigaretten hielten, als wären sie gefährliche Tiere. Der Kobold saß oben auf dem Fernseher, als würde er in einem Aquarium wohnen. „Schau mal“, sagte er. „Die auf dem Bildschirm trinken auch. Du könntest wenigstens Gesellschaftstrinken vor dem TV machen. Dann hättest du das Gefühl, du wärst nicht allein mit deiner Dummheit.“ Ich trank Wasser. Es fühlte sich falsch an, aber nicht ganz so falsch wie gar nichts.

Die Gedanken kamen in Wellen. Erst die praktischen: Wie willst du die Raten zahlen? Was machst du, wenn der Vermieter wirklich irgendwann dicht macht? Wie lange hält die Leber

das aus, auch ohne täglich sechs Bier? Dann die anderen: Was hast du deiner Tochter zuletzt gesagt? Wann warst du das letzte Mal bei deinen Enkeln, ohne nach Bier zu riechen? Und irgendwo dazwischen die große Frage, die ich sonst immer mit einem Schluck weggedrückt hatte: Wie viel Zeit ist eigentlich noch übrig? Keine dramatische Frage, eher eine buchhalterische. Wie viele Tage noch, an denen ich morgens hochkomme, so halbwegs funktional, bevor mich irgendein Organ endgültig in den Streik schickt?

„Du bist heute unerträglich nüchtern", kommentierte der Kobold. „Das steht dir nicht. Du gehörst in die Kategorie: besser leicht angeschlagen." Ich sah ihn an. „Du willst, dass ich hingehe, stimmt's?", fragte ich. Er grinste. „Natürlich will ich das. Da drüben hab ich es warm, ich hab Unterhaltung, ich hab Menschen, die ich in den Abgrund schubsen kann, ohne dass sie meinen Namen kennen. Hier drinnen…" Er sah sich in der Wohnung um, die mehr aus Abwesenheit bestand als aus Möbeln. „Hier ist es langweilig. Hier bist nur du."

„Genau", sagte ich. „Nur ich. Vielleicht ist das heute der Punkt." Er legte den Kopf schief. „Welcher Punkt?" „Der Punkt, an dem ich merke, wie viel da überhaupt noch ist, bevor ich wieder alles mit Bier verdünne." Er lachte. „Also gut", sagte er. „Dann zählen wir. Schuldenliste, die zweite. Beim Wirt: ein paar Hundert Euro, vielleicht mehr, vielleicht weniger, je nachdem, wie ehrlich er sein will. Bei der Krankenkasse: jetzt Raten, schön brav. Beim Vermieter: knapp an der Kante. Bei dir selbst: verlorene Jahre, verpasste Chancen, versoffene Beziehungen. Bei Gott: offene Rechnung mit Unterschrift ‚wird nicht beglichen'. Siehst du? Ist doch überschaubar."

Ich stand auf, ging in die Küche, machte das Licht an. Der Karton stand immer noch da, wie ein Hund, der darauf wartet, dass man ihn endlich ausführt. Ich kramte tiefer, holte ein altes Foto aus der Mitte. Ich erkannte mich kaum. Jünger, weniger Falten, vor irgendeinem Hochhaus, ein Kind auf dem Arm. Meine Tochter. Kleine Hände, die sich an meinem Hals festklammerten, als wäre ich der sichere Ort. Ich wusste genau, wann das war. An einem Tag, an dem ich ausnahmsweise nicht verkatert gewesen war. Ein seltener Sonntag. Wir waren im Park gewesen, Eis, Enten, all der Kram, den man als Erwachsener nur schwer erträgt und als Kind für das Größte hält.

„Schulden bei ihr", sagte ich leise. Der Kobold sprang auf den Tisch, sah sich das Foto an. „Oh", sagte er gespielt gerührt. „Das war, bevor ich Vollzeit eingezogen bin, oder?" Ich nickte. „Da warst du nur Aushilfe", sagte ich. „Teilzeitdämon." Er grinste. „Und guck, wie weit wir es gebracht haben." Seine Stimme wurde ruhiger. „Und was willst du jetzt? Anrufen? „Hey, hier ist der Versager, erinnerst du dich?""

Ich wusste, dass er recht hatte. Ein Anruf würde nichts gerade biegen. Aber er würde heller machen, was ich mir sonst schöntrank: Dass da Leute waren, bei denen ich moralisch tief im Minus stand. Nicht, weil ich ihnen direkt etwas angetan hätte. Sondern weil ich ihnen nichts mehr war. Unerreichbar, abgetaucht, mit einer Kneipe verheiratet. Die Kellnerin wusste manchmal mehr über mich als meine eigene Familie. Und der Wirt war eher mein Beichtvater als irgendein Pfarrer es je hätte sein können.

„Schulden beim Wirt und bei Gott", sagte ich noch mal. „Vielleicht ist der Wirt am Ende Gott. Oder Gott ein Wirt. Beide sehen zu, wie du dich selbst ruinierst, und beide sagen nie richtig Stopp. Sie stellen dir höchstens ab und zu ein Wasser hin." Der Kobold lachte. „Wenn Gott ein Wirt wäre, würde er längst sagen: ‚Du kommst hier nicht mehr rein.'" „Oder er würde sagen: ‚Letzte Runde, Leute'", meinte ich. „Und keiner würde merken, dass er es ernst meint."

Die Nacht kroch weiter. Ich rauchte, trank Wasser, zappte durch Kanäle, die alle das Gleiche zeigten: Leute, die besser aussahen und auch nicht glücklicher waren. Der Kobold wurde ruhiger, je später es wurde. Irgendwann saß er nur noch da, den Rücken an die Wand gelehnt, und starrte auf den Boden. „Weißt du, was dein Problem ist?“, fragte er irgendwann. „Nur eins?“, sagte ich. „Sag an.“ „Du willst Schulden begleichen, aber du willst nicht aufhören, neue zu machen. Du willst beim Wirt irgendwann mal alles zahlen, aber du willst weiter anschreiben lassen. Du willst, dass deine Tochter dir verzeiht, aber du willst nicht die Version von dir werden, der man verzeiht. Und bei Gott…“ Er grinste. „Bei Gott hoffst du einfach, dass er keinen Bock mehr hat, deine Akte zu lesen.“

Ich dachte darüber nach. Es stimmte. Ich wollte alles gleichzeitig: weiter saufen, weniger verkacken, mehr da sein, weniger fühlen. Ein Kreuz, das du nicht tragen kannst, wenn du schon beim Gedanken an eine schiefe Treppenstufe ins Schwanken kommst. „Was mach ich dann?“, fragte ich. Der Satz kam raus, bevor ich ihn stoppen konnte. Es war lange her, dass ich jemanden ernsthaft gefragt hatte: „Was mach ich?“ Der Kobold sah überrascht aus. Er war es gewohnt, dass ich ihn beschimpfe, nicht um Rat frage.

„Du erwartest jetzt nicht, dass ich dir helfe, mich loszuwerden?“, fragte er. „Das wäre, als würdest du vom Wirt verlangen, dir aus Solidarität das Bier wegzunehmen.“ „Ich erwart gar nichts“, sagte ich. „Ich stell nur fest, dass ich in alle Richtungen Schulden hab und nirgends Guthaben. Nicht bei der Kasse, nicht beim Wirt, nicht bei den Menschen, die mal geglaubt haben, ich krieg was auf die Reihe. Und vielleicht, ganz vielleicht, auch nicht bei mir selbst.“

Er schwieg einen Moment, was selten war. Dann sagte er: „Weißt du was? Geh morgen hin. Zum Wirt. Setz dich hin. Bestell ein Bier. Aber bevor du trinkst, sagst du ihm, dass du Schulden bei ihm hast und dass du’s weißt. Nicht mit Witzen, nicht mit Sprüchen. Einfach so. Und wenn du ganz mutig bist, rufst du vorher jemanden an, der sich wundert, dass du noch lebst. Nicht, um Absolution zu holen. Nur, damit da überhaupt irgendwer ist, der deinen Kontostand kennt.“

Ich lachte trocken. „Du bist schon ein ziemlich abgefuckter Seelsorger“, sagte ich. „Besser als dein letzter“, meinte er. „Der Wirt macht das seit Jahren. Der Gott, den du nicht anrufen willst, auch. Irgendwer muss ja den Job machen.“ Ich löschte die Kippe im Aschenbecher, der eigentlich längst in der Kneipe hätte stehen sollen. Das Zimmer roch nach Rauch, Staub und einem Hauch von etwas Neuem, das ich nicht einordnen konnte. Vielleicht Hoffnung. Vielleicht nur Müdigkeit mit anderem Etikett.

Als ich ins Bett ging, war es spät, aber nicht Kneipenspät. Es war eine zivile Uhrzeit, die normale Leute „spät“ nennen. Ich legte mich hin, und zum ersten Mal seit Langem hatte ich das Gefühl, etwas getan zu haben, das nicht nur Richtung Tresen ging. Nur ein paar Telefonate, ein paar Entscheidungen, ein paar Sätze. Kein großer Wurf. Kein Wunder. Nur eine Mini-Ratenzahlung auf ein Konto, das ich jahrelang überzogen hatte.

Der Kobold setzte sich an den Bettrand, sah mich an, als würde er prüfen, ob er mich morgen noch wiedererkennt. „Mach dir keine Illusionen“, sagte er leise. „Du bist immer noch im Minus. Beim Wirt, bei Gott, bei dir. Aber heute hast du das erste Mal nicht so getan, als wäre das alles nur ein Witz. Das ist gefährlich. Für mich vor allem.“ Ich schloss die Augen. „Für dich“, murmelte ich, „gibt’s immer genug Idioten. Wenn ich morgen nicht mehr deiner beste Kunde bin, suchst du dir halt den nächsten am Tresen.“

Er grinste, aber es war ein müdes Grinsen. „Stimmt“, sagte er. „Aber Spaß gemacht hat es mit dir schon.“

Bevor ich wegdämmerte, dachte ich an den Satz, der sich durch den ganzen Tag gezogen hatte: Schulden beim Wirt und bei Gott. Vielleicht konnte ich beim Wirt irgendwann wirklich mal zahlen. Bei Gott wusste ich es nicht. Aber vielleicht, ganz am Ende, würde der sich ansehen, was ich mit meinem Leben angestellt hatte, und sagen: „Naja. Wenigstens hat er’s am Schluss versucht, ein paar Striche zu löschen.“

Und wenn nicht — dann würde ich hoffentlich wenigstens in einer Kneipe landen, in der sie anschreiben lassen.

Kapitel 10 – Clurichaun lacht, wenn du fällst

Am nächsten Tag stand ich früher vor der Kneipe, als mir lieb war. Es war noch nicht mal richtig dunkel, nur dieses schmutzige Grau, in dem die Stadt aussieht wie ein verkatertes Gesicht. Ich hatte den ganzen Tag überlebt, ohne hier aufzutauchen, und sofort danach stand ich wieder vor der Tür wie ein Hund, der hofft, dass ihn jemand reinlässt. Der Kobold saß wie immer auf dem Balken über dem Eingang, die Beine baumelnd, den Rücken an den Türrahmen gelehnt. „Na guck“, rief er. „Der Held des gestrigen Abends. Ein Tag Pause und schon wieder auf Entzug. Wie fühlt sich das an, eh, Jesus vom Tresen?“

Ich blieb einen Moment vor der Tür stehen. Nur da, wo der Gehweg in den klebrigen Eingang überging. Die Hand an der Klinke, die andere in der Jackentasche. In der Tasche mein Handy, in dem die Krankenkassenfrau als letzte Anrufnummer gespeichert war, als wäre sie eine Ex, die ich nicht wiedersehen will. In meinem Kopf die Nachrichten, die ich nicht geschrieben hatte. An die Tochter, an irgendwen. Ich hatte nur dem Wirt geschrieben. „Komme morgen.“ Mehr nicht. Als hätte ich einen Termin beim Zahnarzt. Er hatte nur geantwortet: „Ok.“ Kein Smiley, kein Zusatz, kein mahnender Satz. Nur „Ok.“ Das war schlimmer als jede Mahnung.

Ich drückte die Klinke runter, der Kobold grinste noch breiter. „Da fällt er wieder rein“, sang er. „Wie ein Stein in den Brunnen. Als hätte jemand gesagt: ‚Spring‘, und er wäre losgerannt, bevor der Satz zu Ende war.“ Drinnen war es wie immer: Dämmerlicht, kaltes Neon überm Tresen, klebriger Boden, Musik aus der Jukebox, die keiner bestellt hatte, aber alle kannten. Der Wirt stand hinterm Tresen, polierte ein Glas, als wäre das seine Form von Meditation. Die Kellnerin war vorne an einem Tisch, gerade dabei, die Reste der letzten Schicht wegzuwischen, diese dünne Schicht aus Asche, Bier und verlorenen Versprechen.

Er sah mich, nickte nur. Kein „Wo warst du?“, kein „Alles klar?“. Nur dieses kurze Heben des Kinns, das Stammgäste statt Umarmungen benutzen. Ich setzte mich auf meinen Hocker, der Platz fühlte sich an wie ein Loch, in das ich wieder reinrutschte. Der Kobold sprang vom Türbalken, landete auf dem Tresen direkt vor mir und klatschte in die Hände. „Neue Runde“, sagte er. „Gestern Reue, heute wieder Realität.“

Der Wirt stellte mir ein Bier hin. Nur eins. Kein Doppelschlag, kein „Ich weiß, was du willst“. Er ließ es stehen, wartete. Ich sah das Glas an, das kalte Kondenswasser, den Schaum, der langsam in sich zusammensank. Es war wie ein Test. Nicht groß, nicht theatralisch, nur so: Guck mal, was du jetzt machst. Im Kopf hörte ich die Stimme des Kobolds, wie sie sich durch

die letzten Tage gezogen hatte: Schulden beim Wirt und bei Gott. Ratenzahlung. Striche löschen. Und dann hörte ich meine eigene Stimme, dünner, wie ein Echo: „Einer geht immer."

„Hör auf, so lange hinzustarren", sagte der Kobold. „Du lässt ihn ja warm werden. Das ist Folter. Für uns beide." Ich nahm das Glas in die Hand. Schwer, vertraut, ein Körperteil aus Glas. Ich hob es, setzte es an, nahm einen Schluck. Er war ehrlich. Kalt, bitter, ohne Tricks. Kein Feuerwerk, kein Engelchor, nur Flüssigkeit, die in mich reinlief, als wäre da ein Rohr vorbereitet. Der erste Schluck nach einem Tag Pause schmeckte nicht besser als sonst, aber härter. Wie eine Erinnerung daran, dass es mal anders hätte laufen können.

„Na", sagte der Wirt. „Tag frei gehabt von uns?" Ich nickte. „Hab mit der Krankenkasse telefoniert", sagte ich, ohne groß drüber nachzudenken. Die Worte lagen plötzlich einfach da. Die Kellnerin sah kurz rüber, der Wirt legte das Glas, das er gerade polierte, zur Seite. „Und?", fragte er. „Die leben auch noch", sagte ich. „Wollen Geld. Stell dir vor." Er schnaubte, ein trockenes Geräusch. „Kommt mir bekannt vor", meinte er. „Ich hab auch so Kandidaten."

Der Kobold verzog das Gesicht. „Kannst du bitte aufhören, nüchterne Themen in meinen Arbeitsplatz zu tragen?", fragte er. „Das hier ist der Ort für Verdrängung, nicht für Ratenzahlungskonzepte." Ich ignorierte ihn. „Ich hab Raten ausgemacht", sagte ich zum Wirt. „Kleiner Betrag, aber regelmäßig. Wenn nicht alles schiefgeht, bin ich in ein paar Jahren wieder auf Null." Er nickte, sah mich einen Moment länger an als sonst. „Ich trag dir auch Striche ab", sagte er. „Wenn du willst. Nicht alle. Aber ein paar."

Das traf mich mehr, als ich zugeben wollte. „Du sollst kein Heiliger sein", sagte ich. „Und schon gar nicht Gott." Er grinste schief. „Gott würd dich gar nicht mehr reinlassen", meinte er. „Ich schon. Das ist der Unterschied." Der Kobold lachte laut auf. „Clurichaun lacht, wenn du fällst", sang er. „Und manchmal lacht er, wenn du versuchst, wieder aufzustehen."

Es dauerte nicht lang, bis die üblichen Verdächtigen eintrudelten. Heiner mit seiner bleichen Fresse, Harry, der den Bauch zuerst durch die Tür schob, Manni mit irgendeinem Gratisblatt unterm Arm, als hätte er Nachrichten dabei. Sie nahmen ihre Plätze ein, als wären sie in einer Theaterprobe, in der keiner mehr den Text braucht. „Na, bist du fremdgegangen?", fragte Harry und deutete mit dem Kinn auf mein Glas. „Gestern war's leer hier." Ich zuckte mit den Schultern. „Ich hab mit meiner Krankenkasse angebandelt", sagte ich. „Keine Konkurrenz für euch. Die ist auch nur an meinem Körper interessiert."

Gelächter. Ein bisschen zu laut, ein bisschen zu erleichtert. Der Kobold hockte sich unter den Tisch, sein Lieblingsplatz, und fing an, die Schuhe zu begutachten. „Erzähl", sagte er leise. „Hast du ihnen gesagt, dass du hier deine eigentliche Mitgliedschaft hast?" Ich trank noch einen Schluck, spürte, wie der Alkohol sich breit machte. Nicht wie ein Freund, eher wie einer, der ohne zu fragen auf deinem Sofa pennt, aber trotzdem räumt er dir kurz die Gedanken weg, und du bist dankbar dafür.

Die Kellnerin stellte unsere Runde hin, ihr Blick huschte kurz über mich. Da war kein Urteil drin, kein „Na, wieder da". Mehr so ein Prüfen: Wie tief steckt er heute schon drin? Ich hob das Glas leicht, ohne anzustoßen. Ein stummer Toast in ihre Richtung. Sie tat so, als hätte sie es nicht gesehen, aber ihre Mundwinkel zuckten. Der Kobold bemerkte alles. „Du denkst immer noch, du könntest hier drin was gutmachen", flüsterte er. „Bei dir, bei ihr, beim Wirt. Aber du vergisst, wie das läuft: Hier drinnen lacht alles, wenn du fällst. Ich am lautesten."

Und natürlich fiel an dem Abend jemand. Es fällt immer einer. Manchmal körperlich, öfter innerlich. Diesmal war es der Typ vom Automaten, der sich zu uns an den Stammtisch verirrt hatte, weil das Ding hinten kurz defekt war. Er hatte es nicht verkraftet, ohne blinkende Lichter dazustehen, also suchte er die nächste Ablenkung. Er trank schnell, zu schnell, ohne dazwischen zu atmen, als würde jemand die Uhr ticken hören. Nach der vierten Runde fing er an, sehr laut von Glück zu reden, das nur zu faul gewesen sei, ihn zu finden.

„Schau hin", flüsterte der Kobold mir zu. „Jetzt gleich stolpert er. Nicht unbedingt körperlich. Aber innen drin bricht gleich was weg." Ich sah zu, wie seine Hände zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete. Wie sein Lachen zu hoch wurde. Wie seine Augen glänzten, aber nicht vom Humor. Und irgendwann war dieser kleine Moment da, der Sekundenbruchteil, in dem du erkennst: Jetzt kippt er. Er stand auf, wollte zur Toilette, der Körper war zu spät informiert und ging in eine andere Richtung. Er krachte halb gegen die Theke, das Glas fiel, Scherben, Bier, ein flacher Aufschrei.

Die Kellnerin war sofort da, Lappen, Besen, routinierte Bewegungen. Der Wirt warf einen Blick rüber, schätzte ab, ob er einschreiten musste. Tat er nicht. Der Typ murmelte Entschuldigungen, die keiner ernst nahm. „Alles gut", sagte sie, obwohl nichts gut war. „Kann jedem passieren." Der Kobold lag unterm Hocker, lachte sich weg, den Bauch haltend. „Siehst du?", japste er. „Das ist mein Lieblingsmoment. Wenn einer denkt, er ist noch Chef seiner Glieder – und die sagen: ‚Nee, Alter, wir haben Urlaub.'"

Ich hätte Mitleid haben können. Hatte ich kurz auch. Dann merkte ich, wie ein Teil von mir dankbar war, dass heute mal ein anderer den Vollidioten gab. Dass die Blicke auf ihm hingen und nicht auf mir. Clurichaun lacht, wenn du fällst. Und das Schlimme ist: Man lacht mit. Weil du genau weißt, wie sich dieser Sturz anfühlt. Und froh bist, dass du gerade sitzt.

Später, als der Typ vom Automaten halbwegs sortiert wieder auf seinem Stuhl hing, beugte sich der Kobold zu mir. „Du weißt, dass du als Nächster dran bist", sagte er. „Nicht heute vielleicht. Nicht morgen. Aber der Laden hat eine Liste. Und du bist nicht gestrichen." Ich trank, hielt die Kippe so, dass die Asche nicht fiel, bevor ich ziehen konnte. „Ich bin schon tausendmal gefallen", murmelte ich. „Das ist nichts Neues." Er grinste. „Doch", sagte er. „Neu ist, dass du langsam merkst, wer alles dabei lacht."

Der eigentliche Absturz kam ein paar Tage später, als ich schon fast vergessen hatte, wie heldenhaft ich einen Tag Pause eingelegt hatte. So schnell geht das mit dem Stolz: Einmal drüber geschlafen, zwei-, dreimal drüber getrunken, und schon ist der kleine Sieg nur noch ein blasser Fleck auf der Tapete. Es war ein ganz normaler Tag, wenn man das so nennen will. Ich war früh im „Schlusslicht", zu früh vielleicht. Der Wirt machte noch die Kaffeemaschine sauber, die Kellnerin nahm Lieferungen an, der Kobold schnüffelte neugierig an den neuen Bierkästen, als wären es Kartons voller Hoffnung.

„Du bist heute leicht", sagte der Kobold. „Zwischen Augen und Boden ist zu viel Luft. Das ist gefährlich." Ich fühlte mich tatsächlich komisch. Nicht richtig betrunken, nicht richtig nüchtern, irgendwo dazwischen, dieser schmierige Zwischenzustand, in dem du entweder aufhörst oder übertreibst. Ich war nie besonders gut im Aufhören.

Die ersten Biere gingen noch. Die ersten Whisky auch. Ich trank nicht schneller als sonst, aber ich trank mit mehr Absicht. Nicht zum Spaß, nicht aus Gewohnheit, sondern aus so einer Art Trotz. Trotz gegen die Kontoauszüge, gegen die Briefe, gegen diese Vorstellung, ich könnte irgendwas „in den Griff" bekommen. Der Griff war am Glas, mehr schaffte ich gerade

nicht. Heiner erzählte seine Geschichten, Harry lachte an den falschen Stellen, Manni versuchte, die Weltlage zu erklären, ohne die Zeitung wirklich gelesen zu haben. Alles wie immer.

Irgendwann kam ein Fremder rein. Nicht der Typ von neulich, sondern ein anderer. Schlanker, aber mit diesem kaputten Blick, den man erkennt, wenn man ihn selber trägt. Jeansjacke, die zu jung für sein Gesicht war, T-Shirt von irgendeiner Band, die keiner mehr hört, Zähne, die zu lange keine Krankenkasse gesehen hatten. Er setzte sich an die Theke, zwei Hocker weiter, bestellte einen Doppelkorn und ein Bier. Der Kobold war sofort zur Stelle, setzte sich auf den Salzstreuer neben ihm und grinste. „Frischfleisch", flüsterte er mir zu. „Neue Speisekarte."

Wir kamen ins Gespräch, wie man so ins Gespräch kommt: zufällig, beiläufig, mit Sätzen, die gar nichts wollen außer Zeit überbrücken. Er arbeitete angeblich „auf Montage", irgendwas mit Baustellen, irgendwo anders, nie hier. Ob das stimmte, wusste ich nicht. Aber seine Art zu trinken war präzise. Kein Zögern, keine Pause, als hätte er das schon eine Weile als Hauptberuf. Irgendwann kamen wir auf das Übliche: Job weg, Frau weg, Kind fern, alte Geschichten, die alle gleich klingen, wenn man die Namen austauscht.

„Ich sag dir", meinte er irgendwann, „es gibt nur zwei Arten von Fallen. Die, bei denen du stolperst – und die, bei denen du springst." Ich sah ihn an, sah das Zucken in seinem Augenlid, sah, wie seine Hand unruhig am Glas spielte. „Und du?", fragte ich. „Bist du gesprungen oder gestolpert?" Er grinste schief. „Ich hab Anlauf genommen", sagte er. Der Kobold klatschte begeistert in die Hände. „Den mag ich", rief er. „Der lügt wenigstens nicht über seinen freien Fall."

Wir tranken zusammen. Zu schnell, zu viel. Die Kellnerin wurde leiser, je voller unsere Gläser wurden. Ihr Blick wanderte öfter rüber, blieb an mir hängen, dann an ihm. Ich merkte es, tat aber so, als hätte ich es nicht. Der Wirt zog zwischendurch die Augenbrauen hoch, dieses unauffällige Zeichen, das sagen soll: „Mach mal langsam." Ich ignorierte es. Der Kobold lief inzwischen Marathon auf dem Tresen, sprang von meinem Glas zu seinem, zurück, als würde er schauen, in welchem Gehirn er sich gemütlicher einrichten konnte.

Gegen Mitternacht war mein Gleichgewicht ein Vorschlag. Ich stand auf, um aufs Klo zu gehen, und die Welt stimmte nicht mit mir überein. Der Boden war schief, die Wand zu nah, die Luft zu dicht. Ich packte den Hocker, verfehlte ihn, knallte mit der Hüfte gegen die Kante des Tresens. Glas klirrte, irgendwas fiel, Stimmen wurden lauter. Ich spürte den Schmerz nur halb, als würde er durch Watte kommen. Der Kobold brach in schallendes Gelächter aus, fiel fast von der Theke. „Da!", rief er. „Da ist er! Mein Lieblingsmoment. Guck dich an!"

Die Kellnerin war sofort da. „Alles okay?", fragte sie, ihre Hände schon an meinem Arm, bevor ich antworten konnte. Der Wirt kam ebenfalls näher, sein Gesicht ernst. „Setz dich hin", sagte er. „Nicht bewegen." Ich wollte sagen: „Ich hab alles im Griff." Aber der Satz blieb mir im Hals stecken, weil mir gleichzeitig schwindlig wurde. Ich setzte mich, eher, weil die Beine nachgaben, als aus Einsicht. Das Knie pochte, die Hüfte auch, der Stolz war irgendwo zwischen Tresen und Boden zerschellt.

Die anderen lachten. Nicht alle, aber genug. Dieses Lachen, das zu laut ist, zu befreit. Sie lachten nicht nur, weil es wirklich komisch aussah, wie ich gegen den Tresen geknallt war. Sie lachten auch aus Erleichterung. Weil einer gefallen war, der sonst nur daneben sitzt und zusieht. Weil ich der Beweis war, dass keiner hier unverwundbar ist. Clurichaun lacht, wenn

du fällst. Die anderen lachen mit. Weil sie wissen: Heute du, morgen ich. Und trotzdem ist das Lachen schneller als das Mitgefühl.

Die Kellnerin sah die Runde an, einen nach dem anderen. „Ist gut jetzt“, sagte sie. Nicht laut, aber in einem Ton, der reichte. Das Lachen brach ab. Einer murmelte noch einen flachen Spruch, verstummte dann. Der Kobold fand das alles köstlich. Er rollte sich über den Tresen, wischte sich imaginäre Tränen aus den Augen. „Du hättest dein Gesicht sehen sollen“, keuchte er. „Dieses ‚Ich hab alles unter Kontrolle‘, genau in dem Moment, in dem du nichts mehr kontrolliert hast. Kunst!“

Der Wirt stellte mir ein Glas Wasser hin. Schon wieder Wasser. „Trink“, sagte er. „Langsam. Und dann sehen wir, ob du heimkommst oder ob du hier irgendwo unterkommst.“ Ich nahm das Glas mit zittrigen Fingern. Die Hüfte tat jetzt richtig weh, der Alkohol half nicht mehr, er machte es nur diffuser. Ich trank, setzte ab, trank wieder. Der Fremde neben mir grinste, aber schwächer. „Siehst du“, sagte er, „wir sind alle nur Anlauf nehmende Idioten.“ Ich hätte ihm gern zugestimmt, aber mir war schlecht.

Der Kobold setzte sich auf meine Schulter, sein Atem in meinem Ohr. „Du könntest jetzt die große Erkenntnis haben“, flüsterte er. „So: ‚Oh, ich bin gefallen, ich muss mein Leben ändern.‘ Diese typische Kacke. Aber machen wir uns nichts vor: Du wirst morgen wieder hier sitzen. Vielleicht mit Verband, aber mit Glas.“ Ich starrte auf meine Hände. Sie sahen alt aus. Aufgeraut, fleckig, ein bisschen geschwollen. Hände von jemandem, der zu viel festgehalten und zu wenig losgelassen hat.

Die Kellnerin beugte sich näher. „Kannst du laufen?“, fragte sie. „Oder soll ich ein Taxi rufen?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich will mein Bein noch spüren, solange es geht“, murmelte ich. „Wenn ich jetzt ins Taxi falle, wach ich morgen nicht auf.“ „Wach wirst du so oder so“, sagte der Kobold. „Die Frage ist nur: mit wie viel Restwürde.“

Später stand ich tatsächlich wieder auf, gestützt von ihr und dem Wirt. Der Laden drehte sich weniger, aber die Luft war schwer. Ich fühlte mich, als hätte ich nicht nur den Körper, sondern auch den letzten Rest von Stolz gegen den Tresen gerammt. Heiner klopfte mir auf die Schulter. „Passiert den Besten“, sagte er. Ich wusste, dass das nicht stimmte. Es passiert denen, die glauben, sie wären die Besten, obwohl sie seit Jahren beweisen, dass sie maximal Mittelklasse im Scheitern sind.

Auf dem Weg zur Tür hörte ich das Kichern des Kobolds über mir. „Ich hab dir gesagt, du bist als Nächster dran“, sagte er. „Der Laden vergisst nichts. Jeder, der hier lacht, wenn einer fällt, kommt irgendwann selber dran. Und ich bin jedes Mal in der ersten Reihe.“ Ich konnte ihm nicht mal böse sein. Ein Teil von mir lachte mit. Nicht, weil es lustig war. Sondern weil ich gemerkt hatte: Schlimmer als zu fallen ist nur, so zu tun, als hätte man’s nicht getan.

Der Morgen danach war eine Mischung aus Unfallbericht und Inventur. Mein Knie war blau, die Hüfte fühlte sich an, als hätte jemand mit einem Gabelstapler versucht, mich durch eine zu enge Tür zu schieben. Der Kopf war erstaunlich klar, vielleicht weil der Schmerz im Körper lauter war als der Restalkohol. Ich lag im Bett, starrte an die Decke und versuchte mich an den genauen Moment zu erinnern, an dem ich die Kontrolle verloren hatte. Nicht nur über die Beine, über alles.

Der Kobold saß diesmal nicht auf der Fensterbank, sondern auf meinem Oberschenkel, direkt über dem blauen Fleck. „Schön geworden“, sagte er und tippte drauf. Es tat weh wie Sau.

„Lass das“, fauchte ich. „Das ist Kunst“, meinte er. „Dein Körper malt dir Erinnerungen hin. Damit du nicht behaupten kannst, es wäre nur ein Traum gewesen.“ Ich tastete vorsichtig über die Hüfte, das Knie, zählte innerlich durch: keine gebrochenen Knochen, keine Platzwunde, keine fehlenden Zähne. Nur angeknackster Stolz und ein Körper, der mir sagte: Noch so ein Abend und ich kündige.

„Du hast es geschafft“, sagte der Kobold, „in einer einzigen Bewegung alles zusammenzufassen, was in deinem Leben schiefläuft. Du wolltest aufstehen, bist dagegen geknallt, alle haben kurz gelacht, du wurdest aufgelesen und mit Wasser abgespeist. Wenn das kein Symbol ist, weiß ich auch nicht.“ Ich seufzte. „Du musst nicht immer die Analogie-Keule rausholen“, murmelte ich. „Manchmal ist ein Sturz auch einfach nur ein Sturz.“ „Nicht bei dir“, grinste er. „Bei dir ist alles Bühne.“

Ich schleppte mich in die Küche. Jeder Schritt war ein Protest, die Knochen knirschten, die Muskeln verfluchten mich. Der Karton mit den Briefen stand immer noch da, aber heute sah ich ihn nicht. Mein Blick blieb an einem anderen Detail hängen: dem Wasserglas von vorgestern, noch halb voll, Kalkrand am Rand. Ich hatte es stehen lassen, als wäre es ein Beweis dafür, dass ich was anderes kann, als Bier in mich reinzuschütten. Jetzt stand es da wie ein Hohn. Ich trank es aus, kalt, abgestanden, ehrlich.

„Und jetzt?“, fragte der Kobold. „Gehst du heute wieder hin und lässt dir Applaus geben? ‚Da ist er, unser Sturz-Champion!‘ Oder machst du wieder einen dieser halbgaren „Ich bleib heute weg“-Moves, damit du dich gut fühlst, bevor du nächste Woche doppelt so hart säufst?“ Ich nahm mir einen Kaffee, setzte mich an den Tisch, der langsam anfing, sich wie ein Beichtstuhl anzufühlen. „Ich geh heute hin“, sagte ich. „Aber ich trink langsamer.“ Er schnaubte. „Das sagst du seit Jahren“, meinte er. „Du hast sogar schon mal behauptet, du würdest weniger rauchen. Dein Ernst.“

Ich überlegte, wie es wohl gestern von außen ausgesehen hatte. Da sitzt dieser Typ, immer da, immer am Tresen, immer am Glas – und dann legt er sich hin wie ein nasser Sack. Ein Teil von mir schämte sich. Ein anderer Teil war fast erleichtert. Es war passiert. Der große, kleine Sturz, den ich mir seit Wochen, Monaten, Jahren im Kopf ausgemalt hatte. Nicht die ganz große Katastrophe, kein Krankenhaus, kein Blaulicht, aber eben doch mehr als ein „ups“. Und die Welt war nicht untergegangen. Es gab nur einen Fleck mehr auf der Liste.

„Was mich interessiert“, sagte der Kobold, „ist nicht, dass du gefallen bist. Sondern was du gemacht hast, nachdem du wieder saßt.“ Ich dachte zurück. Ich war sitzen geblieben. Ich war nicht rausgestolpert, hatte nicht dramatisch geschworen, „nie wieder“, hatte keine Szenen gemacht. Ich hatte Wasser getrunken, dann das nächste Bier. Aus Trotz, aus Gewohnheit, aus dem Gefühl heraus, dass es peinlicher wäre, aufzuhören. Als würde ich der Kneipe, dem Wirt, dem Kobold eine Niederlage eingestehen. Ich hatte es so weit kommen lassen, nur um danach so zu tun, als wäre nichts gewesen.

„Du lachst selber, wenn du fällst“, sagte der Kobold. „Nicht laut, aber innerlich. Du findest dich selbst so lächerlich, dass du gar nicht anders kannst. Ich muss da nur noch ein bisschen drauflegen.“ Ich nahm einen Schluck Kaffee, der zu stark war. „Vielleicht ist das der einzige Humor, der geblieben ist“, murmelte ich. „Über andere lachen geht, aber über sich selbst lachen ist wenigstens fair.“ Er grinste. „Fairness, süß. Du solltest wirklich weniger Fernsehen gucken.“

Gegen Nachmittag schickte der Wirt eine Nachricht. Kein Roman. Nur: „Alles okay mit dem Bein?“ Ich starrte kurz auf das Display. „Geht“, schrieb ich zurück. „Blau, aber dran.“ Er antwortete: „Komm später rum, aber mach langsam.“ Das war seine Art von Fürsorge. Keine Vorträge, keine Verbote. Nur ein gedämpftes „Übertreib’s nicht“. Das Problem war: Ich kannte nur Übertreibung.

Als ich später tatsächlich zur Kneipe humpelte – natürlich ging ich, natürlich –, war der Kobold die ganze Zeit auf meiner Schulter. „Du hättest auch zu Hause bleiben können“, sagte er. „Heute hättest du eine richtige Ausrede gehabt. Schmerz, Peinlichkeit, Lehrstunde, blabla.“ „Ich kann nicht den Rest meines Lebens an meinem eigenen Sturz herumkauen“, sagte ich. „Das machst du doch sowieso“, grinste er. „Du wirst noch in zehn Jahren erzählen: ‚Weißt du noch, der Abend, an dem ich gegen den Tresen geknallt bin? Das war der Wendepunkt.‘ Und alle werden nicken, während du dir den fünften reinziehst.“

Drinnen war es anders still, als ich reinkam. Kein betretenes Schweigen, kein großes „Oho!“. Nur diese kurze Welle von Blicken, die über mich hinweg gingen. Heiner grinste, Manni hob die Hand, Harry brummte ein „Na, Stuntman?“. Die Kellnerin sah auf mein Bein, dann in mein Gesicht. „Setz dich hin, bevor du wieder kreative Möbelakrobatik machst“, sagte sie. Der Wirt stellte mir ein kleines Bier hin, kein großes. „Testlauf“, meinte er. „Wie beim Arzt.“

Ich setzte mich, der Schmerz in der Hüfte setzte sich mit. Der Kobold sprang auf den Tresen, baumelte mit den Beinen, schweigend. Das war das Seltsamste: Er hielt für einen Moment die Klappe. Als würden auch ihm die Worte ausgehen, obwohl er mich normalerweise den ganzen Abend mit Kommentaren zupflasterte. Ich nahm einen vorsichtigen Schluck, wartete, ob der Boden sich wieder bewegt. Tat er nicht. Alles blieb da, wo es sein sollte. Draußen regnete es ein bisschen, drinnen tropfte der Tag langsam von uns ab.

„Du weißt“, sagte der Wirt irgendwann, „dass ich schon Schlimmeres gesehen hab.“ Ich nickte. „Ich hab’s auch schon gebracht“, sagte ich. „Nur konnt ich mich da nicht dran erinnern.“ Er grinste. „Das ist der Vorteil an deinem Alter“, meinte er. „Manche Stürze vergisst du, andere merkst du dir. Und irgendwann bist du froh um jeden, den du dir gemerkt hast. Die sind wenigstens echte Ausreden.“ Die Kellnerin stellte mir ein Wasser daneben. Wortlos. Nur das Glas, klirrend neben dem Bier.

Der Kobold legte sich flach auf den Tresen, sah mich mit dem Kopf über der Kante an. „Was nervt dich mehr?“, fragte er. „Der Sturz oder das Wasser?“ Ich dachte kurz nach. „Ehrlich?“, sagte ich. „Dass es alle gesehen haben.“ „Aha“, nickte er. „Also doch. Clurichaun lacht, wenn du fällst – aber am lautesten lachst du darüber, dass du nicht unsichtbar bist. Du willst fallen, aber niemand soll’s mitkriegen.“ Ich konnte ihm nicht widersprechen. Ich wollte alles in dieser Kneipe: das Gefühl, nicht allein zu sein, und gleichzeitig unsichtbar bleiben. Ein Gast-Geist.

Ich blieb an dem Abend kürzer. Nicht aus Charakterstärke, eher, weil das Bein irgendwann so weh tat, dass selbst das Sitzen zur Bestrafung wurde. Die anderen merkten es, machten keine Sprüche, als ich früher aufstand. „Pass auf, wohin du den Tresen stellst“, sagte die Kellnerin zum Abschied. „Nicht, dass er dich wieder anspringt.“ Ich grinste. „Ich geh ihm aus dem Weg“, sagte ich. „Heute.“

Auf dem Heimweg hinkte ich durch die nasse Straße, der Kobold nebendran, pfeifend. „Also?“, fragte er. „Große Erkenntnis? Lerneffekt? Bewegendes Fazit?“ Ich blieb kurz stehen, sah auf meinen blauen Fleck, dann in die dunklen Schaufenster, in denen sich mein Gesicht

spiegelte. „Nichts Bewegendes“, sagte ich. „Nur das: Es ist nicht der Sturz, der dich kaputt macht. Es ist die Art, wie selbstverständlich du danach wieder denselben Weg gehst.“ Er nickte zufrieden. „Das“, sagte er, „ist fast klug.“

Zu Hause setzte ich mich auf den Bettrand, das Bein ausgestreckt. Der Schmerz war eine Art ehrlicher Begleiter. Keine Ausrede, kein Drama, nur eine Erinnerung: Du bist gestern gefallen. Heute bist du hingegangen, obwohl du wusstest, dass sie lachen. Und morgen wirst du wahrscheinlich wieder hingehen. Vielleicht ein bisschen vorsichtiger, vielleicht auch nicht. Clurichaun lacht, wenn du fällst. Aber irgendwo, ganz tief, lacht auch etwas in dir, das sagt: Wenigstens bin ich noch nicht liegen geblieben.

Ich legte mich hin, das Knie protestierte, der Kopf war voll und leer zugleich. Der Kobold setzte sich wieder auf meine Oberschenkel, genau auf die blaue Stelle. Diesmal tippte er nicht. Er legte nur eine Hand drauf. „Schön weich“, murmelte er. „Bleibt uns noch eine Weile.“

Kapitel 11 – Happy Hour in der Hölle

Es war ein Mittwoch, glaube ich. Vielleicht auch ein Donnerstag. Die Tage verlieren ihre Namen, wenn du sie alle mit demselben Getränk abwäschst. Fest stand nur: Es war wieder diese Zeit, in der normale Leute irgendwo zwischen Feierabend und Sofa hingen und sich fragten, was sie essen. Wir hingen irgendwo zwischen Feierabend und Untergang und fragten uns, wie viel noch in die Leber passt. Auf dem Fenster stand ein handgeschriebener Zettel, schief angeklebt, mit Edding: „Happy Hour 18–20 Uhr“. Darunter in Klammern: „2 für 1 – bist du sicher, dass du das willst?“

Der Wirt hat diesen Zettel aus einer Laune heraus gemacht, irgendwann, als das Finanzamt ihm im Nacken hing wie ein schlechtgelaunter Hund. „Marketing“, hatte er gesagt. „Man muss mit der Zeit gehen.“ Mit der Zeit war er nur so weit gegangen, ein Bierglas drauf zu malen, das aussah wie ein Grabstein. Die Idee war klar: Mehr Leute, mehr Umsatz, mehr Lärm, damit wenigstens die Angst vor den Zahlen leiser wird. Die Realität war: Die, die sowieso gekommen wären, kamen nur früher und blieben länger. Happy Hour in der Hölle ist am Ende nur eine verlängerte Drehzeit im eigenen Kreislauf.

Der Kobold war begeistert. „Endlich nennen wir es beim Namen“, sagte er und tanzte auf der Fensterbank um den Zettel herum. „Happy Hour! Als würde das Elend einen Stundenplan haben. Ihr seid großartig. Ihr stellt eure eigene Hinrichtung auch noch in Aussicht und macht einen Sonderpreis drauf.“ Er trug an dem Tag – nur für sich – eine Serviette wie ein Umhang, als wäre er der Animateur eines ganz besonderen Resorts. Willkommen im All-inclusive für kaputte Existenzen. Getränke im Preis der Seele enthalten.

Ich saß auf meinem Platz, natürlich. Das Knie schmerzte noch, die Hüfte auch, als Erinnerung an meinen letzten Auftritt als menschlicher Flipperball. Ich hätte zu Hause bleiben können. Natürlich. Man kann vieles. Man tut’s nur nicht. Der Wirt stellte mir das erste Bier hin, sah auf mein Bein. „Noch bunt?“, fragte er. „Ja“, sagte ich. „Ich bin eine Wand in einem Kinderzimmer.“ Er grinste. „Dann trink langsam. Wir haben heute Happy Hour. Wir brauchen dich lebend, nicht liegend.“

Die ersten, die reintröpfelten, waren immer dieselben. Feierabendgesichter mit der Hoffnung, zwei Gläser zum Preis von einem wären so etwas wie ein guter Deal mit dem Leben. Ein Typ im Anzug, der aussah, als hätte er seinen Krawattenknoten seit acht Uhr morgens nicht angerührt, setzte sich zwei Hocker weiter. „Heute gibt's ja Zwei zum Preis von Eins", sagte er, als müsste er sich selber erklären. „Wär dumm, das nicht mitzunehmen." Der Kobold sprang sofort rüber, setzte sich auf den Rand seines Glases und sah mich an. „Erzähl ihm, was es wirklich kostet", grinste er. „Trau dich."

Ich schwieg. Was hätte ich sagen sollen? „Zwei für eins heißt nur, dass du doppelt so schnell merkst, was mit dir nicht stimmt." Stattdessen hob ich mein Glas und nahm einen Schluck. Die Kellnerin brachte ihm die zweite Runde, noch bevor die erste halb leer war. Professionelle Voraussicht. „Happy Hour, was?", sagte sie. „Ist das nicht was für Jüngere?" Er lachte, ohne Humor. „Ich bin innerlich jung", meinte er. „Nur äußerlich kaputt." Sie zuckte die Schultern. „Passt zum Laden."

Gegen halb sieben war die Bude voller als sonst um die Uhrzeit. Die Gesichter waren anders als in der Spätschicht. Mehr Leute mit Büro-Händen, weniger mit Schuppen auf der Jacke. Gesichter, die tagsüber noch so taten, als hätten sie Dinge im Griff: Teams, Projekte, Familien. Jetzt hatten sie nur noch den Wunsch, dass die nächsten zwei Stunden alles billiger machten – wenigstens die Drinks, wenn schon nicht das Leben. Der Kobold war überall. Er sprang von Stuhl zu Stuhl, saß mal auf einem Glas Rotwein, mal auf einem Gin Tonic, mal mitten in einem Aschenbecher wie ein König auf einem klebrigen Thron.

„Happy Hour", kicherte er. „Ich könnte kotzen vor Freude. Das ist wie eine Rabattaktion auf Selbsthass." Er beugte sich zu einer Frau mittleren Alters, die allein an einem Zweiertisch saß, zwei Weißweine vor sich, als würde sie auf jemanden warten, der nicht kommt. „Bestell noch einen", flüsterte er ihr ins Ohr, auch wenn sie ihn nicht hören konnte. „Es ist ja billig heute. Du kannst dir leisten, dich schneller nicht mehr spüren zu müssen." Sie hob das Glas, trank in einem Zug die Hälfte. Ihre Augen waren wach, aber nicht glücklich. Wachheit ohne Freude. Die schlimmste Mischung.

Am Stammtisch war die Laune erst gut, dann besser, dann aggressiv. Harry fand Happy Hour großartig. „Endlich rechnet sich mein Alkoholismus", sagte er. „Zwei für einen – ich bin praktisch ein Investor." Heiner lächelte schief. „Du investierst in Leberwerte", meinte er. „Die zahlen sich nur nach unten aus." Manni hielt sein Glas hoch und sagte: „Das ist doch alles Marketing. Happy Hour ist nur die Zeit, in der du schneller vergisst, wo der Rest vom Tag geblieben ist." Gute Sätze am falschen Ort. Der Kobold klatschte vor Begeisterung.

Ich merkte, wie die Stimmung kippte, lange bevor es laut wurde. Erst lachen sie mehr, dann lauter, dann hört einer plötzlich auf zu lachen und redet nur noch, die Worte schärfer als der Alkohol. Happy Hour heißt: Die Masken fallen nicht weg, sie verrutschen nur schneller. Der Anzugtyp hatte mittlerweile das Sakko ausgezogen, die Krawatte gelockert, den Kragen geöffnet. Unter dem Hemd blitzte ein Schweißfleck. „Ich hab heute 'ne Präsentation verhauen", erzählte er dem Glas, das er in der Hand hielt. „Monate Arbeit. Und der Chef sagt nur: ‚Wir sprechen Montag nochmal.' Du weißt, was das heißt?"

„Dass du heute besonders viel trinkst", murmelte der Kobold. Der Mann trank. Ich sah ihn an und dachte: Montag wird kommen, egal wie viel du heute säufst. Das ist die eigentliche Grausamkeit. Die Zeit ist nicht beeindruckt von deinen Runden.

Die Kellnerin wirbelte dazwischen, wie immer. Ihre Augen sahen noch müder aus als sonst, aber sie war schneller, härter, fast mechanisch. Happy Hour war auch für sie die Hölle, nur anders. Mehr Runden, weniger Trinkgeld, mehr Sprüche, weniger Respekt. „Kriegst du Zuschlag für die zwei Stunden?“ fragte ich, als sie an mir vorbeikam. „Ja“, sagte sie. „Zuschlag an genervten Typen mit Krawatte, die ihren Ehering im Jackett lassen.“ Der Kobold lachte in seine Faust.

Ich fragte mich, wie viel sich an einem Menschen ablesen lässt, wenn du ihn nur während Happy Hour beobachtest. Das ist die Zwischenzeit: nicht nüchtern genug, um kontrolliert zu sein, nicht besoffen genug, um komplett loszulassen. Du siehst die Risse, aber noch nicht den Einsturz. Ein Mann am Ende der Bar telefonierte laut, ein Glas in jeder Hand. „Ich komm später“, sagte er in den Hörer. „Wir haben hier so ’ne Aktion…“ Ich wusste nicht, mit wem er sprach – Freundin, Frau, Kind, Chef –, aber ich wusste, dass „so ’ne Aktion“ immer nur ein anderes Wort für „Ich verzieh mich vor dir“ ist.

Der Kobold setzte sich wieder vor mich, die Serviette-Umhang jetzt schief. „Du gehst darin auf“, sagte er. „Gib’s zu. Du liebst diese Stunden. Mehr Gesichter, mehr Geschichten, mehr Absturzpotenzial. Du sitzt da wie ein Buchhalter des Elends.“ Ich schnaubte. „Ich sitze da wie einer, der keine andere Adresse mehr hat“, sagte ich. „Der Rest ergibt sich.“ Er grinste. „Gute Adresse“, meinte er. „Hölle, Seitenflügel Stammkneipe. Happy Hour inklusive.“

Es gab da diesen einen Moment, kurz nach sieben, als die Luft zu schwer wurde. Der Rauch, das Bier, der Schweiß, die Parfüms, die Nervosität, alles hing zusammen wie ein feuchtes Tuch. Der Wirt sah auf die Uhr, nicht, um zu gucken, wann er den Zettel wieder abnehmen konnte, sondern um zu prüfen, wie lange er noch so tun musste, als wäre das eine gute Idee gewesen. Die Kasse klingelte, ja. Aber in seinen Augen lag dieses Rechnen, das kein Taschenrechner macht: Wie viel mehr geht heute kaputt, als ich mir morgen leisten kann?

Happy Hour in der Hölle ist keine Sonderaktion. Sie ist der Zustand, in dem du plötzlich merkst, dass der Rest deines Tages nur ein Vorspiel war.

Es wurde lauter, aber nicht fröhlicher. Die Musik aus der Jukebox versuchte irgendwas mit rockiger Stimmung, aber die Leute hörten mehr auf ihre eigenen Geräusche. Das Klirren der Gläser, das Reiben von Stuhlbeinen auf dem Boden, dieses kurze, scharfe Einatmen, wenn einer mit dem Satz anfängt: „Weißt du, was mich wirklich ankotzt…“. Happy Hour ist die Zeit, in der alle glauben, sie hätten was Wichtiges zu sagen, bloß weil die Drinks gerade billiger sind.

Der Kobold war jetzt im Dauerbetrieb. Er lief die Theke rauf und runter, wie ein hyperaktiver Barkritiker, der gleichzeitig Animateur und Sensenmann spielen wollte. Er blieb bei einem jungen Typen stehen, Anfang dreißig vielleicht, zu ordentliche Frisur, zu sauberes Hemd, ein dieser „Ich bin nur kurz nach der Arbeit hier“-Gesichter. Vor ihm zwei Gin Tonic, in schnörkeligen Gläsern, die nicht zu diesem Laden passten. „Was machst du beruflich?“, fragte der Kobold, obwohl er keine Antwort erwarten konnte. „PowerPoint-Folien, die keiner liest? Excellisten, die keiner versteht? Oder motivierst du Leute, die dich heimlich hassen?“

Der Typ sprach tatsächlich, als würde er antworten. „Mein Chef sagt, ich soll mich mehr einsetzen“, erzählte er seinem Gegenüber, einem Kollegen mit ähnlichem Gesicht. „Mehr Verantwortung übernehmen. Aber der meint doch nur, dass ich länger bleib und mir die Scheiße von den anderen drauflade.“ Er trank, zu schnell für die Größe des Glases. Sein Kollege nickte, nuckelte an seinem Drink und ließ ab und zu ein „klar“, „absolut“, „kenn ich“

fallen. Das sind die Wörter, die man benutzt, wenn man sich nicht wirklich interessiert, aber die Stille nicht aushält.

Die Kellnerin schob sich dazwischen, nahm leere Gläser mit, stellte volle hin. Ihre Bewegungen hatten etwas Tanzendes, aber es war kein schöner Tanz. Eher der von jemandem, der versucht, nicht in eine Scherbe zu treten. Der Kobold sah ihr hinterher. „Die haben alle Happy Hour, und sie hat Schicht in der Hölle“, murmelte er. „Wenn einer hier Rabatt verdient hätte, dann sie.“ Ich sah, wie ein Typ ihr beim Zurückgehen einen Spruch nachrief, irgendein belangloser Mist über „lächel doch mal“. Sie drehte sich nicht um. Sie hatte gelernt, welchen Sätzen man keine Bühne gibt.

Am Stammtisch hatten wir uns inzwischen auf die große Frage des Abends eingeschossen: „Ab wann ist man eigentlich Alkoholiker?“ Das ist so ein Klassiker, der kommt immer irgendwann, wenn die Runde lang genug dauert und die Gläser tief genug werden. Manni meinte: „Wenn du morgens anfängst.“ Harry meinte: „Wenn du heimlich trinkst.“ Heiner sagte: „Wenn du alleine trinkst.“ Ich saß da, nahm einen Schluck und dachte: „Wenn du darüber diskutierst, während du im Angebot säufst, hast du die Frage längst beantwortet.“

„Das Wort ist zu klinisch für euch“, mischte sich der Kobold ein, nur für mich hörbar. „Ihr seid keine Alkoholiker. Ihr seid Stammgäste mit erweitertem Durst. Das klingt freundlicher.“ Ich stellte das Glas ab. „Weißt du, was mich nervt?“, fragte ich ihn. „Dieses ganze Gelaber von ‚Ich hab’s im Griff‘ und ‚Ich trink nur, weil…‘. Die Happy Hour ist nur der Spiegel davon. Zwei zum Preis von einem, und alle tun so, als hätten sie was gespart.“ Er lachte. „Sie haben was gespart“, sagte er. „Zeit. Sie kommen schneller dahin, wo du bist.“

Zwischen all dem Lärm gab es Momente, in denen die Zeit kurz stehenblieb. Der Wirt, wie er den Zapfhahn schließt, um ein Fass zu wechseln. Die Kellnerin, wie sie sich an der Wand abstützt, eine Sekunde zu lang. Der Anzugtyp, wie er sein Handy anstarrt, das vibrierte und vibrierte, und er trotzdem nicht ranging. Der Automatenspieler, der kurz aufhört zu drücken und einfach nur die Lichter ansieht, als wären sie ein Ersatzhimmel. Kleine Stillstände in einem Raum, der sonst nur kreist.

„Happy Hour ist eigentlich ein ehrlicher Ausdruck“, sagte ich laut, ohne zu merken, dass ich nicht nur mit dem Kobold sprach. „Es sind die zwei Stunden, in denen du ganz genau weißt, dass du später nicht happy sein wirst – aber du machst es trotzdem, weil es gerade einfacher ist, das Wort zu glauben als die Wahrheit.“ Heiner sah mich an. „Hör auf, philosophisch zu werden“, sagte er. „Wir sind noch nicht weit genug für Erkenntnisse.“ Harry lachte. „Er hatte gestern wieder seinen Existenz-Tag“, sagte er. „Lass ihn. Das geht vorbei.“

Die Kellnerin stellte mir die nächste Runde hin. „Vielleicht sollte die Aktion anders heißen“, sagte sie. „Nicht Happy Hour, sondern ‚Zwei Stunden Rabatt auf Selbstbetrug‘.“ Der Kobold applaudierte. „Ich liebe sie“, rief er. „Gib ihr einen anderen Laden, verdammt! Einen ohne dich.“ Ich sah sie an. „Warum machst du das überhaupt mit?“, fragte ich. „Die Aktion, meine ich. Mehr Stress, gleiche Kohle, mehr Idioten.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Weil die Miete nicht Happy Hour hat“, sagte sie. „Die ist immer Vollpreis.“

An der Tür tauchte jemand auf, den ich länger nicht gesehen hatte. Ein ehemaliger Stammgast, der vor einem halben Jahr „aufgehört“ hatte. So nennt man das hier, wenn einer plötzlich nicht mehr kommt. „Der hat’s geschafft“, hatte einer gesagt. „Der trinkt jetzt nur noch zu Hause“, ein anderer. Jetzt stand er in der Tür, sah uns, sah den Zettel mit der Happy

Hour, zögerte. Seine Augen glitten die Reihe der Gesichter entlang, blieben an mir kurz hängen, dann an der Kellnerin, dann am Tresen.

„Komm rein“, grinste der Kobold. „Das ist wie Klassentreffen, nur ehrlicher.“ Er machte eine einladende Geste. Der Mann trat zögernd ein, setzte sich weit weg von seinem alten Platz, als würde der Stuhl ihn sonst beißen. Er bestellte ein Wasser. Nur Wasser. Der Wirt brachte es kommentarlos, stellte es hin, als wäre das das Normalste der Welt. Am Stammtisch wurde es kurz leiser. Harry flüsterte: „Hat der jetzt ’ne Krankheit oder was?“ Heiner sagte nichts, aber sein Blick verriet, dass er sich nicht vorstellen konnte, freiwillig mit Wasser dazusitzen.

Ich sah rüber. Er trank langsam, das Glas mit beiden Händen haltend wie eine Trophäe. Der Kobold setzte sich auf seine Schulter, neugierig. „Interessant“, sagte er. „Da ist einer, der ausgestiegen ist – und trotzdem wieder hier sitzt. Wer ist jetzt eigentlich kaputter? Der, der wiederkommt und nur Wasser trinkt? Oder ihr, die ihr dauernd behauptet, ihr würdet irgendwann auch mal…“ Er beendete den Satz nicht. Musste er nicht.

Es tat weh, ihn zu sehen. Nicht, weil er was Besseres war. Sondern weil er der Beweis war, dass draußen immer noch irgendwas existierte. Er sah anders aus. Nicht gut, nicht strahlend, aber anders. Klarer im Gesicht, weniger aufgedunsen. Die Augen wacher. Die Müdigkeit war nicht weg, aber sie war eine andere. Nicht die von Leuten, die gegen die Wand trinken, sondern die von Leuten, die wieder lernen müssen, mit sich allein im Kopf klarzukommen.

Der Kobold kehrte zu mir zurück. „Mach dir keine Sorgen“, sagte er. „Er ist nicht geheilt. Niemand wird geheilt. Er hat nur die Hölle gewechselt.“ Ich sah auf mein Glas, auf das Wasser vor ihm, auf den Zettel an der Scheibe. „Vielleicht“, murmelte ich, „ist es wenigstens eine Hölle mit halbwegs frischer Luft.“ „Frische Luft ist überschätzt“, meinte der Kobold. „Sie macht dir nur klar, wie beschissen du wirklich riechst.“

Die Zeit kroch Richtung acht Uhr. Offiziell war die Happy Hour vorbei, aber keiner stand auf, keiner bestellte langsamer. Die Aktion war nur ein Vorwand gewesen, um früher damit anzufangen, sich selber zu belügen. Jetzt lief alles wieder im Normalmodus weiter: trinken, reden, vergessen. Der Zettel am Fenster blieb hängen. Der Kobold nickte ihm zu, als wäre er eine Fahne.

„Ihr bräuchtet eigentlich eine andere Uhr“, sagte er. „Eine, auf der statt Zahlen nur Wörter stehen: Durst, Mut, Lüge, Streit, Weinen, Blackout. Zeiger drauf, fertig. Das ist eure Zeitrechnung.“ Und ich dachte: Er hat recht. Die Happy Hour ist nicht von sechs bis acht. Sie ist in dem Moment, in dem du den ersten Schluck nimmst, obwohl du weißt, dass du ihn nicht brauchst – und endet erst, wenn du wieder zu nüchtern bist, um dir was vorzumachen.

Später am Abend, als der Zettel vorne längst niemanden mehr interessierte und die Kasse genug geklingelt hatte, um den Wirt für ein paar Stunden zu beruhigen, bekam die ganze Sache diesen Beigeschmack, der bleibt, wenn das Sonderangebot vorbei ist. Es war, als hätte jemand die Lichter minimal heller gedreht, ohne dass einer den Schalter gesehen hätte. Die Gesichter wurden schwerer, die Witze stumpfer, die Bewegungen ungenauer. Die Hölle hatte den Frühbucherrabatt gestrichen und war zum Normalpreis zurückgekehrt.

Der Typ im Anzug war geblieben. Sein Hemd war jetzt ganz aus der Hose gerutscht, die Krawatte hing wie ein Strick, den keiner zuziehen wollte. Er hatte es geschafft, sich vom Tresen an einen Tisch zu verlagern, wo er mit dem ehemaligen Stammgast, dem Wassertrinker, ins Gespräch gekommen war. Eine komische Konstellation: einer, der eben

noch über „Chef“ und „Montag“ geredet hatte, und einer, der vermutlich gerade seit Monaten versuchte, erst keinen Chef und dann keinen Tresen mehr zu brauchen. Ich hörte nur Bruchstücke. „Früher…“, „dann hab ich gemerkt…“, „du glaubst nicht…“. Diese Sätze beginnen alle im selben Loch.

Der Wassertrinker hielt sein Glas mit beiden Händen, als wäre es ein Talisman. Er hörte mehr, als dass er redete. Ab und zu nickte er, warf ein kurzes „kenn ich“, „ist nicht lustig“, „wird nicht besser“ ein. Es war kein missionarisches Gerede. Kein „du musst aufhören“, keine „ich hab mein Leben im Griff“-Scheiße. Eher so, als würde einer aus einem anderen Teil der Hölle rüberrufen: „Hier ist es auch heiß, aber wenigstens verbrennst du nicht mehr so dekorativ.“

Der Kobold saß auf der Rückenlehne der Bank, direkt über ihnen, und ließ die Beine baumeln. „Süß“, sagte er. „Anonyme Elendsberatung im Halbdunkel. Es ist rührend, wenn Leute versuchen, anderen aus demselben Loch rauszuhelfen, aus dem sie gerade selber gekrochen sind. Aber schön anzusehen ist es schon.“ Ich fragte mich, wie das wohl war, nüchtern in der alten Kneipe zu sitzen. Jede Ecke kennen, jede Fleck-Geschichte, jeden Stammgast – und trotzdem Nein sagen. Das ist eine andere Sorte Stärke. Oder eine andere Sorte Erschöpfung. Oder beides.

Die Kellnerin kam vorbei, ihre Schürze voller kleiner Bierflecken, die nicht mehr rausgehen. „Noch ’n Bier?“, fragte sie automatisch, dann sah sie, wer da saß, und korrigierte sich. „Oder noch ein Wasser?“ Der Wassertrinker lächelte dünn. „Noch eins“, sagte er. „Für heute ist das genug Risiko.“ Der Anzugtyp starrte auf sein Glas, als hätte der Alkohol ihm gerade einen Vertrag vorgelegt, den er noch nicht unterschrieben hatte. „Ich müsste eigentlich nach Hause“, murmelte er. „Eigentlich“, wiederholte der Kobold, genüsslich das Wort auskostend. „Der Lieblingsadverb der Leute, die nie tun, was sie sagen.“

Ich sah auf mein eigenes Glas. Ich war schon über die Anzahl hinaus, bei der man sich noch einreden kann, man trinke „moderat“. Der Schmerz im Knie war leiser geworden, nicht weg, aber in den Hintergrund gedrängt. Alkohol ist gut darin, Dinge leiser zu drehen, die du nicht hören willst. Der Preis ist nur, dass er alles andere gleich mit runterregelt. Freude, Angst, Verantwortung. Am Ende bleibt nur eine dumpfe Gleichmäßigkeit. Für manche von uns ist das das Höchste der Gefühle.

„Weißt du, was die wahre Happy Hour ist?“, fragte ich den Kobold. „Nicht die, in der die Drinks billiger sind. Sondern die halbe Stunde, in der du noch so halb weißt, was du da machst, dir aber schon egal ist, dass du’s tust. Dieses kurze Fenster, bevor die Lichter im Kopf endgültig gedimmt werden. Danach ist nur noch Verwaltung.“ Er nickte nachdenklich. „Du wirst besser im Formulieren deines Untergangs“, sagte er. „Ich bin stolz auf dich.“

Über uns flackerte die Neonleuchte kurz, als wäre sie auch müde. Der Wirt sah hoch, seufzte, und klopfte gegen das Gehäuse. „Wenn das Ding endgültig verreckt, ist hier stimmungsvoller“, sagte er in die Runde. „Aber dann seh ich auch, wie beschissen ihr wirklich ausseht. Ich weiß nicht, ob ich das will.“ Ein paar lachten, andere schwiegen. Die Kellnerin stellte einem Gast die falsche Bestellung hin, merkte es, korrigierte sich, lächelte entschuldigend. Kleine Fehler. Der große Fehler stand im Raum und trank mit.

Gegen neun kam eine kurze Ruhe rein. Ein paar gingen, ein paar blieben, ein paar kamen neu. Die Happy-Hour-Gesichter wurden weniger, die Stammkneipen-Fratzen übernahmen wieder das Kommando. Der Wassertrinker stand irgendwann auf, zog seine Jacke an. Beim Bezahlen

legte er den Schein hin und sagte leise: „War nett, mal wieder da zu sein. Aber ich glaube, das war's für dieses Jahr." Der Wirt nickte nur. „Meld dich, wenn du…", begann er, brach ab. „Wenn du willst", beendete er den Satz. Mehr nicht.

Der Kobold sprang von der Lehne, rannte ihm bis zur Tür hinterher. „Du kommst wieder", rief er ihm nach, auch wenn der es nicht hörte. „Ihr kommt immer wieder. Vielleicht nicht dieses Jahr. Aber irgendwann. Die Hölle hat einen guten Wiedererkennungswert." Ich war mir nicht so sicher. Vielleicht war der Mann wirklich durch. Vielleicht nicht. So oder so: Es war seine Hölle, seine Entscheidung. Meine war hier.

Als die Tür hinter ihm zufiel, wurde es einen Moment lang stiller, als wäre ein Geräusch mit rausgegangen, das keiner benennen konnte. Ich trank mein Glas aus, bestellte noch eins, dann – auf einmal – ein Wasser. Die Kellnerin sah mich an, leicht irritiert. „Beides?", fragte sie. „Ja", sagte ich. „Happy Hour für meine Organe." Der Kobold verzog das Gesicht. „Das wird langsam albern", meinte er. „Du machst mir Sorge. Vielleicht sollte ich mir einen neuen Hauptmieter suchen."

Ich trank zuerst das Wasser. Es fühlte sich an, als würde ich Sand in eine Maschine gießen, die nur Öl gewöhnt ist. Der Körper war verwirrt. Der Kopf auch. Ein Teil von mir fühlte sich fast… nicht gut, aber weniger beschissen. Der andere Teil dachte: „Wenn du weiter so machst, wirst du noch einer von diesen Typen, die sich erklären müssen, warum sie in einer Kneipe Wasser trinken." Keine schöne Vorstellung. Aber auch nicht schlimmer als das, was ich schon war.

Der Abend zog sich. Die Happy Hour war längst vorbei, aber das Schild blieb hängen, wie eine schlechte Pointe, die keiner abnimmt. Der Kobold setzte sich am Ende wieder auf den Balken über der Tür, von dem aus er die Grenze bewachte. „Weißt du, warum ich so gern lache, wenn ihr fallt?", fragte er, als ich mich zum Gehen aufraffte. „Weil ihr davor immer so tut, als wärt ihr die Könige hier drin. Und dann reicht eine einzige falsche Bewegung, eine Stufe, ein Glas, ein Wort – und ihr liegt. Das ist für mich die reine Komödie. Tragödie für euch, Stand-up für mich."

Ich stand im Türrahmen, spürte den Wind von draußen, den Rauch von drinnen, den Zug, der einen in beide Richtungen zerrt. „Und warum bleibst du eigentlich hier?", fragte ich ihn. „Es gibt doch tausend andere Läden, tausend andere Idioten." Er grinste. „Weil du hier bist", sagte er. „Und weil es hier Happy Hour in der Hölle gibt. Ich mag Orte, an denen ihr euch rabatttiert kaputt macht. Ganz ehrlich: Ihr seid mein Lieblingsprogramm."

Draußen war die Luft feucht und kühl, ein unangekündigter Restregen hing noch in den Straßen. Ich ging langsam, das Knie meldete sich wieder, die Hüfte auch. In meinem Kopf klirrten keine Gläser, aber die Sätze des Abends hallten nach. „Zwei für eins", „war nett, mal wieder da zu sein", „Miete ist nicht Happy Hour". Kleine Splitter aus einem großen Spiegel, in den ich seit Jahren nur betrunken gucke.

Zu Hause setzte ich mich kurz auf die Bettkante, ohne das Licht anzumachen. Der Kobold war mir, wie immer, gefolgt. Er kletterte auf den Nachttisch, setzte sich neben die Wasserflasche, die ich mir inzwischen angewöhnt hatte hinzustellen. „Morgen wieder?", fragte er. Ich zuckte mit den Schultern. „Die Hölle macht keine Werbepause", sagte ich. „Sie hat nur ab und zu Sonderangebote."

„Genau", meinte er und legte sich hin. „Und du bist Stammkunde."

Bevor mir die Augen zufielen, dachte ich: Vielleicht ist Happy Hour am Ende nur der Versuch, dem eigenen Untergang eine fröhliche Uhrzeit zu geben. Damit man sich nicht eingestehen muss, dass er eigentlich rund um die Uhr geöffnet hat.

Kapitel 12 – Aschenbecher voller guter Vorsätze

Die meisten guten Vorsätze werden nicht im Kopf gefasst, sondern im Suff. Nüchterne Leute machen Pläne, Besoffene machen Schwüre. Der Unterschied ist einfach: Pläne haben Termine, Schwüre haben Aschenbecher. Ich hab irgendwann gemerkt, dass die ehrlichsten Versprechen, die in der Kneipe gemacht werden, nicht aus dem Mund kommen, sondern aus dieser Bewegung, wenn jemand die Kippe besonders fest ausdrückt, als würde er damit gleich sein halbes Leben mit zermahlen. Wird natürlich nichts draus, aber für einen Moment sieht es aus, als hätte jemand begriffen, worum es geht.

Es war einer von diesen Tagen, an denen der Regen nicht richtig fallen wollte, sondern nur so in der Luft hing wie ein schlechtes Gefühl. Der Laden war halb voll, der Rauch klebte knapp unter der Decke, wie immer. Auf jedem Tisch ein Aschenbecher, auf unserem Stammtisch zwei, weil einer nie reicht, wenn zu viele Leute zu wenig von sich halten. Die Dinger waren nie richtig sauber. Selbst direkt nach dem Ausleeren blieben graue Ränder, eingebrannte Punkte, kleine Karbonrelikte von Versuchen, irgendwas zu beenden.

Der Kobold liebte die Aschenbecher. „Das sind deine Tagebücher“, sagte er einmal. „Alles, was du nicht aufschreibst, drückst du da drin aus. Jeder Stummel ein Satz, jede halb runtergerauchte ein abgebrochener Gedanke. Und am Ende kippt ihr das alles in einen großen Sack, und der Müllwagen ist euer Verleger.“ Er setzte sich gern mitten rein, wenn der Wirt vergessen hatte, sie rechtzeitig auszuleeren. Saß dann zwischen grauen Säulen, gelben Filtern, schwarzen Rändern und sah aus wie das Maskottchen eines Anti-Lebens.

An dem Abend hatte Heiner seinen Moral-Anfall. Das passiert alle paar Wochen, wenn sein Blut zu dünn oder seine Leber zu laut wird. Er starrte auf die Kippe zwischen seinen Fingern, als wäre sie ein ausgestopftes Tier, das ihn anklagt. „Ich hör auf“, sagte er plötzlich. Einfach so, ohne Vorspiel. „Mit dem Rauchen. Mit dem Saufen vielleicht auch. Irgendwann muss ja mal gut sein.“ Harry lachte sofort, ein bellendes Geräusch, das zu groß war für seine Lunge. „Klar“, sagte er. „Am besten direkt nach der Happy Hour. Erst noch günstig kaputt machen, dann gesund werden.“

Heiner drückte die Kippe ungewöhnlich langsam aus. Er drehte sie richtig ein, bis der Filter einknickte, als würde er ihr den Hals brechen. „Nein, ernsthaft“, murmelte er. „Mein Arzt hat gesagt, noch zwei Jahre so weiter, und ich kann mir den Friedhof aussuchen.“ Der Kobold stand auf dem Rand des Aschenbechers und klatschte begeistert. „Ha!“, rief er. „Ein Arzt, der ehrlich ist. Ich sollte ihm was ausgeben.“ Er beugte sich runter, beschnupperte den zerdrückten Stummel. „Das ist eine Premium-Vorsatzkippe“, sagte er fachmännisch. „Mit extra Schuldgefühl.“

„Und?“, fragte ich. „Was machst du jetzt? Hörst du heute auf, morgen, oder nach der nächsten Schachtel?“ Heiner sah mich an, die Augen ein bisschen glasig, aber nicht komplett weg. „Morgen“, sagte er. „Heute wär Verschwendung. Ich hab noch fast ’ne halbe Schachtel. Und

den Kasten Bier zu Hause.“ Der Kobold kicherte. „Klassiker“, flüsterte er mir zu. „Morgen. Der berühmteste Feiertag aller Versager.“

Wir anderen waren nicht besser. Jeder von uns hatte schon mal so dagesessen, mit diesem Blick, der sagt: „Irgendwas muss sich ändern“, und der Handbewegung, die das Gegenteil beweist. Ich erinnere mich an einen Silvesterabend, ein paar Jahre her, derselbe Laden, andere Bierdeckel. Um Mitternacht hatten wir draußen gestanden, kalte Finger um warme Gläser, billige Raketen am Himmel, die innerhalb von Sekunden blinkten und verglühten. Einer nach dem anderen hatte seine Vorsätze verkündet. „Mehr Sport“, „weniger saufen“, „mehr Zeit mit der Familie“. Die Kippen glühten dazu wie kleine Taufkerzen. Später, drinnen, lagen sie alle im selben Aschenbecher, die Zigaretten und die Vorsätze.

„Dein Problem ist“, sagte der Kobold, „du machst deine Vorsätze immer nur im Konjunktiv. Ich könnte, ich müsste, ich sollte. Du sagst nie: Ich mach. Höchstens: Ich mach morgen.“ Ich drückte meine Kippe aus, sah ihm dabei zu, wie er gierig auf den Filter starrte. „Was weißt du eigentlich von Vorsätzen?“, fragte ich. „Du willst doch nur, dass alles so bleibt.“ Er grinste. „Falsch“, sagte er. „Ich liebe Veränderung. Aber nur in eine Richtung. Mehr kaputt. Weniger heil. Alles andere langweilt mich.“

Die Kellnerin kam vorbei, sammelte leere Gläser ein. Ihr Blick streifte die Aschenbecher, den unsere, den am Nachbartisch, den an der Ecke, wo der Automatenspieler seine Zigaretten immer nur halb rauchte. „Ihr solltet mal sehen, wie das morgens aussieht“, sagte sie. „Wenn ich die Dinger auskippe. Das ist wie Laub fegen im Herbst, nur dass das Laub nach Krebs riecht.“ Der Kobold salutierte. „Poetin“, flüsterte er ehrfürchtig. „Die Frau versteht das System.“

„Hast du Vorsätze?“, fragte ich sie, mehr aus Reflex, weniger aus Interesse. Sie zuckte die Schultern. „Klar“, sagte sie. „Jedes Jahr der gleiche Quatsch. Weniger arbeiten, mehr schlafen, gesünder essen, irgendwann was ganz anderes machen. Und dann sitz ich hier, kipp eure Asche in den Müll und ess ’n kaltes Käsebrötchen um halb eins.“ Sie zuckte nochmal die Schultern, diesmal müder. „Vorsätze sind was für Leute mit Pausen.“

Der Wirt mischte sich ein, ohne von seinem Platz hinterm Tresen wegzugehen. „Früher“, sagte er, „hab ich mir immer vorgenommen, irgendwann aufzuhören. Die Kneipe zu verkaufen, irgendwas mit Wohnmobil und Küste. Dann hab ich gemerkt: Ich bin hier so festgewachsen, dass ich beim Rausreißen die halbe Wand mitnehme. Also hab ich mir vorgenommen, wenigstens die Steuer pünktlich zu zahlen. Rates mal, wie gut das klappt.“ Er deutete auf den überquellenden Aschenbecher. „Da drin liegen mehr Vorsätze als Kippen.“

Der Kobold sprang von einem Filter zum anderen, als wären es Steine in einem Fluss. „Ich könnte aus jedem einzelnen hier ein kleines Buch basteln“, sagte er. „Kapitel eins: ‚Ich trink weniger.‘ Kapitel zwei: ‚Ich ruf sie morgen an.‘ Kapitel drei: ‚Nächsten Monat fang ich an zu sparen.‘ Und das alles eingerahmt von diesem süßen, gelben Rand.“ Er hob einen halb abgebrannten Stummel hoch wie eine Trophäe. „Guck mal, der hier hat’s fast geschafft. Mehr Filter als Tabak. Das ist ein halber Erfolg. Halb ist eure Spezialität.“

Ich dachte an meine eigenen großen Momente. „Morgen fang ich an, weniger zu trinken.“ „Nächsten Monat such ich mir was anderes als diesen Laden.“ „Ab Herbst mach ich Sport.“ Das war alles schon mal da gewesen, zäh wie alter Kaugummi. Und jedes Mal hatte ich den Satz mit einer Kippe in der Hand gesagt, die ich danach wie ein Siegel im Aschenbecher

vergraben hatte. Als könnte der Dreck, den ich da ausgedrückt habe, irgendwas davon konservieren.

„Weißt du, was das Tragische ist?“, fragte der Kobold plötzlich, nachdenklicher als sonst. „Ihr meint das ja manchmal sogar ernst. Für ein paar Minuten. Da glimmt etwas, nicht nur die Zigarette. Ein kleiner Funken Wille. Aber dann kommt der nächste Schluck, der nächste Witz, der nächste Abend – und der Funke landet genau da, wo der Rest landet.“ Er deutete mit einer dramatischen Geste auf den übervollen Aschenbecher. „Friedhof der guten Absichten.“

Heiner zündete sich trotzdem die nächste an. Hände, die vor zehn Minuten noch Arztsätze zitiert hatten, führten das Feuerzeug mit der Routine eines Herzchirurgen, der zum hundertsten Mal den gleichen Schnitt macht. „Nur noch die heutige Schachtel“, murmelte er. „Danach zieh ich durch.“ Harry grinste. „Klar“, sagte er. „Ich rauch auch nur, wenn ich trinke.“ Manni hob den Finger. „Ich hab seit zwei Wochen keine mehr gekauft“, sagte er stolz. „Nur noch geschnorrt.“ Der Kobold applaudierte sarkastisch.

Ich nahm die nächste Zigarette, steckte sie mir in den Mund, zündete sie an. Der erste Zug kratzte wie immer, beruhigte wie immer. „Und du?“, fragte Heiner mich. „Hast du auch Vorsätze?“ Ich blies den Rauch aus, sah ihm zu, wie er sich unter der Lampe verwirbelte. „Ich nehm mir schon so lange vor, mein Leben nicht ganz wegzuschmeißen“, sagte ich. „Im Moment schaff ich’s immerhin, es nur noch in kleinen Stücken loszuwerden.“ Der Kobold nickte anerkennend. „Das ist deine Form von Optimismus“, sagte er. „Portionierter Absturz.“

Der Aschenbecher war inzwischen voll. Filter auf Filter, Asche über allem, kleine verkohlte Inseln in grauem Staub. Die Kellnerin brachte einen neuen, leeren, stellte ihn daneben. Der volle wanderte auf den Servierwagen, Richtung Küche, Richtung Müll. Alle Vorsätze des Abends, eingesammelt in einem billigen Glas, bereit, anonym entsorgt zu werden. „So“, sagte sie. „Frische Chance für frische Dummheiten.“

Der Kobold stand im neuen, sauberen Glas und drehte sich im Kreis. „Ich liebe diesen Moment“, sagte er. „Ein leerer Aschenbecher. Wie ein neuer Kalender am ersten Januar. So viel Platz für so viel Scheiße.“ Er sah mich an. „Na los“, flüsterte er. „Mach den ersten Eintrag.“

Es war nicht so, dass ich nie ernsthaft versucht hätte, irgendwas wirklich zu ändern. Ich hatte nur das Talent, aus jedem Versuch ein Ritual zu machen. Einmal im Jahr, manchmal zweimal, wenn ich besonders verzweifelt war, gab es diesen „großen Moment“. Kein Silvester, kein Geburtstag, einfach irgendein Abend, an dem mein Körper laut genug schrie, dass selbst ich es hörte. Herzstolpern, Luftnot, dieses eklige Zusammenschnüren in der Brust, als würde dir jemand das Hemd von innen zuknöpfen. Dann setzte ich mich hin, machte die Kippe aus und sagte Sätze wie: „Das war die letzte.“ In der Kneipe reagiert darauf keiner mehr. Die wissen, dass die nächste Packung schon irgendwo im Schatten liegt.

Einmal, ich weiß noch genau, es war ein früher Herbst, bin ich wirklich raus. Aus dem Laden, auf die Straße, direkt zum Automaten. Der Kobold tobte. „Was machst du?“, schrie er. „Dramatik? Geh zurück, setz dich hin, drück die nächste aus, mach deinen Sermon, trink dein Bier. Hör auf, den Revoluzzer zu spielen.“ Aber ich ging weiter. Ich stellte mich vor das rostige Metall, sah die Bilder von Marken, die alle gleich schmeckten, und steckte das Geld NICHT rein. Ich stand einfach nur da, wie ein Idiot, der vergessen hat, warum er rausgegangen ist.

„Guck ihn dir an“, rief der Kobold einem unsichtbaren Publikum zu. „Er führt Krieg gegen einen Automaten. Nächstes Level: Er beschimpft die Litfaßsäule.“ Ich steckte die Hände in die Taschen, drehte mich um und ging wieder zur Kneipe. Ohne Schachtel. Ohne Vorrat. Drinnen setzte ich mich wieder auf meinen Platz, der Wirt sah mich an. „Alles gut?“, fragte er. „Automat kaputt?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich hab entschieden, nicht zu kaufen“, sagte ich. Es klang in meinen Ohren lächerlich, als hätte ich verkündet, ich hätte eine Bank überfallen.

Die Kellnerin stellte mir wortlos ein Bier hin, legte einen Bierdeckel daneben, auf den sie mit Kugelschreiber „Tapfer“ geschrieben hatte. Harry grinste. „Na dann, Gesundheit“, sagte er und zündete sich demonstrativ eine an. Heiner sah mich prüfend an. „Wie lange ziehst du durch?“, fragte er. Der Kobold setzte sich in meinen leeren Aschenbecher und klopfte an die Glaswand. „Setz auf mich“, rief er. „Ich wette, er hält es keine 24 Stunden.“

Die erste Stunde war einfach. Da war ich noch stolz. Jeder Nichtzug, jede nicht angezündete Kippe war ein kleiner Triumph. Ich hatte die Hände irgendwo anders, am Glas, am Handy, an der Stirn. Der Kobold kommentierte es natürlich die ganze Zeit. „Guck mal, wie er sich zusammenreißt“, lachte er. „Wie ein Kind, das versucht, nicht zu pinkeln, weil die Toilette zu weit weg ist.“ Die anderen machten ihre Sprüche, aber sie waren halbherzig. Sie hatten das schon oft gesehen. Aschenbecher voller guter Vorsätze, wie gesagt.

Nach drei Stunden wurde es schwieriger. Nicht körperlich, das kam später. Erst war da diese Leere in den Bewegungen. Mein Arm wollte irgendwohin, wo nichts mehr war. Diese kleinen Automatismen, Hand zur Brusttasche, Hand zur Packung, Hand zum Feuerzeug, Hand zum Mund – und plötzlich hängen alle in der Luft, ins Leere. Ich trank schneller, um sie zu beschäftigen. Der Kobold grinste nur noch breiter. „Du ersetzt einfach ein Gift durch ein anderes“, sagte er. „Sehr modern. Multitasking beim Sterben.“

Irgendwann stand die Kellnerin vor mir, sah auf den noch fast jungfräulichen Aschenbecher. Zwei Stummel lagen drin, von vor dem Automatenkrieg. Sonst nichts. „Sieht komisch aus“, sagte sie. „Fast wie Deko.“ Ich zuckte die Schultern. „Vielleicht mach ich ’ne Kunstinstallation draus“, meinte ich. „Titel: ‚Mann versucht, sich nicht komplett umzubringen‘.“ Sie setzte sich für einen Moment auf den Hocker neben mir, was sie selten tat. „Weißt du, was das Problem ist mit euren Vorsätzen?“, fragte sie.

„Na?“, mischte sich der Kobold ein, gespannt. „Ihr macht sie da, wo ihr sie am wenigsten halten könnt. Am Stammtisch. Im Raucherbereich. Mit vollem Glas. Ihr braucht andere Orte dafür. Küche, Arztpraxis, Parkbank. Aber hier drin…“ – sie deutete mit dem Kinn auf den Raum, die Gläser, die Gesichter – „…hier sind eure Vorsätze nur Show. Ihr wollt euch selber beweisen, dass ihr prinzipiell könntet, wenn ihr wolltet. Und wenn’s dann schiefgeht, habt ihr wenigstens Publikum.“ Ich sah sie an. Manchmal hasste ich es, wie gut sie uns durchschaute.

Nach fünf Stunden fing der Körper an zu meckern. Nicht dramatisch, aber penetrant. Die Lunge fühlte sich gleichzeitig leer und voll an, die Finger kribbelten, der Hals war trocken, obwohl ich genug trank. Ich sah den Rauch der anderen und spürte, wie sich irgendwas in mir zusammenzog. Der Kobold hatte sich längst wieder in Asche gesetzt, wortwörtlich. Er saß auf einem halb abgebrannten Stummel von Harrys Kippe und winkte mir zu. „Komm schon“, rief er. „Ein Zug. Der tut dir doch nicht weh. Du hast doch nicht ernsthaft gedacht, du könntest von heute auf morgen…“

„Halt die Fresse“, sagte ich laut. Heiner drehte sich zu mir. „Mit wem redest du?“, fragte er. Ich schüttelte den Kopf. „Mit meiner Restwürde“, sagte ich. „Die versucht gerade zu fliehen.“ Harry lachte. „Die ist schon lange weg“, meinte er. „Die hat in einem Aschenbecher angefangen und ist im Klo gelandet.“ Der Wirt stellte mir ein Wasser hin, ohne Kommentar. Das war seine Version von Unterstützung. Kein großes Gerede, nur ein Glas. Der Kobold verzog das Gesicht. „Vielleicht geh ich wirklich“, murmelte er. „Wenn du weiter so machst, komm ich mir hier vor wie in einem Reha-Zentrum.“

Es war gegen Mitternacht, als es passierte. Nicht dramatisch, nicht mit Fanfare. Nur eine Bewegung zu viel. Jemand bot mir eine Zigarette an, aus Höflichkeit, aus Gewohnheit. „Willste?“, fragte er, halb abgewandt, schon mit dem Feuerzeug in der Hand. Meine Finger griffen zu, bevor mein Gehirn abstimmen konnte. Die Kippe lag in meiner Hand, fühlte sich an wie die vertrauteste Lüge der Welt. Der Kobold sprang vor Freude, tanzte im Kreis. „Da ist er ja wieder!“, rief er. „Ich hab dich vermisst.“

Ich hätte sie weglegen können. Ich hätte „Nein“ sagen und ihm dankend das Päckchen zurückgeben können. Stattdessen steckte ich sie mir in den Mund, beugte mich zum Feuer, zog. Der Rauch brannte wie immer, schmeckte wie immer, setzte sich in die Lunge wie immer. Ein Teil von mir stöhnte vor Erleichterung, ein anderer Teil kotzte innerlich. Die Kellnerin sah es aus der Ferne, sah den ersten neuen Stummel im Aschenbecher. Ihre Schultern sanken einen Millimeter, kaum sichtbar, aber doch.

„Na also“, sagte Harry. „Wir haben uns schon Sorgen gemacht, du würdest vernünftig.“ Heiner schüttelte den Kopf. „Wusste ich“, sagte er. „Keiner hört hier auf. Wir hören erst auf, wenn’s aufhört.“ Der Kobold setzte sich direkt auf meinen Filter, klammerte sich fest wie ein kleines Tier. „Siehst du“, flüsterte er in mein Ohr. „Du warst für fünf Stunden jemand anderes, und es hat sich nicht gut angefühlt. Jetzt bist du wieder du. Kaputt, aber konsistent.“

Ich starrte auf die Kippe, auf den Rauch, auf den frischen Stummel, der sich zu den alten gesellte. Ein weiterer Eintrag im Aschenbecher, im Tagebuch der Halbherzigkeit. „Also gut“, dachte ich. „Wenigstens weiß ich, wo ich hingehöre.“ Es war eine beschissene Erkenntnis, aber es war eine. Die meisten Vorsätze, die ich in meinem Leben gefasst habe, haben so geendet: mit einem leisen „Ach, scheiß drauf“ und einem neuen Stummel im Glas.

Die Kellnerin kam später, leerte den Aschenbecher. Ich sah zu, wie meine fünf Stunden Tapferkeit mit dem Rest im grauen Strom verschwanden. „Tja“, sagte sie, als sie den neuen, wieder leeren hinstellte. „Wenigstens war’s mal nicht nur Asche, sondern auch ein bisschen Hoffnung drin.“ Der Kobold grinste. „Hoffnung ist das, was am besten brennt“, sagte er. „Die gibt so ein schönes, kurzes Licht.“

Ich nahm die nächste Zigarette, zündete sie an, ohne großen Kommentar. Ich hatte keine Lust auf weitere Ankündigungen, keine Lust auf „ab morgen“. Der Aschenbecher war wieder das, was er immer war: ein kleines Massengrab für Ideen, wie man besser leben könnte. Und wir saßen drumherum wie Priester bei einer Beerdigung, die keiner wirklich ernst nimmt.

Später fuhr mir der Begriff nicht mehr aus dem Kopf: Aschenbecher voller guter Vorsätze. Er passte zu allem, nicht nur zum Rauchen. Die Kneipe selbst war ein einziger Aschenbecher. Jeder Abend fing mit irgendeinem verkorksten Plan an und endete im selben grauen Brei. „Heute trink ich weniger.“ „Heute fang ich kein Drama an.“ „Heute ruf ich sie danach noch an.“ Und am Ende: Kippen runtergedrückt, Gläser leer, Vorsätze verflogen. Der Kobold hatte

recht: Wir waren nicht nur körperlich süchtig, wir waren abhängig von der Idee, dass es theoretisch anders sein könnte.

Ich merkte es besonders an diesen Gesprächen nach ein Uhr nachts, wenn die Runde kleiner wurde und die Stimmen leiser. Irgendwann kommt immer der Punkt, an dem einer sagt: „Wenn ich ehrlich bin…“ Das ist die Einleitung in die Hölle. „Wenn ich ehrlich bin, wollte ich nie so enden.“ „Wenn ich ehrlich bin, hab ich Angst, dass es nie besser wird.“ „Wenn ich ehrlich bin, beneide ich sogar die, die schon tot sind, weil sie nicht mehr aufwachen müssen.“ Und während die Sätze fallen, drücken sie Kippen aus, als würden sie das Gesagte gleich wieder einstampfen.

Der Kobold hörte diesen Sätzen besonders gern zu. Er setzte sich auf die hohe Lehne eines Stuhls und ließ sie an sich vorbeiziehen. „Ah, da ist es“, sagte er dann. „Ehrlichkeit. Kurz vor Schluss. Sie kommt immer zu spät, aber sie kommt.“ Er konnte unterscheiden zwischen den Sätzen, die nur so dahingesagt wurden, und denen, die aus irgendeinem dunklen Loch hochgekrochen kamen. Bei den echten lehnte er sich ein Stück vor, als würde er besser hören wollen. „Diese hier“, sagte er, „die kommen nicht in den Aschenbecher. Die bleiben hängen.“

Einmal, an so einem Abend, saßen nur noch wir vier da: ich, Heiner, die Kellnerin, der Wirt. Harry war nach Hause gekippt, Manni hatte noch irgendeinen Bus erwischt, der Wassertrinker war schon seit Wochen nicht mehr aufgetaucht. Draußen trommelte Regen gegen die Scheiben, drinnen war das Licht gedimmt, nicht aus Romantik, sondern weil sich keiner mehr um die hellen Lampen kümmerte. Auf dem Tisch vor uns stand nur noch ein Aschenbecher, aber der reichte. Er sah aus wie eine kleine Vulkanlandschaft.

„Wenn ich ehrlich bin“, sagte Heiner, „hab ich nie vorgehabt, alt zu werden. Ich dachte immer, ich sterb jung, mit irgendeinem halbwegs heroischen Hintergrund. Unfall, Herzinfarkt, irgendwas. Und jetzt sitz ich hier, hab Rückenschmerzen vom Sitzen und krieg keine Luft beim Treppensteigen, und das Heroischste, was ich heute gemacht hab, war, dass ich einer Oma den Platz in der Bahn gegeben hab.“ Er drückte seine Kippe aus, als würde er den Satz mit begraben.

Die Kellnerin nahm sich ausnahmsweise auch eine, obwohl sie sonst selten im Sitzen rauchte. „Wenn ich ehrlich bin“, sagte sie, „hab ich mir früher ausgemalt, ich würde irgendwann mal von hier weggehen und keiner würde mich mehr als die sehen, die die Gläser bringt. Ich wollte die sein, die an einem Tisch sitzt und jemand anders bringt ihr was. Und jetzt…“ Sie sah sich um, auf die leeren Stühle, die vollen Aschenbecher, den Tresen. „Jetzt kann ich mir schwer vorstellen, woanders zu stehen.“

Der Wirt sah in sein Glas, das statt Bier diesmal tatsächlich Wasser enthielt. „Wenn ich ehrlich bin“, sagte er, „hab ich diese Kneipe immer ein bisschen wie ein Kind behandelt. Hab sie aufgezogen, gehofft, sie würde mal ordentlich laufen, auf eigenen Beinen stehen. Und irgendwann hab ich gemerkt: Die Kneipe ist nicht das Kind. Ihr seid es. Und ihr werdet nicht erwachsen. Ihr bleibt hier hängen, bis einer von euch nicht mehr reinkommt.“ Er schüttelte den Kopf. „Zu spät gemerkt.“

Ich wusste, dass ich auch dran war. Der Kobold grinste, wartete. „Na los“, flüsterte er. „Dein ‚Wenn ich ehrlich bin‘. Ich bin ganz Ohr.“ Ich starrte in den Aschenbecher, in dem der Rauch langsam dünner wurde. „Wenn ich ehrlich bin“, sagte ich leise, „weiß ich nicht, ob ich jemals wirklich was anderes wollte als genau das hier. Saufen, Rauchen, Quatschen, nicht allein sein. Ich erzähl mir seit Jahren, ich hätte irgendwo mal große Pläne gehabt, aber wenn ich genau

hinsehe…“ Ich hob den Blick, sah die drei anderen an. „Vielleicht war das hier immer mein Plan A. Ich hab nur nie den Mut gehabt, mir einzugestehen, wie klein der ist.“

Der Satz hing einen Moment in der Luft. Die Kellnerin sah weg, der Wirt rieb sich über die Stirn, Heiner kratzte sich am Hals. Der Kobold klatschte langsam. „Das“, sagte er, „war einer von den Sätzen, die nicht in den Aschenbecher gehören. Der bleibt da oben.“ Er tippte sich an die Schläfe. „Herzlichen Glückwunsch. Du bist offiziell nicht mehr in der Phase, in der du dir deine eigene Lüge glaubst. Ab jetzt wird’s entweder besser – oder deutlich hässlicher.“

Wir schwiegen eine Weile. Der Laden atmete schwer. Von draußen drang das entfernte Heulen einer Sirene rein, irgendein anderer Unfall, irgendeine andere Katastrophe, weit genug weg, um uns nicht zu betreffen. Die Kellnerin drückte ihre Kippe aus, sah auf den Filter und sagte: „Wenn ich ehrlich bin, hab ich keinen Bock, euch alle irgendwann zu beerdigen oder zu sagen: ‚Der saß immer da hinten, dritter Hocker von links.‘ Aber ich weiß, dass genau das passieren wird. Vielleicht nicht bei dir, vielleicht nicht bei dir…“ – sie zeigte auf mich, auf Heiner – „…aber bei irgendeinem von euch.“ Der Wirt nickte. „Ich hab schon genug Gesichter gesehen, die irgendwann nicht mehr kamen“, murmelte er.

Der Kobold stand im Aschenbecher, die Arme ausgebreitet. „Willkommen“, sagte er, „in der Aha-Zone. Ihr seht alle klar und macht trotzdem nichts. Für mich die beste Zeit. Erkenntnis ohne Konsequenz.“ Er drehte sich im Kreis. „Ist euch aufgefallen, wie voll der Aschenbecher ist? Und wie leer eure Hände werden, wenn ihr mal nichts zum Ausdrücken habt?“ Er hatte recht. In diesem Moment trug keiner von uns eine Zigarette in der Hand. Es war, als hätten wir sie kurz vergessen. Die Finger wussten nicht wohin.

Dann klingelte das Handy vom Wirt. Ein Lieferant, irgendwas mit der Bestellung morgen. Er ging ran, redete leise, machte seine Zahlen, sagte „ja“, „passt“ und „bis dann“. Die Magie war weg. Die Ehrlichkeit kroch wieder dorthin zurück, wo sie tagsüber wohnt, und ließ uns mit unseren Gewohnheiten allein. Die Kellnerin stand auf, nahm den Aschenbecher, leerte ihn in den Eimer. Der graue Staub, die Filter, die halben Versprechen, alles rutschte in den Müll, als wäre es nie dagewesen.

„So“, sagte sie. „Zurück zur Arbeit.“ Der Wirt stellte neue Gläser bereit, Heiner zündete sich die nächste an, ich nahm mein Bier in die Hand. Der Kobold kletterte aus dem leeren Aschenbecher und setzte sich auf meinen Schulterknochen. „Na siehste“, flüsterte er. „Wieder alles beim Alten. Ihr seid nicht gemacht für Wandel. Ihr seid gemacht für Wiederholung.“

Auf dem Heimweg, später, roch meine Kleidung nach Rauch, der in der Luft hängen geblieben war, nach Bier, nach dieser Mischung aus Schweiß und Putzmittel, die jeder Kneipe innewohnt, die sich ernst nimmt. Ich ging durch die Straßen, sah in dunkle Fenster, hinter denen Leute Fernseher hatten, Sofas, Familienfotos, Zimmerpflanzen. Vielleicht hatten sie auch Aschenbecher, aber andere. Nicht so überfüllt, nicht so zentral. Ihre Vorsätze hingen wahrscheinlich an Kühlschränken, auf Post-its, in Kalendern, nicht im Müll.

Zu Hause zog ich die Jacke aus, legte sie über den Stuhl, der nach Bar roch. Auf dem Tisch stand ein kleiner Glasaschenbecher, billiges Werbegeschenk von irgendeiner Zigarettenmarke. Ich starrte ihn an. Zwei Stummel vom Morgen, sonst nichts. Ich setzte mich, zündete mir noch eine an, übte nicht mal den Versuch, sie besonders fest auszudrücken. Der Kobold setzte sich mir gegenüber, auf den Tisch, die Beine baumelnd.

„Noch Vorsätze für heute?“, fragte er. Ich blies den Rauch aus. „Nur einen“, sagte ich. „Ich versprech mir für heute Nacht, dass ich morgen früh wenigstens noch weiß, wie ich ins Bett gekommen bin.“ Er nickte. „Bescheidenheit ist auch eine Tugend“, sagte er. „Vielleicht die einzige, die du dir wirklich leisten kannst.“

Ich drückte die Kippe aus, sah dem kleinen Glutpunkt zu, wie er verglomm. Ein weiterer Rest, eine weitere Spur, ein weiterer Punkt in einem Aschenbecher, der mehr von mir erzählte, als ich jemals jemandem sagen würde. Draußen fuhr ein Müllwagen vorbei. Ich dachte daran, wie sie morgens die Container leeren, den ganzen Dreck, die ganze Asche, alle guten Vorsätze der Stadt auf einem Haufen.

„Vielleicht“, dachte ich, kurz bevor mir die Augen zufielen, „braucht man gar keine neuen Vorsätze mehr. Vielleicht reicht es, aufzuhören, sich in jeden Aschenbecher einzubilden, dass da irgendwas von einem drin steckt, das man noch retten kann.“ Der Kobold lächelte. „Keine Sorge“, flüsterte er. „Ich behalte mir deinen Teil. Ich bin besser als jeder Eimer.“

Und der Aschenbecher stand da, halbvoll, ehrlicher als alle Kalender dieser Welt.

Kapitel 13 – Der Abend, an dem die Jukebox starb

Die Jukebox stand schon da, bevor ich angefangen hab, hier regelmäßig abzustürzen. Ich weiß nicht, wer zuerst eingezogen ist – der Wirt, die Maschine oder der Kobold – aber die drei gehören zusammen wie Tresen, Aschenbecher und schlechtes Licht. Sie war kein hübsches Retro-Teil aus so einem Hipster-Laden, sondern ein klobiger Kasten mit abgegriffenen Tasten, Nikotinfilm auf dem Plastik und bunten Lichtern, die eher so taten, als würden sie leuchten, als dass sie es wirklich taten. Die meisten Bilder der CDs hinter dem Glas waren ausgeblichen. Manche Bands gab’s nicht mehr, manche lebten zu lange, manche hatten wir hier dringelassen, weil keiner Lust auf Veränderung hatte.

Die Jukebox war unser Radio, unser Beichtstuhl und unser Zeitrechner. Es gab Lieder, bei denen wir wussten: Wenn das läuft, ist es nach Mitternacht. Andere waren reine Frühschicht-Songs, um die ersten zwei Biere zu begleiten. Dann gab es die, die eigentlich keiner mehr hören konnte und trotzdem jeder anmachte, wenn er sentimental wurde. Die alten Rockballaden, der ganze Mist, bei dem du dir einbildest, du würdest fühlen, obwohl du nur dein eigenes Echo hörst. In manchen Nächten schien mir, als würde die halbe Musikbibliothek dieser Kiste aus Liedern bestehen, die man nur noch erträgt, wenn man gerade genug getrunken hat, um zu glauben, sie wären für einen geschrieben.

Der Kobold liebte das Ding. „Das ist meine Orgel“, sagte er. „Der Soundtrack zum Untergang. Ohne Musik säuft ihr anders. Nüchterner, trauriger. Mit Musik habt ihr wenigstens das Gefühl, euer Leid hätte eine Melodie.“ Er saß gern oben auf dem Kasten, Beine baumelnd, das Kinn auf den Händen, wenn irgendeiner wieder für zehn Euro Kleingeld in die Schlitzromantik investierte. Manchmal legte er sich auch direkt hinter das Glas, zwischen die CD-Hüllen, und tat so, als wäre er Teil der Auswahl. „Drück mich“, rief er dann. „Titel 666.“

An dem Abend, an dem sie starb, war nichts Besonderes angesagt. Kein Fußball, kein Feiertag, keine Party, kein gar nichts. Es war der übliche langsame Abstieg Richtung

Wochenmitte. Draußen hing der Himmel tief und grau, drinnen hing der Rauch genauso. Ich kam rein, das Knie tat noch weh, aber inzwischen war es mehr Gewohnheit als Schmerz. Die Kellnerin nickte, der Wirt stellte das Bier hin, Heiner saß schon an seinem Platz, Harry diskutierte mit Manni über irgendwas, das keiner später noch wissen würde.

Die Jukebox lief. Irgendein altes Ding, das ich schon tausendmal gehört hatte, ohne den Interpreten zu kennen. War auch egal. Die ersten zwei Bier gingen leiser runter als sonst. Ich war müde von mir selbst, von meinen kleinen Ausbrüchen, meinen halbgaren Vorsätzen und meinen blauen Flecken. Ich wollte nur sitzen, trinken und mich von Gitarren zugleistern lassen. Der Kobold lag bäuchlings auf der Jukebox, trommelte mit den Füßen auf den Deckel. „Heute wird ein guter Abend", sagte er. „Ich hab's im Gefühl. Irgendwas geht heute endgültig im Arsch."

„Mal was Neues", murmelte ich. „Hier geht dauernd irgendwas im Arsch." Er grinste. „Ja, aber meistens seid ihr es. Heute hab ich Bock auf Technik." Er stand auf, balancierte über den Rand des Kastens und hielt das Ohr ans Gehäuse. „Sie hustet", sagte er. „Hörst du? Die kleine Alte hustet." Ich lauschte. Tatsächlich: Zwischen den Songs war ein seltsames Klicken, ein leises Knacken zu hören. Früher hätte ich das für normale Geräusche gehalten. Inzwischen wusste ich, dass alles, was älter ist als der Automatenspieler, irgendwann komische Geräusche macht.

„Vielleicht nur der Verstärker", meinte der Wirt, als ich ihn darauf ansprach. „Das Ding hat mehr Jahre auf dem Buckel als du in dem Laden. Ich schalt sie nach Feierabend mal ganz aus. Die braucht auch mal Pause." Die Kellnerin zog eine Augenbraue hoch. „Und dann?" fragte sie. „Sitzen die Jungs im stillen Kämmerlein und müssen ihre eigenen Gedanken hören." Harry winkte ab. „Quatsch", sagte er. „Ich kann auch ohne Musik trinken." „Ja", sagte sie. „Aber wir anderen müssen das aushalten."

Die Jukebox zog an dem Abend mehr Geld als sonst. Es war, als hätten wir alle unbewusst gemerkt, dass da was nicht stimmt. Heiner warf ein Fünfer rein und drückte nacheinander seine Stammnummern. Ein paar düstere Klassiker, irgendwelche Hymnen aus einer Zeit, als er noch geglaubt hatte, er wird irgendwann kein trauriger, kaputter Typ in einer Kneipe sein. Manni fummelte sich durch die Menüs, suchte nach irgendwelchen Songs, die „man früher im Jugendzentrum gehört hat". Der Anzugtyp aus der Happy-Hour-Hölle war auch da, ohne Krawatte, mit verschmiertem Hemd, und legte sich eine Runde 80er-Pop auf, wahrscheinlich, weil er damals noch nicht wusste, was ein Meeting ist.

Der Kobold war im Himmel, wenn man das so nennen kann. Er rannte im Takt auf der Jukebox hin und her, schrie mir Songtitel ins Ohr, die ich längst kannte. „Das ist dein Lied", rief er, als irgendeine Ballade lief, bei der es um Verlieren ging. „Und das ist ihr Lied", sagte er, als ein Song kam, bei dem die Kellnerin kurz stehen blieb und mit den Fingern den Takt auf den Tresen klopfte. „Und das ist meins", kicherte er, als ein Stück mit zu viel Schlagzeug und zu wenig Text einsetzte.

Es gab eine Zeit, da hab ich geglaubt, Lieder könnten was ändern. Dass du bei einem bestimmten Song plötzlich merkst: Jetzt oder nie. Raus hier. Leben retten. Irgendwann hab ich begriffen: Musik klebt nur wie ein Etikett auf dem, was sowieso passiert. Du säufst, du fallst, du bleibst, du gehst – und die Jukebox liefert den passenden Sound dazu, damit du später sagen kannst: „Weißt du noch, als wir zu dem Lied…" Es ist alles nur Kulisse. Aber eine gute.

An dem Abend war die Kulisse lauter als sonst. Vielleicht, weil ich innerlich leiser geworden war. Vielleicht, weil der Kasten wirklich am Limit lief. Vielleicht beides. Eine Weile lief alles glatt. Songs rein, Songs raus, Gläser voll, Gläser leer, Zigaretten an, Zigaretten aus. Routine. Und genau da, mitten in irgendeinem Lied, das in der Mitte sowieso immer gleich klingt, passierte es.

Die Musik setzte kurz aus. Nur eine Sekunde, zwei vielleicht. Ein Schlagloch im Sound. Dann sprang sie wieder an, stolperte, holte sich selbst ein, lief weiter. Der Kobold erstarrte. „Hast du das gehört?“, flüsterte er. Ich nickte. „Kann vorkommen“, sagte ich. „Kann sterben“, korrigierte er. Seine kleinen Augen funkelten. „Das war kein Aussetzer. Das war ein Hustenanfall.“

Beim zweiten Aussetzer war es nicht mehr zu überhören. Ein Song brach mittendrin ab, genau da, wo der Refrain losgehen sollte. Statt „Ohhhh“ kam nur ein verlegenes „Krrrk“. Der Lautsprecher machte ein Geräusch, als hätte jemand eine Handvoll Kies in einen Mixer geworfen. Dann herrschte für ein paar Sekunden Stille. Nicht absolute Stille – Gläser klirrten, Stimmen murmelten, jemand hustete – aber dieser Teppich aus Hintergrundmusik, der immer da war, der fehlte plötzlich. Es war, als hätte jemand den Teppich weggezogen und alle standen kurz barfuß auf kaltem Boden.

„He, Wirt!“, rief Harry. „Dein Kasten ist betrunken!“ Heiner lachte zu laut. „Die Jukebox hat mehr getrunken als wir!“ Manni versuchte, auf dem Display nachzusehen, ob noch was läuft. Die Zahlen flackerten. Die Anzeige blieb hängen, zwei Stellen halb kaputt. „Das kennt man“, murmelte der Kobold. „So sehen eure Gehirne aus, wenn ihr nach Hause lauft.“

Der Wirt kam von hinterm Tresen vor, wischte sich die Hände an der Schürze ab, als würde er gleich eine Operation durchführen. „Die spinnt schon seit ein paar Tagen“, brummte er. „Kontaktfehler, Verstärker, wer weiß. Ich muss mal den Typen anrufen, der sie mir damals hingestellt hat.“ „Lebt der noch?“, fragte die Kellnerin trocken. Er zuckte mit den Schultern. „Wenn nicht, kostet das mehr.“

Der Song sprang wieder an, diesmal drei Sekunden weiter. Die Stimmung schnappte zurück, aber man merkte, dass ein Riss drin war. So wie bei einem Glas, das du einmal zu hart abgestellt hast – es hält noch, aber du weißt, dass der Haarriss drin bleibt. Der Kobold legte sich flach auf das Gehäuse, als würde er die Vibrationen fühlen. „Sie hat Fieber“, sagte er. „Vielleicht solltest du ihr ein kaltes Bier an den Kopf halten. Hilft bei euch ja auch.“

Nach ein paar weiteren Liedern war klar: Das war kein Zufall. Manche Songs liefen sauber durch, andere hakten, setzten aus, blieben für einen Moment stumm, bevor sie sich wieder fingen. Bei einem Stück stoppte die Jukebox komplett, und die Titelnummer blinkte wie ein Herzmonitor, kurz bevor er eine gerade Linie zeichnet. Der Automatenspieler drehte sich sogar von seiner blinkenden Kiste weg, um zu sehen, was los war. „Nicht, dass die jetzt den Geist aufgibt“, sagte er. „Ohne Musik trifft man die Risikoleiter schlechter.“

Der Wirt seufzte, ging nach vorne zur Jukebox und schlug mit der flachen Hand gegen die Seite. Nicht hart, eher so väterlich, wie man einem alten Fernseher einen Klaps gibt. „Los, Mädchen“, murmelte er. „Eine Runde schaffst du noch.“ Die Kellnerin schnaubte. „Vielleicht braucht sie auch mal Urlaub“, sagte sie. „Oder Rente.“

Für einen Moment ließ sich die Maschine tatsächlich überreden. Der nächste Song lief sauber durch, genauso der danach. Es war, als hätte sie sich zusammengerissen, weil sie merkte, dass

alle sie anstarrten. Der Kobold stand darauf wie ein Dirigent, der glaubt, er hätte die Kontrolle über das Orchester. „Siehst du?“, rief er. „Die Alte kann noch. Die will nur Aufmerksamkeit.“ Er drehte sich zu mir. „Du und sie, ihr seid euch ähnlicher, als du glaubst.“

Wir tranken weiter. Es war diese Sorte Abend, die man „gemütlich“ nennt, wenn man sich schönreden will, dass nichts passiert. Der Alkohol kroch langsam in die Köpfe, er weichte die Ecken auf, machte die Kanten stumpf. Einer erzählte eine Geschichte, die er schon zehnmal erzählt hatte, aber wir taten so, als wäre sie neu. Die Jukebox lief weiter, als hätte sie sich beruhigt. Der Kobold tanzte, die Kellnerin wischte, der Wirt zapfte, alles war so normal, wie es hier eben wird.

Bis irgend so ein Idiot – war’s Harry, war’s der Anzugtyp, war’s einer von den Gesichtern, die ich nur vom Sehen kenne – auf die Idee kam, eine ganze Reihe Lieder hintereinander zu programmieren. Nicht die üblichen Sachen, nicht unsere alten Stamm-Songs, sondern alles Mögliche durcheinander. Neue Pop-Tracks, deutsches Gedudel, ein paar billige Schlager, als hätte er testen wollen, ob man dieses Ding auch seelisch zerstören kann.

Der Kobold war empört. „Das ist Missbrauch“, fauchte er und stampfte wütend auf den Deckel des Kastens. „Die Alte ist alt. Die verträgt nicht jeden Scheiß. Das ist wie Techno bei Herzschwäche.“ Er rannte über das Display, als würde er versuchen, die Auswahl zu ändern, aber natürlich konnte er nichts tun. Der erste Song lief an, irgendein modern produzierter Plastikbeat, der an diesem Ort ungefähr so angebracht war wie ein Smoothie auf einer Beerdigung.

Und dann kam der Moment. Der Song startete, stoppte, sprang, stoppte wieder. Die Bässe knarzten, die Höhen pfiffen, dann, plötzlich: Stille. Nicht diese kurzatmige Pause von vorhin, sondern ein glatter, harter Schnitt. Die Lichter an der Jukebox blinkten noch für einen Augenblick, suchten panisch nach einem Takt. Dann gingen sie aus. Nicht gedimmt, nicht flackernd, einfach: aus. Der Raum wurde um ein paar Nuancen dunkler.

Der Automatenspieler pfiff leise. „Die ist durch“, sagte er. „Die hat die Fresse dick.“ Heiner grinste unsicher. „Kommt gleich wieder“, meinte er. „Die war schon mal kurz weg.“ Harry stand auf, ging hin, schlug auch mit der Hand gegen die Seite. Nichts. Nur das Geräusch seiner eigenen Haut auf Plastik.

Der Wirt schnaufte, ging ums Eck, zog die Klappe an der Seite auf, wühlte an irgendwelchen Kabeln. „Vielleicht Sicherung“, murmelte er. „Oder Netzteil.“ Der Kobold stand inzwischen direkt vor der Jukebox, mit dem Gesicht zum dunklen Display. „Sie ist tot“, sagte er leise. Nicht lachend. Fast ehrfürchtig. „Ich hör sie nicht mehr.“

Es ist seltsam, wie sehr man sich an Musik gewöhnt. Als die Jukebox endgültig schwieg, fiel erst mal auf, wie laut wir eigentlich sind. Gläser, Stimmen, das Scharren der Stühle. Und darunter etwas anderes: dieses dumpfe Pochen, wenn die eigenen Gedanken lauter werden wollen und keiner spielt mehr dagegen an. Die Stille war nicht angenehm. Sie war nackt.

Der Wirt hatte den halben Kasten aufgeschraubt, ein Schraubenzieher zwischen den Zähnen, die Stirn in Falten gelegt. Drinnen war ein Chaos aus Kabeln, Platinen, altem Staub und vergilbten Aufklebern, die niemand mehr lesen konnte. Die Kellnerin leuchtete mit einem alten Taschenlampen-Handy rein, das Display voller Risse. Von außen sah die Jukebox immer so aus, als wäre sie ein sturer, solider Block. Von innen war sie genauso verwickelt wie wir.

„Früher war da wenigstens noch Mechanik drin“, brummte der Wirt. „Räder, Zahnrädchen, Schieber. Heute ist das alles Elektronik. Wenn da was stirbt, kannst du nur noch tauschen.“ Er griff irgendwohin, wackelte an einem Stecker. Ein Licht flackerte kurz. Der Kobold hielt den Atem an. „Sie zuckt“, flüsterte er. „Vielleicht ist sie noch nicht ganz drüben.“ Es war wie bei jemandem im Krankenhaus, der im Schlaf die Augen kurz öffnet, dann wieder wegkippt.

Der Wirt fluchte leise, zog an einem Kabelstrang, der aussah, als hätte ihn jemand mit schlechten Nerven zusammengelötet. „Da hängt mehr Provisorium drin als in meinem Steuerordner“, murmelte er. Ich stand daneben, das Bier in der Hand, und dachte daran, wie oft ich mich an diese Box angelehnt hatte, als müsste sie mich halten. Wie oft ich an ihr gestanden hatte, Kleingeld zwischen den Fingern, betrunken die gleichen Nummern drückend, weil ich mich wenigstens auf eines verlassen wollte: dass, wenn ich schon nichts auf die Reihe kriege, wenigstens die Jukebox zuverlässig denselben Song liefert.

„Wenn du sie nicht retten kannst, musst du sie begraben“, sagte der Kobold. „Mit allen Ehren. Vielleicht kriegt sie hinten im Lager ein Eckchen, neben den leeren Fässern und deinen guten Vorsätzen.“ Der Wirt war noch nicht so weit für Poesie. „Ruhe jetzt“, knurrte er, ohne zu wissen, mit wem er sprach. „Sonst schmeiß ich dich auch mit rein.“ Er drückte den Schalter, zog den Stecker, steckte ihn wieder rein. Ein leises Summen, ein winziger Funken irgendwo tief drin, dann wieder nichts.

Die Kellnerin warf einen Blick auf den Raum. Die Gäste wurden unruhig. Ohne Musik wirkten sie nackt. Harry klopfte mit dem Finger auf den Tisch, in einem Tempo, das jede Sekunde schneller wurde. Heiner starrte in sein Glas, als hätte sich darin ein Orchester versteckt. Manni versuchte, irgendwas auf seinem Handy abzuspielen, aber der Lautsprecher dieses Plastikdings ging in der Raumluft unter. „Das ist nix“, sagte er. „Klingt, als würde einer im Nebenzimmer furzen.“

Ich stellte fest, dass mich das Fehlen der Jukebox mehr traf, als ich gedacht hätte. Es war nicht nur die Musik. Es war dieses Ritual. Kleingeld auf den Tresen, ein paar Nummern murmeln, die Fingerspitzen auf den Tasten, dieses klackende Geräusch, wenn die Eingabe angenommen wurde. Dann das kurze Warten, bis die Maschine den Song findet, der Moment, bevor der erste Ton kommt. Das war das Einzige, was hier drin manchmal so etwas wie Spannung hatte.

Der Kobold setzte sich auf den Rand der offenen Klappe, ließ die Beine nach innen baumeln. „Weißt du, was das bedeutet?“, fragte er mich. „Die Sounds, auf die du dein Elend gelegt hast, sind weg. Ab jetzt musst du dir neue Ausreden suchen. Du kannst nicht mehr sagen: ‚Ich trink noch einen, bis das Lied vorbei ist.‘ Du musst irgendwann einfach so aufstehen. Ohne Trommelwirbel.“ Ich trank einen Schluck, der plötzlich anders schmeckte. Roh, irgendwie. Als hätte jemand den Zucker aus dem Alkohol gezogen.

„Vielleicht hol ich eine neue“, murmelte der Wirt, mehr zu sich selbst als zu uns. „Oder so einen digitalen Scheiß. Mit Internet und allem.“ Die Kellnerin verzog das Gesicht. „Und dann hört ihr hier nur noch Playlists von irgendwelchen Plattformen“, sagte sie. „Drei Stunden lang derselbe Song in fünf Versionen. Ich weiß nicht, ob ich dafür noch den Lappen schwingen will.“ Heiner warf ein: „Ey, die Jukebox gehört zum Laden. Ohne das Ding fehlt was.“ Harry nickte. „Ist wie Stammtisch ohne Aschenbecher.“

Ein paar Leute versuchten, das Loch mit Lärm zu stopfen. Sie redeten lauter, klopften Gläser auf den Tisch, erzählten ihre Witze mit mehr Nachdruck. Aber die Stille dahinter ließ sich

nicht komplett zudecken. Immer wieder gab es Momente, in denen niemand sprach – diese kleinen, nackten Sekunden, in denen du hörst, wie jemand neben dir atmet, wie eine Stuhllehne knarzt, wie im Kühlschrank der Kompressor anspringt. Früher hatte die Jukebox solche Momente zugeschmiert. Jetzt stand alles im Raum.

„Ich hab mal gelesen“, sagte Manni, der sich gern auf Halbwissen stützte, „dass Musik im Gehirn dieselben Zentren anregt wie Drogen. Vielleicht ist das hier jetzt das Methadonprogramm.“ Der Kobold lachte. „Ihr seid nicht auf Entzug“, sagte er. „Ihr merkt nur, dass ihr euch selber nicht mögt, wenn keiner für euch singt.“ Er sprang von der Klappe, lief auf dem Tresen hin und her, als würde er nach einem Ersatz suchen. „Ich kann ja versuchen zu summen“, schlug er vor. „Aber ich fürchte, ihr hört mich nicht im richtigen Takt.“

Der Wirt gab schließlich auf. Er schloss die Klappe wieder, nicht hart, eher müde. „Für heute ist sie tot“, sagte er. „Ich ruf morgen den Techniker an. Oder ich tu so, als hätt ich’s getan.“ Die Kellnerin legte eine Hand kurz auf das Gehäuse, fast zärtlich. „Sie hat auch genug gehört“, meinte sie. „Vielleicht will sie einfach nicht mehr.“ Ich musste an all die Nächte denken, in denen wir mit glasigen Augen vor dem Ding gestanden hatten, Münzen rein, Songs raus, Gefühle rein, Leere raus. Vielleicht war es wirklich genug.

„Die Jukebox stirbt an euch“, flüsterte der Kobold. „So wie alles hier an euch stirbt. Gläser, Aschenbecher, Möbel, Beziehungen, Organe. Ihr saugt alles auf, bis es nicht mehr geht, und wundert euch dann, dass das Licht ausgeht.“ Ich wollte ihm widersprechen, fand keinen Grund. Stattdessen bestellte ich das nächste Bier. Es klang seltsam laut, als der Zapfhahn aufging.

Später in der Nacht, als der Laden sich lichtete und nur noch ein paar hartnäckige Gestalten übrig waren, saß ich direkt neben der Jukebox. Ich lehnte mich an sie, spürte das kalte Gehäuse in meinem Rücken. Kein Vibrieren mehr, kein Bass, nur Plastik und Metall. „Weißt du noch“, murmelte ich, ohne zu wissen, mit wem ich sprach, „die ganzen Abende, an denen du meinen Absturz vertont hast? Wir waren ein gutes Team.“ Der Kobold saß oben auf dem Kasten, die Knie angezogen, die Arme darum geschlungen. „Sie hätte was Besseres verdient“, sagte er. „Ihr hättet alle was Besseres verdient. Aber ihr habt euch nun mal gefunden.“

Die Kellnerin räumte ab, der Wirt machte die Kasse, irgendwo ganz hinten klapperte Geschirr. Und da stand sie, die große, schweigende Maschine, die immer da war und jetzt endgültig so wirkte, als wäre sie nur noch Möbel. Es war, als würde einem alten, kranken Hund das Bellen fehlen. Du erkennst ihn noch, aber irgendwas Entscheidendes ist weg.

Die Tage danach waren seltsam. Man glaubt ja, man gewöhnt sich an alles – an Schmerzen, an Schulden, an Gesichter, die verschwinden. Aber der erste Abend ohne Musik fühlte sich an, als hätte jemand ein Organ aus dem Raum entfernt. Nicht lebenswichtig vielleicht, aber eins, das für Stimmung zuständig war. Vielleicht die Milz der Kneipe. Du kannst ohne leben, aber irgendwie wirst du nie wieder richtig gerade.

Der Wirt hatte es tatsächlich versucht. Am nächsten Mittag rief er den Techniker an, so einen Typen, der offenbar sein halbes Leben damit verbringt, in dunklen Ecken von Eckkneipen an toten Geräten herumzuschrauben. „Ich kenn den noch von früher“, sagte er. „Der hat mir das Ding damals aufgeschwatzt. Hat gemeint, das bringt mir Umsatz und Seele.“ „Hat ja gestimmt“, murmelte die Kellnerin. „Nur dass jetzt beides im Arsch ist.“

Der Techniker kam zwei Tage später. Ich war zufällig schon da, zu früh wie immer, am Tresen, Kaffee statt Bier, weil der Tag noch nicht offiziell angefangen hatte. Ein kleiner Mann mit grauen Haaren und einem Bauch, der aussah, als hätte er sich mit Ersatzteilen vollgetankt. Er roch nach kaltem Metall und altem Rauch. „Na, die Dame macht Probleme?“, fragte er, als er die Jukebox sah, und klopfte gegen das Gehäuse, als würde er ein Pferd begrüßen. Der Kobold wich einen Schritt zurück, als hätte ihn jemand bei etwas Intimem erwischt.

„Sie ist einfach ausgegangen“, erklärte der Wirt. „Läuft nicht mehr, Licht ist aus, Display tot.“ Der Techniker nickte, als hätte er das schon tausendmal gehört. Er schraubte auf, machte die gleiche Klappe auf wie der Wirt, steckte irgendwelche Messgeräte rein, murmelte etwas von „Spannung“ und „Controller“ und „alte Serie“. Ich verstand nur die Hälfte. Der Kobold verstand gar nichts und tat so, als sei er Fachmann. „Fehler im Herzen“, diagnostizierte er. „Da kannst du nichts mehr machen. Außer beten. Und hier drin betet keiner.“

Nach einer Weile richtete sich der Techniker auf, rieb sich die Hände an einem Lappen ab, der aussah, als hätte er mindestens drei Jukebox-Leben auf dem Buckel. „Also“, sagte er. „Ich sag’s mal gerade raus: Das lohnt sich nicht mehr.“ Der Wirt verzog das Gesicht, als hätte man ihm einen Todesbescheid überreicht. „Was heißt ‚lohnt sich nicht‘?“, fragte er. „Netzteil kaputt, Platine tot, Laufwerk am Ende“, zählte der Mann auf. „Das krieg ich alles wieder hin, aber das kostet mehr als ’ne gebrauchte neue. Und ob’s dann hält, ist die andere Frage.“

Die Kellnerin lehnte sich an den Tresen, verschränkte die Arme. „Das heißt, sie ist tot“, übersetzte sie. „Wie lange war sie hier?“ Der Wirt dachte kurz nach. „Zwölf Jahre“, sagte er. „Vielleicht dreizehn.“ Ich rechnete im Kopf nach. Zwölf, dreizehn Jahre. Das war ungefähr die Zeit, in der ich angefangen hatte, hier nicht mehr nur Gast, sondern Einrichtung zu sein. Meine halbe Kneipenbiografie lehnte an dem Kasten.

„Wir könnten zusammenlegen“, warf Heiner später ein, als der Techniker weg war und die Diagnose wie die Rauchschwaden an der Decke hing. „Für eine Reparatur oder so.“ Harry schnaubte. „Ich leg vielleicht für ’nen Kranz zusammen“, sagte er. „Aber nicht für eine Maschine, die mehr Kippen gehört hat als meine Lunge.“ Manni meinte: „Vielleicht ist das ein Zeichen. Vielleicht brauchen wir keine Jukebox mehr. Vielleicht sind wir alt genug, unsere Ruinen in Ruhe zu trinken.“

Der Kobold war stinkig. „Die nehmen mir meinen Verstärker weg“, knurrte er. „Das ist Arbeitsverweigerung. Was soll ich denn machen, wenn ihr in der Stille säuft? Euch beim Denken zugucken? Ich kündige.“ Ich musste grinsen. „Du kündigst genauso wenig wie wir“, sagte ich. „Du bleibst, bis der letzte Aschenbecher leer ist.“ Er sah beleidigt aus, aber er wusste, dass ich recht hatte.

Die ersten Abende ohne Musik waren rau. Man merkt, wie viele Pausen im Leben von Geräuschen überdeckt wurden. Die Gespräche wurden brüchiger. Vorher konntest du einfach schweigen, wenn du nicht wusstest, was du sagen sollst. Ein Song füllte die Lücke, ein Refrain übernahm das Sprechen. Jetzt stand jedes Schweigen nackt im Raum. Leute fingen an, mehr zu trinken, um die Lücken zu paddeln. Andere redeten zu viel, als wollten sie die Jukebox mit ihren eigenen Stimmen ersetzen.

„Mir fehlt was“, sagte Harry an einem Abend und starrte auf die dunkle Ecke, wo der Kasten stand. „Ich wusste nie, wie sehr mir was fehlt, das ich gar nicht beachtet habe.“ Heiner nickte. „Früher hab ich immer gedacht, die Musik ist zu laut“, meinte er. „Jetzt merk ich, wie laut mein Kopf ist, wenn nix dudelt.“ Die Kellnerin versuchte, über ein altes Radio vom Handy

irgendwelche Hintergrundmusik anzumachen. Der Klang war blechern, zu leise, zu sauber. Die Lieder sprangen durcheinander, ohne System, ohne die alte Reihenfolge, die wir irgendwann im Blut hatten.

Der Wirt rechnete. Er hatte einen Zettel vor sich, warf Zahlen hin und her. Neuer Kasten, Mietgerät, Abo, Prozent vom Umsatz, Stromkosten. „Das rechnet sich nicht“, murmelte er. „Mit der alten hab ich auch nie wirklich verdient. Das ist alles Romantik. Romantik zahlt keine Steuer.“ Die Kellnerin sah ihn an. „Romantik hält den Laden aber länger am Leben als die Kasse“, sagte sie. Er antwortete nicht. Der Kobold stand auf seinem Zettel und tanzte darauf herum. „Gib ihr wenigstens einen vernünftigen Abschied“, forderte er. „Beerdigung, Rede, Kerze. Irgendwas.“

Ich stand irgendwann allein vor der toten Jukebox, ein Bier in der Hand, mein Spiegelbild im dunklen Glas. Ohne die beleuchteten CD-Cover sah man sich plötzlich selbst darin. Kein Bon-Jovi, kein AC/DC, kein sonstwer – nur mein verzerrtes Gesicht, eingerahmt von Fingerabdrücken und Nikotin. „Du warst besser, als wir verdient haben“, murmelte ich, ohne groß nachzudenken. „Du hast uns ertragen, sogar unsere Musikwünsche.“

Der Kobold setzte sich neben mich, sein Spiegelbild im Glas neben meinem. Zwei verzogene Fratzen in einer ausgeschalteten Maschine. „Weißt du, was das Schönste ist?“, fragte er. „Dieses Ding hat all eure Lieblingslieder gekannt. Jeden peinlichen Song, den ihr betrunken ausgewählt habt, jede Schnulze, jeden Auf-die-Brust-Hau-Rocker. Und sie hat nie geurteilt. Hat einfach nur gespielt, bis sie nicht mehr konnte. Ihr wärt gern so großzügig.“

„Wir haben ihr nie was zurückgegeben“, fiel mir auf. „Nur Geld. Kein Respekt.“ „Geld ist mehr, als ihr den meisten gebt“, meinte er. „Aber ja. Ihr schmeißt alles in Aschenbecher und Automaten, nur euch selber nicht aus dem Laden.“ Ich lehnte die Stirn kurz an das Glas. Es war kalt, aber nicht unangenehm. So fühlt sich irgendwas an, das eigentlich längst keinen Bock mehr hat, aber noch rumsteht, weil keiner es wegräumt.

An dem Abend war der Geräuschpegel irgendwann unerträglich. Alle redeten durcheinander, das Klirren der Gläser war lauter, als es sein müsste, das Lachen klang schärfer, das Schweigen dumpfer. „Ihr schreit alle gegen eine Stille an, die euch sowieso gewinnt“, sagte der Kobold. Ich trank, ich rauchte, ich hörte auf nichts.

Der eigentliche Tod kam nicht mit einem Knall, sondern mit einem Abtransport. Ein paar Wochen nach dem ersten Aussetzer stand ich wieder mal zu früh im Laden. Die Luft roch nach Putzmittel und altem Bier, die Stühle standen noch auf den Tischen, die Kellnerin wischte, der Wirt fluchte über eine Rechnung. Dann kam dieser Transporter vorgefahren. Weiß, anonym, mit einer Firmenschrift, die so tat, als würde sie die Welt mit Automaten besser machen.

Zwei Männer stiegen aus. Blaue Overalls, kräftige Arme, diese Gleichgültigkeit im Gesicht, die Leute haben, die jeden Tag dieselben Objekte schleppen. Sie guckten nicht lang. „Die hier?“, fragte der eine, und der Wirt nickte. „Ja“, sagte er. „Die hat’s hinter sich.“ Der Kobold sprang auf. „Moment“, rief er. „Das ist ein Missverständnis. Die hat nur schlechte Laune. Die braucht keine Abholung, die braucht Therapie.“

Sie schoben die Jukebox von der Wand weg. Das Geräusch, das sie machte, war beschämend. So ein tiefer, alterndes Kratzen von Metall auf Fliesen. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie schwer dieses Ding war, bis ich sah, wie sie sich abmühte. Vielleicht kam mir das nur so vor,

weil ich wusste, wie viel in ihr drinhing. Songs, Abende, Gesichter, die nicht mehr kamen. Es war, als würde ein Stück Wand eingerissen.

Die Kellnerin blieb mit dem Lappen in der Hand stehen. „Ihr nehmt sie wirklich mit“, sagte sie, und es klang, als würde einer ihren Hund wegführen. Der Wirt zuckte mit den Schultern. „Was soll ich machen?“, meinte er. „Ich zahl seit Monaten Miete für ein Möbelstück. Das bringt mir nichts. Die Jungs nehmen sie mit, vielleicht schlachten sie sie aus, vielleicht landet sie auf dem Schrott. Ist auch egal.“ „Ist es nicht“, murmelte sie, aber niemand antwortete.

Ich stand daneben, das erste Bier des Tages in der Hand, und fühlte mich unangebracht nüchtern für die Situation. Der Kobold rannte um die Jukebox herum, klammerte sich an die Ecken, als könnte er sie aufhalten. Natürlich berührte er nichts. Die Männer schoben den Kasten auf so einen metallenen Rollwagen, verzurrten ihn mit Gurten, als wäre er ein widerspenstiges Tier. Das Kabel baumelte hinterher wie ein abgetrenntes Stück Schwanz.

„Sag was“, flüsterte der Kobold mir ins Ohr. „Los, sag irgendwas. Du bist doch sonst nie um Sprüche verlegen. Mach einen Witz, halte eine Rede, schreib ein Gedicht, kotz – irgendwas.“ Mir fiel nichts ein. Ich sah dem Kasten nach, wie er zur Tür geschoben wurde. Das bunte Frontglas war blind, die Lichter aus, mein Spiegelbild verschwand Stück für Stück, je weiter er weg war. Kurz bevor sie die Tür aufrissen, legte die Kellnerin die Hand auf die Seite der Maschine. Es war keine große Geste, nur ein kurzer Druck. „Danke“, sagte sie. Ich glaube, nur ich und der Kobold haben es gehört.

Draußen wurde das Ding in den Transporter geladen. Eine Rampe, ein Ruck, Metall auf Metall, dann schlug die Tür zu. Der Wagen fuhr los, als hätte er nur Möbel geladen. In Wirklichkeit hatte er den Sound unserer letzten zehn, zwölf Jahre aufgeladen. Die Straße war wieder leer. Die Wand im „Schlusslicht“ war es auch. Ein heller Fleck, wo vorher der Kasten gestanden hatte. Nikotinrand außen, sauberer Innenbereich, wie ein Schattenriss.

„Und jetzt?“, fragte Harry später, als wir wie immer an unserem Stammtisch saßen und auf den Fleck starrten. „Jetzt hört ihr euch halt selber zu“, sagte die Kellnerin. „Ihr wolltet doch immer ernst genommen werden.“ Der Wirt stellte das Bier vor mich hin, sah kurz auf die leere Ecke. „Ich könnte einen Fernseher hinhängen“, meinte er. „Oder eine Dartscheibe. Oder ein Regal.“ Manni mischte sich ein. „Mach ’nen Spiegel hin“, sagte er. „Dann sehen wir wenigstens, was aus uns geworden ist.“

Der Kobold saß an der Wand, genau da, wo vorher die Jukebox gestanden hatte. Er hatte die Knie angezogen, die Arme darum geschlungen. „Das war meine Bühne“, sagte er. „Da oben habe ich getanzt, wenn ihr gefeiert habt, da habe ich gesessen, wenn ihr geheult habt. Das war mein DJ-Pult des Elends. Und jetzt…“ Er sah sich um, musterte die anderen Geräte. „Soll ich mich auf den Kühlschrank setzen? Ist nicht dasselbe. Der brummt nur. Der singt nicht.“

Die ersten Abende ohne den Kasten waren lauter und langweiliger zugleich. Statt Musik liefen jetzt manchmal irgendwelche Radiosendungen im Hintergrund, wenn der Wirt dran dachte, das Küchenradio aufzudrehen. Nachrichtenschnipsel, Verkehrsstaus, Werbung für Matratzen und Fertiggerichte. Der Kobold hielt sich die Ohren zu. „Das ist schlimmer als Schweigen“, meinte er. „Wenn ihr schon untergeht, dann wenigstens mit einer ordentlichen Melodie. Nicht mit irgendeinem Jingle von einem Baumarkt.“

Ich ertappte mich dabei, dass ich immer noch Kleingeld in der Tasche drehte. Reine Gewohnheit. Früher hatte ich aus Reflex nach einer Stunde Saufen die Münzen auf den

Tresen gelegt, ein paar Nummern gesagt, die Hände über die Tasten gelegt. Jetzt lagen die Münzen nur da, kalt, sinnlos. „Du kannst sie mir geben“, sagte der Kobold. „Ich bau mir eine kleine Jukebox im Klo.“ Ich steckte sie wieder ein. „Vielleicht heb ich sie auf“, murmelte ich. „Für irgendwann.“

„Irgendwann“, sagte er. „Der große Friedhof der Wörter. Da liegen eure ganzen Vorsätze und eure ganze Kleingeldromantik. Irgendwann hör ich auf. Irgendwann geh ich. Irgendwann wird’s besser. Und jetzt: Irgendwann holen wir uns ’ne neue Jukebox. Ihr lernt es nicht.“ Vielleicht hatte er recht. Vielleicht nicht. Fakt war: An diesem Abend hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass hier wirklich etwas zu Ende gegangen war, das nicht so einfach ersetzbar war.

Später, als der Laden fast leer war und die Stille schwer auf den Tischen lag, fing Heiner an zu summen. Erst leise, dann lauter. Ein Lied, das wir früher ständig gehört hatten, wenn wir betrunken waren und so taten, als wären wir noch unsterblich. Harry fiel ein, schief, aber laut. Manni versuchte, irgendwo die zweite Stimme zu treffen, verfehlte sie grandios. Die Kellnerin lehnte am Tresen und hörte zu, die Arme verschränkt. Der Wirt trocknete Gläser, der Rhythmus seiner Bewegungen passte irgendwie dazu.

Es klang beschissen. Falsch, brüchig, viel zu langsam. Und trotzdem, für ein paar Sekunden lang, hatte es was. Kein Ersatz für den Kasten, aber so eine Art improvisierte Beerdigung. Wir sangen, torkelten durch den Refrain, vergaßen den Text, fingen von vorne an. Der Kobold stand mitten auf dem Tisch und dirigierte uns mit einer Serviette wie mit einem Taktstock. „Seht ihr“, rief er. „Ihr könnt sogar euren eigenen Untergang vertonen. Ihr braucht nicht mal Strom.“

Als wir fertig waren, lachte keiner. Es gab nur dieses peinliche Räuspern, ein paar Schlucke, das Klappern eines Glases. Dann sagte die Kellnerin: „Ihr seid schief wie eure Leben.“ Der Wirt nickte. „Aber laut“, ergänzte er. Und irgendwo zwischen diesen beiden Sätzen war klar: Die Jukebox war weg. Und sie würde nicht ersetzt, nur übertönt.

Ein paar Tage später hatte ich einen dieser seltenen hellen Momente. Nicht vom Kopf her, der war wie immer trüb, sondern vom Licht. Ich war ausnahmsweise am Nachmittag draußen hängen geblieben, bevor ich ins „Schlusslicht“ abbog. Die Sonne stand schief über den Häusern, die Straße war nass vom Regen, überall spiegelten sich Schilder, Fenster, Gesichter. Als ich an der Kneipe vorbeiging, sah ich durch die Scheibe meinen Platz, den Tresen, die leere Ecke ohne Jukebox. Von draußen betrachtet, sah das alles kleiner aus. Wie ein Puppenhaus, in dem man die Figuren vergessen hatte.

Ich blieb stehen, eine Zigarette zwischen den Fingern, die ich mir unterwegs angezündet hatte. In der reflektierenden Scheibe sah ich mein eigenes Gesicht, dazu das spiegelverkehrte Kneipeninnere. Mein Ich von draußen und mein Leben von drinnen in einem Bild. Da, wo früher die Jukebox geleuchtet hatte, war jetzt nur ein heller Fleck, ein Schatten ohne Gegenstand. Ich fühlte mich plötzlich alt. Nicht wegen der Falten, nicht wegen der Knochen. Wegen der Dinge, die nach und nach verschwinden, während du noch da bist.

Der Kobold tauchte im Spiegelbild neben mir auf, als wäre er aus der Scheibe gekrochen. „Na?“, fragte er. „Gefühlsduselei? Trauerarbeit? Midlife-Crisis? Ist spät dafür, Alter.“ Ich zog an der Kippe, beobachtete, wie der Rauch an der Scheibe rankroch. „Die Jukebox war mein Kalender“, sagte ich. „Nicht dieser Pappscheiß mit Feiertagen. Ich hab mir gemerkt, was in meinem Leben passiert ist, indem ich wusste, was da lief. ‚Weißt du noch, als du mit ihr

Schluss gemacht hast? Da lief dieses eine Lied.‘ ‚Weißt du noch, als dein Chef dich rausgeworfen hat? Da hast du drei Mal denselben Song gedrückt.‘ Jetzt ist die Kiste weg. Als hätte man mir die Legende zu einer Karte geklaut.“

Der Kobold grinste, aber weniger spöttisch als sonst. „Willkommen in der Gegend, in der deine Erinnerungen nicht mehr auf Geräte ausgelagert sind“, sagte er. „Du musst sie selbst tragen. Wirst sehen, wie schwer das ist.“ Ich schnippte die Kippe auf den Boden, trat sie aus, bevor ich reinging. Drinnen roch es wie immer. Bier, Rauch, Putzmittel, resignierte Hoffnung.

Der Wirt hatte tatsächlich angefangen, die leere Ecke zu füllen. Kein Fernseher, keine Dartscheibe. Nur ein altes Regal, das er aus dem Keller geholt hatte. Darauf ein paar verstaubte Flaschen, ein paar Gläser, eine rostige Blechreklame von einer Biermarke, die keiner mehr bestellt. Es sah traurig aus, wie Deko aus einem zu billigen Film. „Sieht scheiße aus“, sagte ich, als ich auf meinem Hocker landete. Er nickte. „Ja“, meinte er. „Aber günstig scheiße.“

Die Kellnerin stellte mir ein Bier hin, sah, wie mein Blick zu der Ecke wanderte. „Du guckst da hin, als hätte jemand ein Grab geschaufelt“, sagte sie. „Hat er ja“, antwortete ich. „Nur ohne Stein.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ihr hattet zehn Jahre Soundtrack“, meinte sie. „Andere Leute haben ihr ganzes Leben ohne Musik in der Stammkneipe verbracht. Vielleicht ist das nur Ausgleich.“

„Du kannst ja dein Handy an die Anlage hängen“, schlug Manni vor. „Ich hab Playlisten. Alles durchgemischt. Alt, neu, alles.“ Der Wirt verzog das Gesicht. „Ich will nicht, dass hier drin irgendwas von irgendwelchen Algorithmen bestimmt wird“, sagte er. „Es reicht, dass ihr nicht mehr wisst, was ihr selber hören wollt, ohne Knopf zu drücken.“ Der Kobold lachte. „Er wird sentimental“, flüsterte er. „Das ist ein gutes Zeichen. Oder ein schlechtes. Bei euch ist das dasselbe.“

Heiner erzählte zum fünften Mal die Geschichte von dem einen Abend vor Jahren, als wir alle besoffen um die Jukebox standen und einer einen völlig falschen Song angewählt hatte. Statt unserer üblichen Kampfhymne kam irgendein Schlager mit viel Herzschmerz und wenig Hirn. Erst lachten alle, dann sangen alle mit, dann standen zwei Typen heulend im Arm des anderen, und am Ende hat keiner mehr gewusst, warum. „Das war der beste Abend“, sagte Heiner. „Weil es so peinlich war, dass es schon wieder ehrlich war.“ Die Kellnerin grinste. „Ich weiß noch, wie du versucht hast, danach cool auszusehen“, sagte sie. „Spoiler: hat nicht geklappt.“

Der Kobold stand unsichtbar in der leeren Ecke und tat so, als würde er die unsichtbaren Lieder anstellen. Er hob die Arme, als würde er Knöpfe drücken, wippte mit dem Fuß, als würde Bass durch ihn durchlaufen. „Ich hör sie alle noch“, sagte er zu mir. „Die Songs, die ihr reingeschrien habt, die ihr belächelt habt, die ihr immer wieder ausgewählt habt, weil ihr dachtet, sie würden euch irgendwie retten. Ich hab eine bessere Jukebox als ihr alle. Die sitzt hier.“ Er tippte sich gegen die Stirn. „Und ja, ich kann Shuffle.“

Ich fragte mich, was als Nächstes stirbt. Nicht dramatisch, nur logisch. Erst der Kasten, irgendwann der Wirt, irgendwann Heiner, irgendwann ich. Vielleicht geht das Licht aus, vielleicht nur die Lust. „Die Jukebox war das erste Ding, das uns verlassen hat, bevor wir es verlassen konnten“, dachte ich. „Wir gehen sonst immer zuerst.“ Es war eine unangenehme Einsicht. Clurichaun merkte, dass ich still wurde, und nutzte die Gelegenheit.

„Du unterschätzt dich“, sagte er. „Du bist zäher als du aussiehst. Du wirst hier noch sitzen, wenn sie den Laden längst umgebaut haben. Vielleicht stellen sie hier irgendwann so ein hippes Ding hin, mit Craft-Beer und veganen Happen, und du bist der letzte Trottel, der sich an den Hocker klammert und erzählt, wie früher die Jukebox gesungen hat, als Männer noch Männer und Lebern noch widerstandsfähig waren.“ Ich verzog das Gesicht. „Dann hoffe ich, dass ich vorher gehe“, murmelte ich. „Ich will nicht der Geist in einem Laden sein, der nicht mehr meiner ist.“

Die Kellnerin räumte gerade ein paar leere Gläser ab, als ich sie fragte: „Fehlt sie dir?“ Sie musste nicht fragen, was ich meinte. „Ja“, sagte sie. „Nicht nur wegen der Musik. Wenn die Jukebox lief, konntest du dich manchmal einfach an ihr vorbeidrücken und kurz durchatmen. Alle haben draufgestarrt, keiner auf dich.“ Sie dachte kurz nach. „Jetzt starren sie mehr aufeinander. Manchmal ist das gut. Manchmal wäre ich gern wieder unsichtbar.“

Vielleicht war das der Punkt. Die Jukebox war nie nur eine Maschine. Sie war eine Ausrede, nicht hinzugucken. Auf dich, auf die anderen, auf das, was du gerade wieder nicht hinkriegst. Jetzt, ohne sie, blieb der Blick öfter hängen. An der müden Kellnerin. Am Wirt, der älter wurde, schneller als sein Laden. An den Stammgästen, deren Gesichter tiefer fielen. An mir selbst, im Spiegel, im Fenster, in jedem Glas.

Als ich später in der Nacht nach Hause ging, ohne dass mir irgendein Song im Kopf hing, war da nur der Klang meiner eigenen Schritte. Kein Refrain, keine Melodie, kein „Weißt du noch“-Moment. Ich hätte mir gern irgendwas vorgesungen, irgendwas, das wenigstens so tut, als würde es passen. Stattdessen hörte ich den Kobold pfeifen. Schief, laut, falsch. Ein Lied ohne Namen, ohne Text, ohne Geschichte.

„Was ist das?“, fragte ich. „Deine neue Hymne?“ Er zuckte die Schultern. „Irgendwas“, sagte er. „Wenn es keine Jukebox mehr gibt, müssen wir selber Geräusche machen. Sonst denken die Leute noch, sie wären allein.“ Ich lachte kurz, trocken. „Sind wir ja“, sagte ich. „Jeder für sich, am Ende.“ Er nickte. „Klar“, meinte er. „Aber ihr seid wenigstens allein in Gesellschaft. Das ist die luxuriöseste Form von einsam.“

Im Bett, später, ohne Soundtrack, ohne Summen, ohne Maschinengeräusche, war der Kopf lauter als jede Jukebox. Die Songs, die in mir noch liefen, waren keine mit Refrain. Es waren Sätze, Bilder, alte Abende, die sich wie kaputte CDs drehten. Ich dachte an den hellen Fleck an der Wand im „Schlusslicht“, an die Hand der Kellnerin auf dem Gehäuse, an den Techniker, der sagte „lohnt sich nicht mehr“.

„Lohnt sich nicht mehr“, murmelte ich in die Dunkelheit. „Wann sagt das endlich mal einer zu mir?“ Der Kobold lachte leise. „Solange du noch trinkst, lohnt sich jemand immer“, sagte er. „Wenigstens der Wirt.“

Dann drehte ich mich auf die Seite, schloss die Augen und wusste: Morgen wird die Ecke im „Schlusslicht“ immer noch leer sein. Und wir werden immer noch da sitzen und so tun, als hätten wir nie eine Jukebox gebraucht, um unsere eigene Misere im Takt zu halten.

Kapitel 14 – Wenn der Kobold dein letzter Freund ist

Es gibt so einen Punkt im Leben, an dem du merkst, dass dein Telefon nur noch aus zwei Sorten Anrufen besteht: Unbekannte Nummern, die was von dir wollen, und Nummern, die du nicht mehr zurückrufst. Alles andere ist tot. Früher gab es Geburtstagsgrüße, Bierverabredungen, „Kommste rum?"-Nachrichten. Irgendwann wurden daraus Mahnungen, Spam und Schweigen. Wenn du lang genug mit dem Arsch auf demselben Barhocker sitzt, fangen Menschen an, dich aus ihrem Adressbuch zu löschen. Nicht böse gemeint, nur aus Hygiene.

Der Kobold hatte diesen Punkt gefeiert, als wäre es sein Geburtstag. „Glückwunsch", sagte er, als ich ihm zeigte, dass in meinem Handy bei „Zuletzt verwendet" nur noch der Wirt, die Krankenkasse und irgendein blödes Callcenter auftauchten. „Du bist jetzt im Premium-Modus. Keine Störungen mehr von draußen. Nur noch ich, der Tresen und gelegentlich der Typ vom Amt." Er saß auf meinem Handy, schaukelte mit den Beinen und tippte mit der Fußspitze auf die Risse im Display. „Du hast mich immerhin nicht blockiert", grinste er. „Das ist mehr, als ich von den anderen behaupten kann."

Ich weiß nicht genau, wann er vom lästigen Begleiter zum letzten Freund geworden ist. Am Anfang war er eher so was wie ein schlechtes Gewissen mit Humor. Eine Stimme, die dir sagt, du hättest auch anders abbiegen können, während du dir noch ein Bier bestellst. Später wurde er zum Kommentator, zum Co-Trinker, zum Maskottchen. Heute, wenn ich ehrlich bin, ist er der Einzige, der noch da ist, wenn der Laden zumacht und keiner mehr so tut, als hätte er noch irgendwo anders ein Leben.

Es gab mal Zeiten, da hatte ich echte Freunde. Also das, was man so nennt, wenn man jung ist und glaubt, gemeinsam besoffen sein sei automatisch eine tiefere Verbindung. Proberaum, Festivals, schlechte Wohnungen, Sofas, auf denen man zusammen abgestürzt ist. Wir hatten Pläne, zumindest sowas Ähnliches: Band gründen, Straßenkampf mit der Realität, irgendwas mit „frei sein" und „nicht so werden wie die anderen". Heute sind die anderen irgendwo da draußen, verheiratet, geschieden, tot, in Therapie oder im Fitnessstudio. Und ich sitze im „Schlusslicht", und mein bester Ansprechpartner ist ein Kobold, den sonst keiner sehen kann.

„Freunde sind überschätzt", sagt er gern. „Freunde wollen, dass du besser wirst. Ich will nur, dass du ehrlich bist. Das ist ein Unterschied." Und er hat nicht mal ganz Unrecht. Die meisten, die früher „Bruder" gesagt haben, waren weg, als ich angefangen hab, konsequent abzubauen. Nicht mal dramatisch, einfach nur stetig. Erst kamen sie seltener in die Kneipe, dann gar nicht mehr. Dann waren ihre Nummern noch im Handy, aber ohne aktuelle Fotos. Dann rief keiner mehr an. Und irgendwann hab ich die Nummern gelöscht, nicht aus Hass, sondern aus Platzmangel im Kopf.

Der Kobold ist da geblieben. Er zieht nicht um, er heiratet nicht, er macht keine Karriere, er stirbt nicht an irgendwas, er geht nicht joggen, er geht nicht in die Reha. Er sitzt da, wenn ich morgens im Spiegel mein Gesicht suche, und er sitzt da, wenn ich abends in der Kneipe mein Restleben vom Tresen kratze. Er ist nie zu beschäftigt, nie genervt, nie „grad nicht in der Stimmung". Er ist immer bereit, mich auseinanderzunehmen. Das ist mehr Kontinuität, als ich je von einem Menschen bekommen habe.

Eines Abends – der mit der toten Jukebox lag noch nicht lange zurück – saß ich allein am Tresen, noch vor der eigentlichen Rushhour, wenn man das in diesem Laden so nennen kann.

Der Wirt polierte Gläser, die Kellnerin sortierte Flaschen, der Fernseher in der Ecke lief stumm, irgendein Nachrichtensender, der Katastrophen zeigte, die weit genug weg waren, um uns nicht zu betreffen. Der Kobold saß auf dem Salzstreuer, sah mich an und sagte: „Du weißt, dass ich am Ende bei dir bleibe, wenn der Laden dicht macht, oder?“

„Du gehörst hierher“, murmelte ich. „Du bist doch an den Zapfhahn gebunden. An das Bier, den Rauch, die Stimmen. Wenn der Laden mal dicht macht, suchst du dir den nächsten.“ Er schüttelte den Kopf. „So läuft das nicht“, meinte er. „Ich bin nicht an Orte gebunden. Ich bin an Leute gebunden. Ich hock nicht auf Theken, ich hock auf Hirnen. Und dein Hirn schafft’s inzwischen, den kompletten Mist hier ohne Außenhilfe zu produzieren. Ich könnte überall sein, aber ich bin bei dir, weil du mich brauchst. Und weil du mich lässt.“

Ich lachte, aber es klang schief. „Dann sei doch mal nützlich“, sagte ich. „Freunde sind doch dazu da, einen aufzuhalten, wenn man Scheiße baut. Du sitzt nur daneben und kommentierst.“ Er grinste breit. „Falsch“, sagte er. „Freunde erzählen sich gegenseitig die Wahrheit. Und die Wahrheit ist: Du willst gar keinen, der dich aufhält. Du willst jemanden, der zuguckt, wenn du dich selbst zerlegst, und den Kopf schüttelt, ohne wegzugehen. Das bin ich. Glückwunsch, du hast genau den richtigen bestellt.“

Es ist leicht, etwas zu hassen, das einen durchschaut. Menschen, die dich zu gut kennen, fängst du irgendwann an zu meiden, weil sie dir deine eigene Geschichte kaputt machen. Der Kobold ist schlimmer. Er kennt nicht nur die Geschichte, er sitzt in den Zwischenräumen. In dem Moment, in dem ich mir einbilde: „So schlimm ist es noch nicht“, höre ich ihn lachen. In dem Augenblick, in dem ich denke: „Ab morgen wird’s anders“, höre ich ihn hustend „klar“ sagen. Und trotzdem ist es tröstlich, dass er da ist. So kaputt muss man erst mal sein, dass man Trost in der Stimme seines eigenen Untergangs findet.

Manchmal teste ich es. Ich setz mich zu Hause auf den Küchenstuhl, mach kein Licht an, mach kein Bier auf, keine Zigarette, nix. Einfach nur ich und der Stuhl und der Kühlschrank, der sich zu melden traut, wenn er anspringt. Und dann warte ich. Genau in diesen Momenten taucht er auf, ob ich will oder nicht. „Na“, sagt er, „Probelauf für ein Leben ohne Tresen? Wie schmeckt die Luft?“ Er hat recht damit, dass es ohne ihn noch leerer wäre. Da wäre dann nur dieses Loch, das nicht mal eine Stimme hat.

Als meine Tochter das letzte Mal bei mir war – schon ein paar Jahre her –, stand sie in meiner Wohnung, sah sich um, sah die leeren Regale, die wenigen Möbel, die nicht nach mir aussahen, sondern nach Second-Hand-Laden. Sie sah auf den Aschenbecher, auf die halbvolle Flasche Wasser, auf den Stapel ungeöffneter Post. Sie sagte nichts. Und in diesem Nichts hörte ich den Kobold laut flüstern: „Siehst du? Sie ist längst weg. Ich nicht.“ Es war ein beschissener Trost. Aber es war einer.

Manchmal stellt sich die Frage gar nicht mehr, ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen ist, wenn dein letzter verlässlicher Begleiter ein irischer Saufkobold in deinem Kopf ist. Ab einem bestimmten Level beschissener Entscheidungen geht es nicht mehr um gut oder schlecht, nur noch um: erträgt man es. Und ich hab mich an ihn gewöhnt. An seine Sprüche, seine Häme, seine unerwünschten Momente von Ehrlichkeit. Ich weiß, dass er mich überlebt, jedenfalls im übertragenen Sinn. Wenn ich irgendwann nicht mehr auf diesem Hocker sitze, wird er auf jemand anderem landen, der glaubt, er wäre nur ein „bisschen viel am Glas“. Vielleicht hat er das schon hundertmal gemacht.

„Ich bin alt“, sagt er manchmal. „Älter als du, älter als dieser Laden, älter als jeder Arztbrief. Ich war schon da, als die ersten Bauern geglaubt haben, ein zweites Bier wäre eine gute Idee. Ich war da, als irgendwelche Typen sich geschworen haben, nur noch am Wochenende zu trinken. Ich war da, als einer auf dem Feldweg liegen blieb und keiner rausgefunden hat, ob er vom Wagen gefallen ist oder von sich selbst. Du bist nur eine Episode. Aber eine unterhaltsame.“

Und trotzdem fühlt es sich an, als würde er zu mir gehören wie mein Schatten. Nur dass er lauter ist. Der Schatten sagt nichts, der läuft nur hinterher. Der Kobold redet, kommentiert, bewertet, spottet, lacht, schweigt manchmal auch, und genau dann wird’s gefährlich. Wenn selbst er nichts mehr zu sagen hat, weiß ich, dass ich eine Grenze überschritten habe, die ich nicht mal benennen kann.

An solchen Tagen, mitten im Halbdunkel vom „Schlusslicht“, wenn die anderen Gäste mehr zu Hintergrundrauschen werden, als wirkliche Menschen zu bleiben, sitze ich da, stütze den Kopf in die Hand und denke: Vielleicht ist das Teil der Strafe. Nicht, dass du allein bist. Sondern dass du nicht mehr ganz allein sein kannst, weil da immer dieses kleine, dreckige Wesen in deinem Kopf sitzt, das sich weigert, dich in Ruhe zu lassen. Und dann merke ich, dass ich lächle, obwohl es nichts zu lachen gibt. Weil ich weiß: Wenn eines Tages selbst der Kobold verschwindet, dann ist wirklich Schluss.

Es gab eine Zeit, in der der Kobold und ich uns noch so getan haben, als wären da noch andere. Kollegen, Bekannte, „die Jungs“, Familie. Da war er eher Sidekick als Hauptfigur. Ich konnte mich auf Partys stellen, Bier in der Hand, lautes Lachen, Musik, irgendwo grillte einer, irgendwo knutschte einer, und der Kobold stand im Hintergrund, flüsterte Sprüche, die nur ich hörte. „Die da drüben hält dich für witzig“, sagte er mal, als ich versuchte, eine Frau mit einer halbgar erzählten Geschichte zu beeindrucken. „Die hat keine Ahnung, wie du aussiehst, wenn die Musik aus ist.“ Damals hatte ich noch die Chance, ihm nicht zuzuhören.

Mit den Jahren wurden die Partys weniger, die Kollegen wurden ausgetauscht oder sie stiegen auf, während ich ausstieg. Die Familie entfernte sich, erst emotional, dann geografisch. Die Kneipe blieb. Der Kobold auch. Und irgendwann, ohne dass es einen bestimmten Tag gebraucht hätte, war er nicht mehr Hintergrundrauschen in meinem Kopf, sondern erster Ansprechpartner. Nicht nur, wenn ich betrunken war. Auch morgens, wenn der Kaffee zu stark war und die Leber zu laut, hörte ich ihn sagen: „Na, wieder überlebt. Respekt. Wofür eigentlich?“

An einem dieser Morgende saß ich am Küchentisch, einen halbwarmen Kaffee vor mir, Zigarette in der linken, Brief des Amtes in der rechten Hand. Die Sonne hatte es nicht nötig, sich zu zeigen, der Himmel hing grau wie ein feuchtes Tuch. Ich las die üblichen Drohungen in sachlichem Tonfall: „Letzte Mahnung“, „Vorladung“, „Frist“. Der Kobold kletterte auf das Schreiben, lief die Zeilen ab wie ein Kind, das auf einer Linie balanciert. „Guck“, sagte er, „das ist deine andere Sprache. Die der Erwachsenenwelt. Zahlen, Fristen, Paragraphen. Und du sprichst sie so schlecht wie Spanisch nach drei Bier.“

Ich war müde. Müde von diesen Papieren, müde von mir, müde von dem Wissen, dass ich jederzeit entscheiden könnte, irgendwas zu ändern – und es nicht tat. Also fragte ich ihn, halb im Scherz, halb ernst: „Sag mal: Wenn du mein letzter Freund bist, was genau bringt mir das?“ Er setzte sich hin, die Beine baumelnd über der fettgedruckten Summe am unteren Rand. „Ich bin ehrlich“, sagte er. „Und ich geh nicht weg, wenn’s peinlich wird. Menschen

verschwinden, wenn’s zu anstrengend wird. Ich nicht. Ich steh auf Anstrengung. Vor allem deine.“

Ich dachte an früher, als ich noch so was wie einen besten Freund hatte. Wir hatten zusammen Dummheiten gemacht, uns geprügelt, Musik gehört, uns gegenseitig Zigaretten geschnorrt und große Pläne gemacht, was wir alles nicht mit uns machen lassen. Er hatte irgendwann Kinder bekommen, einen richtigen Job, irgendwas mit Sicherheit. Wir hatten uns noch ein paar Jahre gesehen, immer seltener, immer kürzer, er weniger betrunken, ich mehr. Dann war da dieser eine Abend, an dem er im „Schlusslicht“ auftauchte, sich neben mich setzte und sagte: „Ey, ich kann das hier nicht mehr. Dich so sehen. Mich so sehen. Ich muss raus.“ Er stand auf, zahlte, ging. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.

Der Kobold hat diese Szene geliebt. „Guck“, sagte er damals, als die Tür hinter ihm zufiel. „Da geht einer, der dich wirklich gemocht hat – und genau deshalb geht er. Freunde sind nicht dafür gemacht, den ganzen Untergang zu begleiten. Die springen vorher ab. Ich nicht. Ich bin Spezialist für den Rest.“ Ich habe ihn dafür gehasst. Aber er hatte recht. Menschen haben ein Limit, was sie aushalten. Der Kobold nicht. Der ist nicht menschlich genug, um rechtzeitig aus dem Fenster zu schauen.

Später, in einem der vielen langsamen Abende, in denen der Laden nur halb so voll, aber doppelt so müde war, saßen wir zu dritt am Tresen: der Wirt, ich und der unsichtbare Gast, der mich nie in Ruhe lässt. Die Kellnerin war hinten, räumte Gläser. Der Fernseher war aus, die Jukebox tot, die Luft ruhig. „Hast du eigentlich noch Leute draußen?“, fragte der Wirt, als würde er nach einem verschollenen Gegenstand fragen. „Familie, Freunde, irgendwer?“ Ich nahm einen Schluck, fühlte, wie sich der Alkohol in meinen Bauch setzte wie eine Antwort, die zu spät kommt.

„Zwei Enkel“, sagte ich. „Und irgendwo eine Tochter. Ein paar Nummern, die ich nicht wähle. Ein paar Namen, die ich nicht ausspreche. Das Übliche.“ Der Kobold kicherte. „Er sagt ‚das Übliche‘, als wäre das normal“, flüsterte er. Der Wirt nickte nur. „Ich hab mal gelesen, dass man im Alter einsamer wird“, sagte er. „Aber bei euch hier ist das eine andere Art Einsamkeit. Ihr seid nicht allein – ihr sitter nur nebeneinander, jeder in seiner eigenen Scheiße.“ Er sah auf mein Glas. „Und du hast wenigstens immer wen, der dich vollsabbert“, fügte er hinzu und deutete auf den Platz, wo ich wusste, dass der Kobold gerade sitzt.

„Der da zählt nicht“, sagte ich reflexartig. „Der gehört zu mir. Der ist wie ein Leberfleck. Den kenn ich so lang, dass ich nicht mehr weiß, wie es ohne ihn war.“ Der Kobold lachte zustimmend. „Er hat mich Leberfleck genannt“, gluckste er. „Dabei bin ich eher der Tumor.“ Der Wirt schüttelte den Kopf, ohne zu wissen, was genau mich gerade zum Grinsen brachte. „Man sagt doch immer: Man soll froh sein, wenn man im Alter noch einen Freund hat“, meinte er. „Ist ja keiner schuld, welcher es am Ende ist.“

Auf dem Heimweg an diesem Abend dachte ich zum ersten Mal bewusst darüber nach, was wäre, wenn der Kobold verschwände. Wenn ich eines Tages aufwachen würde und es wäre still im Kopf. Keine Kommentare. Kein Lachen. Kein „Ernsthaft jetzt?“, wenn ich mir das erste Bier einschenke. Keine Stimme, die mich beim Lügen ertappt. Nur ich. Eine Weile fand ich den Gedanken verlockend. Ruhe. Frieden. Kein kleiner Kritiker auf der Schulter. Aber je länger ich drüber nachdachte, desto mehr wurde mir klar: Ohne ihn wäre ich komplett verloren. So als würde man mir den Taktstock wegnehmen, der dem Chaos wenigstens ein bisschen Struktur gibt.

„Du unterschätzt mich“, sagte er später, als ich im Bett lag und versuchte, nicht zu rauchen, während ich noch wach war. „Ich bin nicht nur dein Spötter. Ich bin deine einzige Konstante.“ Er hüpfte auf dem Kopfkissen herum, als wäre es eine Bühne. „Du hast Jobs gewechselt, Wohnungen, Beziehungen, sogar Ärzte. Aber seit du das zweite Bier wichtiger genommen hast als alles andere, war ich da. Wenn du morgen aufhörst zu trinken, bin ich übrigens auch noch da. Ich bin nicht nur der Kneipenclown. Ich bin der, der dir die Wahrheit ins Gesicht sagt, wenn alle anderen so tun, als wärst du noch zu retten.“

„Und bin ich das?“, fragte ich. Es war eine ehrliche Frage, vielleicht die ehrlichste, die ich mir seit Langem gestellt hatte. Er blieb stehen. „Kommt drauf an, was du unter ‚retten‘ verstehst“, sagte er. „Du wirst kein neuer Mensch mehr. Du wirst nicht plötzlich Vater des Jahres, Mitarbeiter des Monats, liebevoller Ex-Partner, gesundes Vorbild. Dafür war der Zug irgendwann weg. Aber du kannst entscheiden, ob du die letzten Kilometer in einem halbwegs aufrechten Zustand zurücklegst oder kriechend. Mehr ist nicht drin. Und ich bleib dabei, egal wie du dich entscheidest.“

Es hat eine perverse Note, wenn der Einzige, der dir noch so etwas wie Optionen anbietet, ein unsichtbares Wesen ist, das du dir wahrscheinlich selbst herangezüchtet hast. Der Arzt sagt: „Sie sollten weniger trinken.“ Die Krankenkasse sagt: „Sie müssen ihre Beiträge zahlen.“ Die Familie sagt: nichts mehr. Der Wirt sagt: „Noch eins?“ Und der Kobold sagt: „Du kannst, wenn du willst. Du willst nur meistens nicht.“ Und manchmal, ganz selten, hört sich das mehr nach Freund an als alles andere.

Man sagt, wahre Freunde würden einem einen Spiegel vorhalten. Die, die ich früher so genannt habe, haben das selten getan. Wir haben uns eher gemeinsam betrunken, damit niemand mehr so genau hinsehen musste, was da reflektiert wird. Der Kobold ist mein Spiegel. Nur halt einer, der lacht, wenn ich erschrecke. Ich hab gelernt, damit zu leben. Was bleibt mir auch anderes übrig? Die Alternative wäre, komplett ohne Spiegel weiterzumachen. Und so besoffen kann ich gar nicht werden, dass ich das für eine gute Idee halte.

Vielleicht ist das die letzte, kleine, jämmerliche Art von Würde, die ich noch habe: dass ich mir eingestehe, dass mein letzter Freund ein Kobold ist – und nicht so tue, als wäre das noch alles „normal“. Ich hab keinen Bock mehr auf normal. Normal war weg, als ich angefangen hab, Rechnungen gegen Runden zu tauschen. Was ich noch habe, sind ein paar Abende, ein paar Gläser, ein paar halbherzige Versuche, nicht komplett als Witz zu enden. Und der Kobold, der daneben sitzt und applaudiert, wenn ich mich nicht ganz so erbärmlich anstelle wie sonst.

„Siehst du“, sagte er, als ich einschlief, „am Ende bleiben wir zwei übrig. Du und ich. Der Typ, der alles verbockt hat – und der, der ihm dabei zugesehen hat. Nenn das ruhig Freundschaft. Irgendwer muss ja neben dir stehen, wenn der Vorhang fällt.“

Es war ein verregneter Sonntag, als ich begriff, wie weit ich mich zurückgezogen hatte. Nicht nur körperlich, in die paar Quadratmeter meiner Wohnung und in die dunklen Ecken des „Schlusslichts“, sondern auch aus den Köpfen der anderen. Sonntage sind gefährlich, wenn du nichts mehr hast, was so tut, als wäre es wichtig. Kein Job am Montag, auf den du dich vorbereiten musst. Kein Familienessen, bei dem du über belanglose Dinge reden kannst. Kein Verein, kein Training, kein gar nichts. Nur die Lücke zwischen zwei Trinknächten, die nach kaltem Kaffee und abgestandenem Rauch riecht.

Ich stand am Fenster und sah runter auf den Innenhof. Da spielte ein Kind im Regen, in so einem bunten Regenanzug, den Eltern kaufen, die noch Hoffnung haben, dass ihre Kinder nicht werden wie die Nachbarn. Es sprang in Pfützen, lachte, während irgendein Erwachsener mit Regenschirm daneben stand und versuchte, nicht komplett nass zu werden. Ich wusste nicht, wer von beiden mir fremder war: das Kind oder der, der versucht hat, es halbwegs trocken durch den Nachmittag zu bringen. Der Kobold stand neben mir auf der Fensterbank, sah auch runter.

„Die da unten", sagte er, „haben noch echte Freunde. Sandkasten, Kita, Schule, all der Kram. Die wissen noch nicht, dass irgendwann der Tag kommt, an dem du aufwachst und merkst, dass es nur noch eine Handvoll Leute gibt, die wissen, ob du tot oder nur verkatert bist." Er lehnte sich gegen die Scheibe. „Du könntest runtergehen und so tun, als ob du dazugehst. Mit 'nem Kaffee in der Hand, Jogginghose, bisschen so tun, als hättest du gerade den Tatort nachgeguckt." Ich verzog das Gesicht. „Die würden die Polizei rufen, wenn ich danebenstehen bleib", sagte ich. „Ich hab nicht die passende Jacke dafür."

Es gibt dieses seltsame Gefühl, wenn du merkst: Wenn du heute verschwindest, merken es erst mal nur zwei Leute. Der Wirt, wenn du zwei, drei Tage nicht aufkreuzt. Und der Mann vom Amt, wenn die Post zurückkommt. Der Rest braucht länger. Nachbarn werden misstrauisch, wenn deine Tür stinkt. Die Familie wird unruhig, wenn du nicht mehr auf die Standard-Weihnachts-SMS reagierst. Aber das dauert. Der Kobold dagegen weiß es sofort. Der sitzt direkt an der Quelle. Der würde den Moment mitbekommen, in dem es in meinem Kopf endgültig klick macht.

„Bist du einsam?", fragte er mich an diesem Sonntag plötzlich. Ich zuckte mit den Schultern. „Kommt drauf an, womit du es vergleichst", sagte ich. „Mit früher, ja. Mit den anderen hier im Haus, wahrscheinlich nicht. Die kennen sich auch nur vom Müllraum." Er grinste. „Einsamkeit ist die einzige Sache, bei der ihr keine Konkurrenz habt", meinte er. „Ihr Menschen schafft es, sogar das individuell zu verkacken." Ich musste lachen, obwohl mir nicht danach war. „Du bist auch keine große Hilfe", sagte ich. „Du zählst nicht als Mensch."

Er nahm das wie ein Kompliment. „Genau", sagte er. „Und deshalb bin ich noch da. Menschen müssen raus, Termin, Arbeit, Verpflichtungen, eigene Probleme. Ich hab nur dich. Ich bin spezialisiert." Er sprang von der Fensterbank runter, landete auf dem Küchentisch, auf dem die übliche Mischung aus leeren Tassen, Aschenbecher und ungeöffneter Post lag. „Weißt du, was dein Fehler war?", fragte er. „Du hast dich immer auf Leute eingelassen, die geglaubt haben, sie könnten dich retten. Keiner von denen hatte Lust, dich einfach nur auszuhalten. Ich schon."

Es ist eine bittere Wahrheit: Die meisten Freundschaften funktionieren so lange, wie du nicht zu sehr störst. Klar, man trinkt zusammen, lacht, hilft beim Umzug, hört sich mal ein Beziehungsdrama an. Aber wenn du anfängst, konstant abzusaufen, beruflich, gesundheitlich, emotional, dann trennen sich die Wege. Die einen gehen weiter, die anderen bleiben am Rand stehen und gucken noch kurz zurück. Irgendwann bist du so weit zurückgefallen, dass du für sie nur noch eine Anekdote bist. „Weißt du noch, der Rainer? Der immer in der Kneipe hing? Keine Ahnung, was aus dem geworden ist." Ende der Geschichte.

Der Kobold erzählt die Geschichte weiter. Er erzählt sie mir, jeden Abend ein Stück. „Heute", sagt er, „hast du es wieder geschafft, den halben Tag mit Rauch zu füllen und den Rest mit Ausreden. Respekt." Oder: „Heute hast du tatsächlich beim Amt angerufen. Du wirst erwachsen, Opa." Er führt Buch über die winzigen Dinge, die sonst keiner sieht. Dass ich

manchmal doch Wasser trinke. Dass ich an diesem einen Dienstag nur drei Bier hatte statt sechs. Dass ich nicht mehr bei jeder Gelegenheit so tue, als wäre alles ein Witz.

„Freunde sehen dich ganz“, sagt er. „Nicht nur als den Typen, der immer ‘nen Spruch hat. Die sehen auch, wie du nach Hause gehst. Wie du morgens aufwachst. Wie du in der Küche stehst und nicht weißt, wohin mit den Händen. Ich bin dabei. Ich bin dein Publikum, wenn keiner Eintritt zahlen will.“ Es klingt beschissen, aber er hat recht. Und vielleicht ist das der Grund, warum ich ihm seinen ganzen Spott durchgehen lasse. Er ist der Einzige, der die ganze Vorstellung sieht.

Später, als ich wie immer im „Schlusslicht“ landete – ein Sonntag ohne war nicht vorgesehen –, saß ich auf meinem Platz, und die anderen, die da waren, sahen genauso aus wie immer. Der Automatenspieler, der sein Geld in bunte Lichter schob. Harry, der darüber klagte, dass sonntags im Fernsehen nur Mist läuft. Heiner, der so tat, als wäre es ihm egal, dass Montag vor der Tür stand. Die Kellnerin, die innerlich schon einen Tag weiter war, weil sie wusste, dass der Montag genauso aussehen würde wie der Sonntag, nur mit weniger Trinkgeld.

„Ihr seid meine zweite Familie“, sagte Harry irgendwann, halb im Scherz, halb in diesem sentimentalen Ton, den Alkohol in Männerstimmen zaubert. „Mit der ersten red ich nicht mehr.“ Heiner nickte. „Hier wirst du wenigstens so akzeptiert, wie du bist“, meinte er. „Keiner fragt, was du aus deinem Leben gemacht hast. Die sehen’s ja.“ Gelächter. Der Wirt schüttelte den Kopf, aber er lächelte. „Ihr nennt das Familie“, murmelte er. „Ich nenn’s Stammkundendatei.“

Der Kobold stand auf dem Tisch, mitten zwischen Bierdeckeln, Aschenbechern und klebrigen Ringen. „Siehst du“, flüsterte er mir zu. „Da ist deine Antwort. Mit denen hier teilst du die Gläser. Mit mir teilst du den Kopf. Rate mal, wer näher dran ist.“ Ich sah mich um. Wenn einer von denen morgen nicht kommen würde, würden wir kurz fragen, „wo ist der?“, uns eine Erklärung zurechtlegen – krankenhaus, familie, job, knast – und dann weitertrinken. Wenn der Kobold morgen nicht da wäre… ich weiß nicht, ob ich es merken würde. Ich glaub ja. Es wäre zu leise.

„Vielleicht solltest du dir einen Menschen suchen“, sagte ich plötzlich zu ihm, während draußen der Regen gegen die Scheibe klatschte. „Jemanden, der keine Rechnung mit dir offen hat. Irgendeinen Restmenschen, der dich nicht nur erträgt, weil er dafür Trinkgeld kriegt.“ Der Kobold legte den Kopf schief. „Und wo soll ich den herzaubern?“, fragte er. „Aus deiner Vergangenheit? Die sind durch. Aus der Kneipe? Die sind genauso im Arsch wie du. Aus deiner Familie? Die haben schon einmal beschlossen, dass sie mit dir nicht klarkommen. Bleib ich halt.“

Es ist eine komische Form von Frieden, wenn du irgendwann nicht mehr dagegen ankämpfst. Wenn du akzeptierst, dass dein innerer Kobold das ist, was andere einen besten Freund nennen. Einer, der bleibt, wenn es hässlich wird. Einer, der dich nicht besser macht, aber ehrlicher. Einer, der dir nicht verspricht, dass alles gut wird, sondern dich dafür auslacht, dass du überhaupt noch an „gut“ denkst. Lappenbusch hätte vermutlich gesagt, das sei schon ganz ordentlich.

Als die Kneipe an diesem Sonntag zumachte, war ich einer der letzten. Die Kellnerin wischte, der Wirt schob Stühle, draußen wurden die Rollläden halb runtergelassen. Ich stand auf, zog die Jacke an, griff nach meinen Kippen und dem Feuerzeug. Der Kobold sprang auf meine Schulter. „Na los“, sagte er. „Heimweg. Morgen wieder. Du und ich, alter Freund.“ Zum

ersten Mal, seit ich mich erinnern kann, nannte ich ihn laut: „Komm, Kumpel“, murmelte ich. Die Kellnerin drehte sich kurz zu mir um. „Mit wem redest du?“, fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. „Mit meiner Restvernunft“, sagte ich. „Die braucht Gesellschaft.“

Auf der Straße war es kalt, der Regen hatte aufgehört, aber die Pfützen glänzten noch im Licht der Laternen. Ich ging durch mein Viertel, an geschlossenen Läden vorbei, an Fenstern, hinter denen Fernseher flimmerten, an Haustüren, hinter denen Menschen wahrscheinlich dachten, sie wären nicht einsam, weil noch jemand neben ihnen auf der Couch saß. Der Kobold pfiff irgendeine Melodie, die ich nicht kannte. Vielleicht war es seine Art von Schlaflied.

Kurz bevor ich die Haustür aufschloss, blieb ich stehen und dachte: Wenn ich morgen nicht mehr aufwache, wird er sich einen neuen suchen. Einen anderen, der glaubt, sein bester Freund wäre das Bier. Und trotzdem, heute, an diesem beschissenen Sonntag, war ich froh, dass er bei mir war. Das ist alles, was ich dazu sagen kann. Vielleicht ist das die kleinste Form von Liebe, zu der ich noch fähig bin: zu einem eingebildeten Kobold, der lacht, wenn ich falle, und trotzdem neben mir bleibt, bis ich wieder auf dem Hocker sitze.

Ob das traurig ist oder einfach nur konsequent, sollen andere entscheiden. Wenn es denn noch welche gibt.

Kapitel 15 – Geschichten, die keiner mehr glaubt

In jeder Kneipe gibt es einen Punkt, an dem die Geschichten kaputtgehen. Am Anfang sind sie noch frisch, da hören alle zu. Da hockst du mit deinem Bier, rauchst und erzählst, wie du mal fast gestorben bist, wie du einer Frau das Herz gebrochen hast oder sie dir, wie du einem Chef die Meinung gesagt hast und dann „aus Prinzip“ gegangen bist, obwohl du in Wahrheit geflogen bist. Die Leute nicken, lachen, klopfen dir auf die Schulter, bestellen dir einen aus. Beim zweiten Mal hört schon nur noch die Hälfte zu. Beim dritten Mal sagt einer: „Kenn ich schon.“ Beim vierten Mal läuft die Jukebox drüber. Und irgendwann, wenn du sie zum hundertsten Mal aufwärmst, glauben sie dir nicht mal mehr das, was damals tatsächlich passiert ist.

Ich hab so ein Repertoire. Jeder hier drin hat eins. Ein paar kurze Nummern, ein paar lange Epen, ein paar Notfallgeschichten für Nächte, in denen du alles andere schon verheizt hast. Manche davon sind wirklich passiert. Andere sind halb passiert. Der Rest ist passiert, nachdem du ihn fünfmal erzählt hast und er irgendwann wahr wurde, weil du keine Kraft mehr hattest, die Lüge von der Erinnerung zu trennen. Und dann gibt es die Geschichten, die keiner mehr glaubt, obwohl sie genau so waren. Die sind die schlimmsten. Weil du irgendwann selber unsicher wirst, ob du dir das nicht alles zusammengesoffen hast.

Der Kobold kennt jede einzelne. Er könnte sie besser erzählen, als ich es jemals getan habe. Er war dabei, wenn ich am Tresen stand und wieder diesen einen Abend in Polen rausgeholt habe, als wir zu viert in einem verrosteten Auto über die Grenze sind, um billigen Vodka zu holen und beinahe nicht wieder zurückgekommen wären. Er weiß, wie oft ich sie neu lackiert habe. Erst war es nur eine Fahrerei mit schlechtem Ende. Dann kam ein Beinahe-Unfall dazu, eine Schlägerei mit einem Grenzer, eine Frau mit roten Haaren, die es nie gab, und irgendwann zwei Bullen, die ihre Macht missbraucht haben, weil es die besser macht. „Du

bist schlimmer als ein Drehbuchautor“, sagt er dann. „Du nimmst eine miese Anekdote und machst ’nen Dreiakter draus.“

An dem Abend, an dem mir das so richtig auffiel, war wenig los. Montag, draußen Nieselregen, drinnen drei Stammgäste und ein Typ, der aussah, als wäre er aus Versehen reingeraten. Jünger als wir, aber nicht mehr jung, dieses Alter, in dem du noch glaubst, du hättest Optionen, aber die ersten Türen knallen dir schon vor der Nase zu. Er hatte so einen Blick, der gleichzeitig hungrig und müde war. Die Sorte, die noch zuhört, wenn alte Männer am Tresen anfangen mit „Früher…“. Frischfleisch für Geschichten.

Harry fing an mit seiner Standardnummer: wie er mal Hausverbot in einem halben Stadtteil hatte, weil er angeblich im Suff in eine Garderobe gepisst hat. Keiner lachte mehr. Wir kannten den Ablauf. Beim ersten Mal hatte ich Tränen in den Augen. Beim zehnten Mal war ich nur noch damit beschäftigt, die Lücken zu zählen. Der Neue grinste, zog die Augenbrauen hoch, kommentierte begeistert. „Krass, Alter“, sagte er. „Das muss man erst mal hinkriegen.“ Der Kobold rollte mit den Augen. „Das ist gelogen bis zur Tapete“, murmelte er. „Der hat sich einmal vor einer Disco übergeben und den Rest dazugedichtet.“

Dann war ich dran. Keine Ahnung, wieso. Vielleicht, weil der Neue mich ansah, als wäre ich auch einer der alten Haudegen mit Legendenmaterial. Vielleicht, weil ich Schiss hatte, dass meine Stimme irgendwann ganz verschwindet, wenn ich nichts mehr liefere. Also holte ich eine meiner Nummern raus. Einen alten Klassiker. Die Geschichte von der Nacht, als ich angeblich in einem besetzten Haus gewohnt habe, mit Punks, Hunden, Spraydosen, Polizei, allem drum und dran. Ein Teil davon stimmt sogar. Ich hab da mal ein paar Wochen auf einer Matratze auf dem Boden gepennt, weil ich nirgendwo anders hin konnte. Aber in meiner Version wurde es zum Schlachtfeld.

Der Neue hing an meinen Lippen, als wäre ich ein Geschichtenerzähler am Lagerfeuer. Die anderen nippten an ihren Gläsern, leicht genervt, aber sie ließen mich reden. Ich hörte mich selber zu und merkte, wie ich routiniert Pausen setzte, wie ich an den Stellen lachte, an denen ich immer lachte, wie ich meine Handbewegungen kannte. Der Kobold stand auf meinem Bier und verschränkte die Arme. „Du erzählst das, als wärst du stolz“, sagte er. „Dabei warst du nur obdachlos und zu feige, es so zu nennen.“

In der Mitte der Geschichte passierte etwas, das mir vorher nie passiert war: Ich verlor den Faden. Nicht, weil ich zu betrunken war – das bin ich oft genug und komm trotzdem durch –, sondern, weil mir plötzlich klar wurde, dass ich die Szene nicht mehr sah. Früher konnte ich bei jedem Satz das Bild dazu im Kopf ablaufen lassen. Die kalte Wand, an der meine Matratze stand. Der Geruch von nassem Hund. Das Geschrei auf dem Hof, wenn wieder eine Sirene in der Nähe war. Plötzlich war da nur noch eine verschwommene Erinnerung an eine Erinnerung. Wie eine Kopie von einer Kopie, so oft nachgezogen, bis alles verwaschen ist.

„Und dann… na ja“, sagte ich und winkte ab. „Dann ging alles schief, wie es halt so ist.“ Der Neue starrte mich an. „Und?“, fragte er. „Was ist mit der Bullen-Razzia? Und dem Brand? Und dem Typen, der vom Dach gefallen ist?“ Ich brauchte eine Sekunde, um zu kapieren, dass das Dinge waren, die ich mal in einer der aufgeblasenen Versionen eingebaut hatte. Die hatten sich verselbständigt. Sie waren für ihn schon Teil der Legende, bevor ich sie erzählt hatte. „Ach, das“, sagte ich. „Das war ’ne andere Nacht.“ Der Kobold lachte schmutzig. „Da hast du dich grad selber überholt“, flüsterte er. „Dein Mythos ist dir davongerannt.“

In dem Moment hab ich begriffen, was es heißt, wenn Geschichten kaputtgehen. Wenn sie so oft erzählt wurden, dass du sie nicht mehr zurückholen kannst zu dem, was wirklich war. Wenn du merkst, dass da eine Version von dir im Raum rumspukt, die es nie gegeben hat, aber an die die anderen lieber glauben. Und dann gibt es die andere, echte Version, die irgendwo in einem vergilbten Foto steckt, in einer Rechnung vom Amt, in einem Arztbrief, in einem Tag, an den sich außer dir keiner mehr erinnert.

„Weißt du, was das Beste ist?“, fragte der Kobold danach, als der Neue aufs Klo ging und Harry am Automaten rumdrückte. „Keiner von denen glaubt dir noch, wenn du mal was wirklich Wahrhaftiges erzählst. Wenn du sagst: ‚Ich hab Angst.‘ Wenn du sagst: ‚Ich weiß nicht mehr, wer ich bin.‘ Wenn du sagst: ‚Ich hab jemanden enttäuscht und krieg das Bild nicht mehr aus dem Kopf.‘ Das sind die Geschichten, die keiner mehr will. Die passen nicht auf einen Bierdeckel. Die kannst du nicht mit ’nem Lacher beenden.“

Ich dachte an all die Abende, an denen ich versucht hatte, jemandem draußen irgendwas zu erklären. Warum ich so geworden bin. Warum es nicht anders ging. Wie es damals war, mit der Kindheit, dem ersten Suff, dem ersten richtigen Absturz. Meistens bin ich irgendwo mittendrin an die Wand gefahren. Die Leute haben mir nicht geglaubt. Nicht, weil es so spektakulär war. Sondern, weil es zu banal war. Wer will schon hören, dass einer einfach Schritt für Schritt den Hang runtergelaufen ist und nicht gestürzt ist wie ein Held in einem Film?

Der Neue kam zurück, klatschte mir auf die Schulter. „Gute Story, Mann“, sagte er. „Ist alles echt so passiert?“ Ich sah in sein Gesicht, in das Restfunkeln da drin, und hörte den Kobold in meinem Ohr: „Sag ja. Er braucht das.“ Ich nickte. „Klar“, sagte ich. „Alles genau so.“ Und in dem Augenblick hab ich meine eigene Geschichte offiziell aufgegeben.

Es gibt diese anderen Geschichten, die stehen nicht im Mittelpunkt, die sind keine großen Nummern am Stammtisch. Die kommen so nebenbei raus, wenn einer meint, er muss noch schnell was von „damals“ loswerden, bevor die nächste Runde kommt. Und genau diese Randbemerkungen sind meistens die wahren. „Ich hatte mal ’nen Hund“, sagt einer, und du weißt, dass das keine lustige Anekdote wird, sondern was mit Schuld. „Ich war mal verlobt“, sagt ein anderer und starrt ins Glas, als wäre der Ring noch drin. „Ich war mal fast trocken“, sagt Heiner manchmal, leise, wie eine Beichte, die niemand hören soll.

Der Kobold sammelt diesen Mist. Er ist nicht nur mein privater Archivar, er hortet alles, was im „Schlusslicht“ an Wahrheit abfällt. „Die großen Geschichten sind für die Touristen“, sagt er. „Die kleinen sind fürs Archiv.“ Er zeigt gern auf Manni, wenn der wieder seine endlose Geschichte von dem Lottoschein erzählt, den er angeblich verloren hat, kurz bevor die Zahlen kamen. „Gelogen“, sagt der Kobold. „Der hat maximal drei Richtige gehabt. Aber wenn er dann später murmelt: ‚Ich hab meiner Tochter zum Geburtstag nur zehn Euro geben können und mich geschämt‘ – das ist die, die keiner glaubt. Weil jeder hofft, er flunkert.“

Einer der wenigen, der noch versucht, ehrlich zu erzählen, ist der Automatenspieler. Der redet selten, wenn er am Ding steht. Aber manchmal, wenn er die Schnauze voll hat – von blinkenden Lichtern, die ihm das Hirn wegbrennen –, setzt er sich für eine Zigarette an unsere Ecke. So war es an einem Dienstag, an dem die Luft schwerer war als sonst. Er kam rüber, stützte die Ellbogen auf den Tisch, sah uns an, als wären wir ein schlecht bezahlter Therapeutenkreis.

„Ich war mal mit einem Typen im Knast“, fing er an, „der hat jeden zweiten Tag behauptet, er wäre unschuldig. Die anderen haben ihm die Ohren vollgeheult, wie sie reingelegt wurden, wie sie zur falschen Zeit am falschen Ort waren. Der einzige, dem ich was geglaubt hab, war der, der gesagt hat: ‚Ich hab einfach zu oft die falschen Entscheidungen getroffen. Fertig.‘ Der hat nie eine große Geschichte erzählt. Der hat nur gesagt: ‚War ich halt.’“ Der Automatenspieler zog an seiner Kippe, blies den Rauch Richtung Decke. „Wenn ich euch hier so zuhör…“ Er grinste schief. „Ihr seid alle unschuldig.“

Der Kobold klatschte begeistert. „Den mag ich“, sagte er. „Der hat kapiert, dass die besten Geschichten die sind, in denen du keinen Helden spielst.“ Ich fragte den Spieler: „Und du? Bist du schuldig oder nur vom Automaten verarscht?“ Er lachte kurz, dieses hohle, dünne Lachen von jemandem, der seine Würde an Münzschlitze verkauft hat. „Ich bin schuldig, klar“, sagte er. „Aber eine gute Geschichte hab ich nicht. Ich war nicht mal verzweifelt genug fürs Fernsehen. Ich hab einfach nur in kleinen Raten alles verballert. Familie, Kohle, Zeit. Das interessiert keine Sau.“

„Mich schon“, sagte ich, ohne groß drüber nachzudenken. Vielleicht war es ehrlich, vielleicht war es nur ein Reflex. Der Kobold lachte. „Dich interessiert alles, was deinen eigenen Absturz hübscher macht“, sagte er. „Du sammelst Geschichten von Leuten, die noch tiefer unten sind, damit du nachts sagen kannst: ‚So schlimm bin ich noch nicht.‘“ Ich hätte ihm am liebsten eine reingehauen, aber er war nicht greifbar. Also trank ich.

Ich hab auch eine Geschichte, die keiner glaubt, obwohl sie stimmt. Kein großer Knall, keine dramatische Wendung. Nur ein stinknormaler Nachmittag in einer Behörde. Ich saß da, nummerngezogen, Schalter, Neonlicht, Wände in einem Grau, das extra dafür entwickelt wurde, Menschen zu sedieren. Ich hatte ein paar Unterlagen vergessen, irgendein Formular falsch ausgefüllt, irgendeine Frist verbummelt. Es ging um Geld, wie immer. Die Frau hinterm Schreibtisch sah sich meine Akte an, schüttelte kaum merklich den Kopf. „Sie haben aber wirklich Pech“, sagte sie. „Immer wieder.“

Ich hörte mir zu, wie ich antwortete: „Es ist kein Pech. Es ist nur ich.“ Und das war der ehrlichste Satz, den ich seit Jahren in einem Amt gesagt hatte. Kein „System“, kein „Unglück“, kein „da kann man nichts machen“. Nur: ich. Ich hab das niemandem erzählt, nicht mal im „Schlusslicht“. Weil ich wusste, die würden lachen. „Klar, Alter“, hätte Harry gesagt. „Du und ehrlich beim Amt, der war gut.“ Heiner hätte abgewunken. „Du bist nicht schuld“, hätte er gesagt. „Die haben was gegen Leute wie uns.“ Vielleicht haben sie das. Aber das ändert nichts.

Der Kobold liebt diese Szene. „Das bist du“, sagt er. „Nicht der Held aus deinen Geschichten. Nicht der Typ, der angeblich ‘nen Bullen angekotzt hat. Das bist du: einer, der in einem Wartezimmer sitzt und zu einer gelangweilten Sachbearbeiterin sagt: ‚Ich bin das Problem.‘ Und es noch nicht mal groß findet.“ Er hat recht. Und genau deshalb erzähl ich das so gut wie nie. Es ist keine gute Story, keine, für die dir einer ein Bier ausgibt. Es ist nur eine kleine, hässliche Wahrheit.

Im „Schlusslicht“ will keiner hässliche Wahrheiten hören, ohne dass sie verpackt sind. Du musst sie verzieren, mit Schlägereien, Frauen, gebrochenen Knochen, Polizei, Drama. Sonst glaubt dir keiner, dass es wehgetan hat. Wenn du sagst: „Ich hab mal drei Jobs hintereinander verkackt, weil ich zu oft verkatert war“, gähnen sie. Wenn du sagst: „Ich hab mal ’nem Chef auf dem Klo erzählt, was ich von ihm halte und bin dann rausspaziert, ohne mich

umzudrehen“, hast du Publikum. Keiner fragt, dass du danach zwei Jahre auf Hartz warst und dich geschämt hast, wenn du alte Kollegen in der Bahn getroffen hast.

Der Kobold ist gnadenlos, wenn ich versuche, aus Müll Glitzer zu machen. „Du bist nicht Lappenbusch“, sagt er. „Der hat wenigstens geschrieben. Du sitzt nur hier und benutzt seinen Namen als Ausrede, um dich für deine eigene Verwahrlosung cool zu finden.“ Ich hasse ihn dafür, aber ich weiß, dass er recht hat. Und ich weiß auch, dass das eine Geschichte ist, die wirklich keiner hören will: dass ich irgendwann aufgehört habe, überhaupt was zu versuchen, das länger als einen Tresen weit reicht.

Später an diesem Abend, als die Luft im „Schlusslicht“ schwer war und die Gespräche nur noch aus Bruchstücken bestanden, fiel mir auf, wie oft wir alle denselben Satz sagen: „Das glaubst du mir jetzt eh nicht.“ Manni sagt ihm, wenn er mit irgendwem aus seiner Vergangenheit angibt. Harry sagt ihm, wenn er wieder mal einer Frau irgendwas verspricht, was er nie halten wird. Ich sage ihm, wenn ich kurz davor bin, was wirklich Peinliches zuzugeben. Es ist wie ein Schutzschild. Wenn du vorher schon sagst, dass es keiner glaubt, tut es weniger weh, wenn sie tatsächlich lachen.

Der Automatenspieler stand wieder auf, ging zu seinem Gerät zurück. „Weißt du, was das Problem ist mit euch hier?“, sagte er, bevor er die nächste Münze reinschob. „Ihr habt alle Geschichten, aber ihr macht nichts draus. Ihr seid wie Leute mit alten Fotos in der Schublade, die keiner mehr sieht. Und wenn ihr sie rausholt, denkt jeder, das wäre aus einem Magazin.“ Der Kobold verbeugte sich vor ihm. „Respekt“, murmelte er. „Der Mann versteht mein Geschäftsmodell.“

Ich saß da, sah in mein Glas und dachte: Vielleicht ist das der letzte Rest, den ich retten kann – nicht meine Geschichten, sondern die Fähigkeit, zu merken, wann keiner mehr zuhört. Und trotzdem weiterzureden. Nur leiser. Vielleicht ist das alles, was bleibt: dass du am Ende deiner Laufbahn als Tresenphilosoph eingestehst, dass die beste Geschichte die ist, die du nur dir selbst erzählst. Und dem Kobold, ob du willst oder nicht.

Am härtesten sind die Geschichten, die draußen keiner mehr glaubt. Nicht in der Kneipe, da gehört Übertreibung zur Einrichtung, da weiß jeder, dass die Hälfte Deko ist. Ich meine die, die du deiner Familie erzählst, wenn du versuchst, irgendwas zu erklären, was nichts mit der Getränkekarte zu tun hat. Da stehst du dann, halbwegs gerade, halbwegs nüchtern – oder du gibst dir Mühe, dass es so aussieht – und sagst Sätze wie: „Ich trink gar nicht mehr so viel“ oder „Ich hab das im Griff“ oder „Ich bin dran, mein Leben zu ändern“. Und du siehst in ihren Gesichtern, dass sie dich anschauen wie einen Fernseher ohne Empfang.

Einmal, vor ein paar Jahren, saß ich meiner Tochter gegenüber in einem Café, das viel zu hell war. Keine Kneipe, keine Aschenbecher, nur Latte Macchiato, Kinderwagen, Leute mit sauberen Jacken. Sie hatte mich eingeladen. Einladung heißt in diesem Alter: „Ich bezahl das, du versuchst, dich zusammenzureißen.“ Sie sah gut aus, ein bisschen müde auf die Art, wie Eltern müde sind, die nachts aufstehen, um irgendwelche Monster unterm Bett zu verscheuchen, die nicht von der Flasche kommen. Ich sah aus wie jemand, der die Nacht mit einem Aschenbecher diskutiert hat.

„Du siehst schlecht aus“, sagte sie, ohne Umschweife. Es war eine Feststellung, kein Angriff. Ich nickte. „Ich weiß“, sagte ich. „Ich arbeite dran.“ Der Kobold saß auf dem Zuckerspender, wippte mit den Füßen und grinste. „Jetzt packt er die große Rede aus“, flüsterte er. „Pass auf, gleich kommt der Teil mit ‚ich hab nachgedacht‘.“ Ich redete trotzdem. Ich erzählte ihr, dass

ich weniger trinke, dass ich beim Amt war, dass ich Pläne hätte, dass ich noch mal anfangen will, irgendwas Richtiges zu machen. Je mehr ich redete, desto kleiner wurde der Glaube in ihren Augen.

„Das hast du alles schon mal gesagt“, sagte sie schließlich leise. „Vor fünf Jahren. Vor zehn. Vor…“ Sie brach ab, schaute aus dem Fenster. „Ich glaub dir, dass du das glaubst, wenn du es sagst. Aber ich glaub nicht mehr dran, dass es passiert.“ Der Kobold applaudierte. „Sie ist gut“, murmelte er. „Die weiß, wie man den Stecker zieht.“ Ich saß da, mit meinem Kaffee, der nach nichts schmeckte, und merkte, wie irgendwas in mir zusammenklappte. Nicht dramatisch, kein Donner, kein Blitz. Eher wie ein billiger Campingstuhl, der zu oft benutzt wurde.

„Ich will nicht, dass die Jungs dich nur als den kaputten Opa in Erinnerung haben“, sagte sie. „Verstehst du? Ich will, dass sie sich später nicht rechtfertigen müssen, wenn sie sagen, du wärst nicht aufgetaucht bei irgendwas Wichtigem.“ Ich nickte, sagte „klar“ und „versteh ich“ und „ich streng mich an“, diese ganze Palette aus Standardantworten. Und in meinem Kopf hörte ich gleichzeitig den Kobold: „Das ist alles eine Geschichte, die keiner mehr glaubt. Eine von den ganz wenigen, die du nicht mal mehr dir selbst glaubst.“

Später hab ich davon im „Schlusslicht“ erzählt. Nicht so direkt, natürlich. Ich hab eine abgespeckte Version gebracht, mit weniger Scham und mehr Humor. „Meine Tochter hat mir den Kopf gewaschen“, sagte ich in die Runde. „Meint, ich soll mich zusammenreißen. Hab ihr gesagt, ich mach jetzt alles anders.“ Gelächter, Sprüche, Schulterklopfen. Harry meinte: „Klar, ab morgen.“ Heiner sagte: „Kinder verstehen sowas eh nicht.“ Und irgendwo dazwischen sah die Kellnerin mich an, einen Tick zu lang, und ich wusste, dass sie genau begriffen hatte, welche Teile ich weggelassen habe.

Der Kobold saß auf dem Rand meines Glases. „Sogar hier drin traust du dich nicht, die ganze Nummer zu erzählen“, sagte er. „Nicht, dass einer denkt, du hast noch Gefühle.“ Ich trank, um ihn zu übertönen. Aber er blieb. „Deine Familie glaubt deine Geschichten nicht mehr“, fuhr er fort. „Die Kneipe glaubt nur die, in denen du gut aussiehst. Bleib ich halt. Ich glaub dir die hässlichen. Nicht, weil ich nett bin, sondern weil ich weiß, dass genau die stimmen.“

Es ist komisch: Du verbringst dein Leben damit, dir irgendeine Version von dir zusammenzulügen, die erträglich ist, und am Ende bleibt genau einer übrig, der den kompletten Quatsch unzensiert mitbekommen hat – und es ist ein Kobold, der dir beim Saufen zuguckt. Ich habe lange dagegen angeschoben, innerlich. Hab mich betrunken, um ihn leiser zu kriegen. Hab versucht, mich abzulenken, mit Jukebox, mit Geschichten, mit irgendwelchen Frauen, mit Automaten, mit Kippen. Aber egal, wie laut es draußen war, irgendwann kam der Moment, an dem seine Stimme wieder klarer wurde.

„Weißt du, was das Ironische ist?“, fragte er neulich, als wir fast allein im Laden waren und der Wirt schon Lichter dimmte. „Wenn du irgendwann mal wirklich was Großes machen würdest – aufhören zu trinken, umziehen, Job, Therapie, irgendeinen absurden Scheiß – dann würdest du dir selbst nicht glauben. Du würdest dreimal nachfragen, ob du das bist.“ Ich lachte. „Keine Gefahr“, sagte ich. „Dafür bin ich zu faul.“ Er nickte. „Gut, dass wir das geklärt haben.“

Manchmal denke ich darüber nach, wie es wäre, meine Geschichten einfach aufzuschreiben. Nicht als Kunst, nicht als Buch, sondern als eine Art Kassenbuch der letzten Jahrzehnte. Ein Heft, in dem drinsteht: „Hier hab ich gelogen. Hier hab ich übertrieben. Hier hab ich

jemandem wehgetan und so getan, als wäre es ein Witz. Hier hab ich es verkackt und niemandem erzählt.“ Ich stell mir vor, wie ich das Heft irgendwann meiner Tochter in die Hand drücke. „Hier“, würde ich sagen. „Das ist die Version ohne Pointe.“ Und ich seh schon ihr Gesicht vor mir: dieses „zu spät“.

Der Kobold findet die Idee großartig. „Mach das“, sagt er. „Schreib alles auf. Ich les mit. Aber wunder dich nicht, wenn du beim Schreiben merkst, dass die meisten Kapitel nur aus drei Sätzen bestehen: ‚Er hatte eine Chance. Er hat sie nicht genutzt. Er hat sich was dazu erfunden, damit es erträglicher aussieht.‘“ Vielleicht hat er recht. Vielleicht würden die Seiten dünner werden, je näher ich an heute komme. Früher gab es wenigstens noch so was wie Aufbruch. Heute gibt es nur noch „weiter so“ mit unterschiedlichen Tagesgerichten.

Es gibt auch Geschichten, die ich bewusst nie erzählt habe. Wie ich meinem Enkel einmal versprochen habe, zum Fußballspiel zu kommen – sein erstes richtiges Turnier –, und dann im „Schlusslicht“ hängen geblieben bin. Nicht mal, weil es besonders gut war. Es war ein stinknormaler Nachmittag, ich hatte nur keine Kraft, nüchtern auf einem Sportplatz zu stehen, zwischen Eltern mit Thermosflaschen und diesen Stimmen, die „Super, Leon!“ schreien. Ich bin einfach sitzen geblieben. Hab später irgendeinen Mist gelogen von „krank geworden“, „Durchfall“, „was am Magen“. Das ist eine dieser Geschichten, die ich selbst hasse. Und genau deshalb traue ich mich nicht, sie laut auszusprechen.

„Ich war dabei“, sagt der Kobold jedes Mal, wenn die Erinnerung hochkommt. „Ich hab gesehen, wie du auf dein Handy gestarrt hast, als die Nachricht kam ‚Opa, bist du schon da?‘. Ich hab gesehen, wie du nicht geantwortet hast. Und ich hab gesehen, wie du dir das nächste Bier bestellt hast, damit du die Stimme nicht hören musst.“ Er sagt das nicht vorwurfsvoll. Eher wie einer, der notiert, was in sein Archiv kommt. Und ich sitze da, mit dem Glas in der Hand, und weiß: Das ist eine Geschichte, die keiner mehr glauben will. Am wenigsten ich.

Vielleicht ist das am Ende der Punkt: Die Geschichten, die keiner mehr glaubt, sind die, die am meisten wahr sind. Die, die nicht auf die Theke gehören, sondern in diese stillen Minuten kurz vor dem Einschlafen, wenn der Rauch am Fenster hängt und der Tag komplett durch die Finger geronnen ist. In diesen Momenten, wenn ich auf dem Rücken liege und die Decke anstarre, ist der Kobold oft erstaunlich ruhig. Dann sagt er nur einen Satz: „Das hättest du anders erzählen können.“ Und ich weiß, er meint nicht die Anekdoten am Tresen.

Ob es irgendwann noch jemanden gibt, der sich für die echte Version interessiert, bezweifle ich. Vielleicht liest mal einer, lange nachdem ich weg bin, irgendeinen abgegriffenen Zettel, findet einen Namen, ein Datum, einen Vermerk vom Amt, und denkt: „Der war bestimmt ein Vollidiot.“ Vielleicht erzählt die Kellnerin irgendwann einem neuen Gast: „Da gab’s mal einen, der immer da hinten saß. Der hat viel erzählt.“ Und der Neue wird fragen: „Wirklich passiert?“ Und sie wird mit den Schultern zucken. „Wer weiß“, wird sie sagen. „Hier drin ist alles halb wahr.“

Der Kobold wird dann irgendwo anders sitzen, auf einer anderen Theke, an einem anderen Kopf. Aber ein kleiner Teil von ihm bleibt hier, bei meinen Geschichten, die keiner mehr glaubt. Und ich, solange ich noch am Hocker klebe, erzähl sie weiter. Nicht, weil ich denke, dass einer mir glaubt. Sondern weil ich sonst gar nicht mehr wüsste, dass ich überhaupt mal irgendwas erlebt habe.

Vielleicht ist das das Einzige, was mich noch vom endgültigen Verschwinden trennt: dass es da einen gibt, der sich an die Geschichten erinnert, auch wenn er sie durch den Dreck zieht.

„Keine Sorge“, sagt der Kobold, wenn ich zu lange in mein Glas starre. „Ich vergess dich nicht. Dafür warst du zu unterhaltsam.“ Und ich lache. Nicht weil es witzig ist, sondern weil mir nichts Besseres mehr einfällt.

Kapitel 16 – Kippen, Kater und Klagelieder

Es gibt zwei Sorten Morgen: die, an denen du zu spät wach wirst, und die, an denen du überhaupt nicht mehr richtig aufwachst. Meine sind meistens die zweite Sorte. Kein richtiger Start, nur ein langsames Hochkriechen auf einen Level, der knapp über Bewusstlosigkeit liegt. Der Körper ist längst müde von dem Theater, der Kopf will nicht mehr mitspielen, aber irgendwas in dir drückt trotzdem auf „weiter“.

Ich wachte auf mit diesem typischen Geschmack im Mund, den du kriegst, wenn du die Nacht mit billigen Filtern und noch billigerem Alkohol durchgekaut hast. Eine Mischung aus Aschenbecher, Metall und schlechtem Atem, den nicht mal mehr Kaugummi erschlagen kann. Der Schädel pochte im Hinterkopf, als hätte einer einen Bass drin angelötet, der immer knapp neben dem Takt schlägt. Der Magen war beleidigt, die Leber schwieg, was nie ein gutes Zeichen ist. Wenn Organe schweigen, planen sie.

Der Kobold saß auf meinem Brustkorb wie eine besonders hässliche Katze. Beine verschränkt, Arme auch, Kopf schief. „Ah“, sagte er. „Der lebende Aschenbecher hat wieder Sendung.“ Er tippte mit dem Fuß gegen mein Brustbein. „Wie fühlt sich Verantwortungslosigkeit in der Morgensonne an?“ Ich kniff die Augen zusammen. „Welche Sonne?“, murmelte ich. Es war eher ein fahles Grau, das durch die Vorhänge sickte. Der Kobold grinste. „Egal. Jede Art von Licht ist dir inzwischen fremd.“

Ich drehte den Kopf zur Seite, suchte halb im Schlaf nach der Schachtel auf dem Nachttisch. Sie lag da wie immer, treu, verbeult, direkt neben dem Glas Wasser, das ich mir jeden Abend hinstellte, als Beweis, dass ich mich „kümmere“. Das Glas war noch halb voll, natürlich. Ich griff zuerst nach der Schachtel. Die Finger waren steif, leicht zittrig. „Guck sie dir an“, spottete der Kobold. „Krallen von einem Tier, das sich sein eigenes Loch gegraben hat.“

Die erste Kippe am Morgen ist ein Ritual, das man nur versteht, wenn man süchtig genug ist, freiwillig die Lunge mit Frostschutzmittel zu füllen. Sie ist keine Belohnung, eher eine Bestätigung: Du bist noch da. Du funktionierst noch. Du kannst dir wieder was antun. Ich zündete sie an, zog tief, zu tief. Der Rauch kratzte in der Kehle, der Kopf wurde für einen Moment leichter, der Magen schwerer. Der Kater meldete sich mit einem beleidigten Aufstoßen. „Guten Morgen“, sagte der Kobold. „Willkommen im Tagesprogramm ‚Kippen, Kater und Klagelieder‘. Heute: alles wie gestern.“

Ich schleppte mich in die Küche, barfuß über den kalten Boden, der nach verschüttetem Kaffee und Reue roch. Auf dem Tisch lag noch die Post von letzter Woche, ungeöffnet, ein paar Bierdeckel, auf die ich im Suff irgendwas gekritzelt hatte, Zigarettenasche in einem aufgeschnittenen Marmeladenglas, weil der echte Aschenbecher mal wieder im Wohnzimmer stand. Der Kobold sprang auf einen Briefumschlag, auf dem „Wichtig – Frist beachten!“ stand. „Spoiler“, sagte er. „Du hast sie verpasst.“

Ich setzte den Kaffee auf, diese dünne Brühe, die sich noch traut, sich „Aroma“ zu nennen. Der Wasserkocher zitterte mehr als meine Hand. Ich sah ihm dabei zu, wie er kochte, so, als müsste ich aufpassen, dass das Wasser nicht wegläuft. Der Kobold sah mich an. „Jeden Morgen dasselbe“, meinte er. „Du wachst auf, schwörst dir, dass du heute weniger rauchst, weniger trinkst, besser isst, irgendwas. Und dann fängst du den Tag mit einer Kippe an. Das ist, als würdest du mit Anlauf in einen offenen Schacht springen und unterwegs sagen: ‚Diesmal passe ich besser auf.‘“

Ich sagte nichts. Ich war noch nicht in der Lage, mit jemandem zu diskutieren, den es offiziell nicht gibt. Ich setzte mich an den Küchentisch, die erste Tasse Kaffee vor mir, die zweite Kippe im Mundwinkel. Der Schädel hämmerte im Takt meines Herzschlags. Jeder Schluck Kaffee fühlte sich an, als würde ich Öl auf ein Feuer gießen, das sowieso schon außer Kontrolle war. Der Kater saß mir im Nacken wie ein schlechtes Gewissen auf zwei Beinen.

Kater sind nicht nur körperlich, jedenfalls nicht meine. Klar, der Kopf tut weh, der Magen rebelliert, die Hände sind zittrig, der Kreislauf spielt Achterbahn. Aber da ist auch dieses andere Ding, das sich meldet, wenn der Alkohol langsam aus dem System rutscht. So eine Mischung aus Scham, Leere und diesem diffusen Gefühl, gestern wieder irgendwas versaut zu haben, ohne genau zu wissen, was. Dann gehen die Klagelieder los. Nicht laut gesungen, sondern innerlich gesifft.

„Du bist zu alt für den Scheiß“, fängt es an. „Du machst dich lächerlich. Du stinkst. Du wirst irgendwann im Treppenhaus liegen bleiben, und keiner wird wissen, ob du hingefallen bist oder dich freiwillig hingelegt hast. Deine Enkel werden später erzählen: ‚Opa war… na ja… schwierig.‘“ Der Kobold hört sich das alles an, legt manchmal sogar die Hand ans Ohr, als wäre er bei einem Konzert. „Ich liebe deine Katermonologe“, sagt er. „Das sind deine einzigen ehrlichen Balladen.“

Manchmal wünschte ich, ich wäre der Typ, der nach so einem Morgen die letzte Kippe ausdrückt, die Packung wegwirft, das Bier aus dem Kühlschrank kippt, joggen geht und sich dann im Spiegel sagt: „Das war’s. Nie wieder.“ Aber ich bin nicht in einem Film, und mein Körper ist nicht für Heldengeschichten gebaut. Spätestens nach der dritten Tasse Kaffee und der vierten Zigarette hat sich der Kater in einen dumpfen Hintergrundzustand verwandelt. Die Vorwürfe werden leiser, die Gewohnheit lauter. Und irgendwo zwischen Aschenbecher und Abwasch fällt die Entscheidung: Heute Abend gehst du wieder ins „Schlusslicht“.

Der Kobold weiß das, bevor ich es mir eingestehe. „Tu nicht so, als würdest du abwägen“, sagt er. „Du hast noch nie ernsthaft abgewogen. Du verzögerst höchstens. Nenn es meinetwegen Stolz: Du willst nicht zugeben, wie sehr du den Laden brauchst.“ Er rennt über den Tisch, springt auf die Rückenlehne des Stuhls und beobachtet mich beim Kaffeetrinken, als wäre ich ein Versuchstier in einem sehr langwierigen Experiment.

Die Klagelieder gehen den ganzen Vormittag weiter. Nicht laut, nicht mit Melodie, sondern wie kaputte Tonspuren im Hinterkopf. „Hättest du das nicht trinken müssen.“ „Hättest du den Spruch nicht bringen müssen.“ „Hättest du gestern früher heimgehen können.“ „Hättest du deiner Tochter schreiben können.“ Das „Hättest du“ ist das leiseste und gleichzeitig penetranteste Geräusch in meinem Leben. Und jedes „Hättest du“ wird mit einer neuen Kippe kommentiert.

Der Kobold, der kleine Mistkerl, sorgt dafür, dass die Schuldgefühle nie ganz verschwinden, aber auch nie groß genug werden, um wirklich was zu ändern. „Wenn du dich zu sehr

schämst, wirst du langweilig“, sagt er. „Wenn du dich gar nicht schämst, wirst du ein komplettes Arschloch. Ich halte dich genau dazwischen. Da, wo du dich noch mit dir selbst streiten kannst, während du schon die nächste Packung aufmachst.“ Es ist eine Art Balance, die sich krank anfühlt, aber irgendwas in mir hat sich daran gewöhnt.

Gegen Mittag ist der Kopf so weit klar, dass ich theoretisch was Sinnvolles tun könnte. Briefe öffnen. Beim Amt anrufen. Einkaufen gehen, ohne nur an Bier und Kippen zu denken. Irgendwas in dieser Richtung. Stattdessen sitze ich da, starre in die mittlerweile lauwarme Kaffeetasse und warte, bis die Zeit mich in die Kneipe schiebt wie ein verlorenes Pfandglas zurück zur Annahme. Der Kater hat sich in einen Hintergrundschmerz verwandelt, die Klagelieder sind leiser geworden, aber sie sind noch da. Sie singen im Untergrund, während ich mir die Schuhe anziehe.

„Also“, sagt der Kobold, als ich zur Tür gehe, „Fazit des Vormittags: Du hast wieder mal alles bereut, nichts geändert und gehst jetzt zurück an den Ort, an dem du morgen wieder genauso aufwachst. Klassische Tour.“ Ich ziehe die Tür zu, stecke mir auf dem Treppenabsatz die nächste Kippe an und denke: Ja. Klassische Tour. Kippen, Kater und Klagelieder. Wiederholung bis zum letzten Takt.

Am späten Nachmittag hat der Kater seine zweite Form. Die erste ist körperlich, die zweite sozial. Du sitzt im „Schlusslicht“ und siehst an den Gesichtern der anderen, was sie von deinem gestrigen Auftritt gehalten haben – falls es überhaupt einen gab, an den sie sich erinnern. Es gibt Abstürze, die bleiben dir nur selber im Kopf. Und es gibt die, bei denen du heute schon beim Reinkommen merkst: Aha, du warst unterhaltsam.

An diesem Tag stand die Luft im „Schlusslicht“ so schwer wie der Rauch über den Aschenbechern. Die Jukebox war immer noch tot, in der Ecke das weiße Loch, an das wir uns langsam gewöhnten. Kein Soundteppich, der deine Peinlichkeiten zudeckt. Nur Stimmen, Gläser, Stühle, die auf dem Boden kratzen. Ich kam rein, etwas später als sonst, so, als würde es einen Unterschied machen, ob ich um fünf oder um sieben mit dem langsamen Sterben anfange.

Der Wirt sah hoch, nickte. Kein besonderes Funkeln in den Augen, keine hochgezogene Augenbraue – gutes Zeichen. Die Kellnerin stellte mir das Bier hin, wie immer. „Alles fit?“, fragte sie, was in diesem Laden so viel heißt wie: „Bist du noch in einem Stück?“ Ich zuckte die Schultern. „So halb“, sagte ich. „Der Rest hängt noch irgendwo zwischen Küche und Bett.“ Der Kobold sprang mir von der Schulter auf den Tresen, lief über den Glasrand wie ein Artist. „Er lebt“, grinste er. „Können wir also weitermachen.“

Heiner war schon da, sah aus wie ein schlecht gezeichneter Überlebender. Die Augen rot, die Haut grau, die Hände zitterten leicht, wenn er nach seinem Glas griff. Vor ihm ein Aschenbecher, schon halb voll, obwohl der Abend kaum begonnen hatte. „Wie war dein Morgen?“ fragte ich. Er lachte trocken. „Ich hab versucht, nicht zu atmen“, sagte er. „Der eigene Geschmack hat mich beleidigt.“ Harry kam kurz danach rein, mit dieser Art schlurfendem Gang, der sagt: „Mein Rücken ist im Arsch, aber ich trink ihn mir weg.“ Der Automatenspieler stand hinten an seinem Altar aus Lichtern, schon im Tunnel.

Die Klagelieder in der Kneipe sind anders als die in der Küche. Hier werden sie laut gesungen, in Form von Beschwerden, die alle kennen. „Früher war das Bier billiger.“ „Früher war ich härter im Nehmen.“ „Früher hat mich wenigstens einer vermisst, wenn ich nicht

aufgetaucht bin.“ Jeder hat seine Strophe, und wir stimmen brav mit ein. Der Kobold läuft von einem zum anderen, hält imaginäre Mikrofone hin und fordert Zugaben.

„Ich sag dir“, jammerte Harry, nachdem er das erste Bier halb weg hatte, „mein Arzt hat mir letzte Woche gesagt, meine Blutwerte wären ‚nicht schön‘. Was ist das für ’ne Aussage? ‚Nicht schön‘? Soll er sagen, ich bin im Eimer oder nicht.“ Heiner kicherte. „‚Nicht schön‘ heißt, er macht sich innerlich schon bereit für deine Beerdigung“, meinte er. „Aber er traut sich noch nicht, die Einladung zu drucken.“ Der Kobold beugte sich zu mir. „Klagelied Nummer eins“, sagte er. „Der alte Klassiker: ‚Die Welt ist unfair zu meinem Körper.‘ Dabei hat der Körper seit Jahren versucht, auf sich aufmerksam zu machen.“

Ich hörte zu, halb interessiert, halb genervt. Denn ich kannte das Programm. Jeder von uns hatte seine Beschwerden: Herzrasen, Rückenschmerzen, Schlaflosigkeit, Panik, Taubheitsgefühle in den Fingern, Luftnot beim Treppensteigen. Die Körper schrien, wir übersetzten es in Witze. Kippen, Kater, Klagelieder. Täglich grüßt das Murmeltier mit Lungenschatten.

Die Kellnerin stellte eine neue Runde hin, blickte dabei kurz in unsere Gesichter. „Ihr seht aus wie ein Wartezimmer ohne Terminvergabe“, sagte sie. „Vielleicht sollte ich anfangen, Nummern zu ziehen und euch nacheinander behandeln.“ Der Wirt lachte kurz, dann wurde er wieder ernst. „Wenn ich euch behandeln müsste“, sagte er, „würde ich euch alle auf Wasser setzen und den Laden in eine Teestube verwandeln.“ Harry tat, als würde er sofort gehen. „Dann trink ich lieber daheim“, brummte er. „Ich brauch doch hier meine Medizin.“

Der Kobold kicherte. „Medizin“, echote er. „Das beste Placebo der Welt: Bier gegen Kummer, Schnaps gegen Angst, Zigaretten gegen Gedanken. Nebenwirkungen siehe Lebenslauf.“ Er setzte sich auf den Rand meines Aschenbechers und sah hoch. „Wie geht’s deinem Knie?“, fragte er. „Und deiner Hüfte? Und deinem Gewissen?“ Ich zog an der Kippe, spürte einen stechenden Schmerz irgendwo unter den Rippen. „Alles im Rahmen“, murmelte ich. „Rahmenprogramm eines beschissenen Hauptacts.“

Es dauerte nicht lange, bis die Klagen vom Körper auf die Welt übersprangen. Manni kam dazu, leicht außer Atem, obwohl der Weg von seiner Wohnung nicht weit sein konnte. „Die Mieten steigen“, rief er, bevor er richtig saß. „Die Lebensmittelpreise auch. Die Politiker machen, was sie wollen. Und ich sitz beim Amt und die gucken mich an, als wär ich persönlich schuld an der Inflation.“ Der Automatenspieler drehte sich kurz um. „Bist du auch“, sagte er. „Weil du zu blöd bist, nicht jeden Monat im Minus zu sein.“ Gelächter, halb ernst, halb als Ventil.

Die Kneipe ist voller solcher Hymnen. Über Ex-Frauen, die „das Geld sehen, aber nicht den Menschen“. Über Kinder, die „nur noch ans Handy denken“. Über Chefs, die „keine Ahnung haben, wie hart wir arbeiten würden, wenn man uns lassen würde“. Über Ärzte, die „immer nur verbieten“. Über Nachbarn, die „zu neugierig“ oder „zu laut“ oder „zu normal“ sind. Jeder hat sein eigenes Requiem auf ein Leben, das er nie wirklich geführt hat. Wir singen durcheinander, ohne Chorleiter.

Der Kobold genießt das. „Ihr seid euer eigenes Trauergeläut“, sagt er. „Keine Kirche nötig. Ihr predigt euch jeden Abend, warum alles scheiße ist und warum ihr nichts dafür könnt. Das ist besser als jede Messe.“ Er hat nicht unrecht. Manchmal merke ich, wie ich selber in diesen Rhythmus falle. „Wenn ich nicht so viel Pech gehabt hätte.“ „Wenn meine Kindheit anders gewesen wäre.“ „Wenn dieser eine Job damals geklappt hätte.“ „Wenn ich nicht so früh

angefangen hätte zu trinken.“ Es sind einfache, bequeme Melodien. Sie gehen ins Ohr, aber nicht ins Herz.

Die Kippen brennen dazu runter wie Metronome. Zug – Beschwerde – Schluck – Lacher – Asche – nächster Zug. Manchmal, wenn ich mich selber in diesem Rhythmus erwische, könnte ich kotzen. Dann sehe ich von außen, was wir da machen: eine Selbstmitleids-Party ohne DJ, dafür mit ständigem Frühschoppen. Und gleichzeitig fühlt es sich an wie das Einzige, was wir noch haben: die Möglichkeit, uns gegenseitig vorzusingen, wie sehr wir von allem abgehängt wurden. Ob das stimmt oder nicht, ist irgendwann egal.

Zwischendurch gibt es Momente, in denen jemand einen Ton trifft, der tiefer geht. Wenn Heiner plötzlich sagt: „Ich hab Angst vor dem Tag, an dem ich nicht mehr aufwache.“ Oder wenn Harry murmelt: „Ich würd gern noch sehen, wie meine Enkel eingeschult werden, aber ich weiß nicht, ob ich das noch schaffe.“ Dann wird es kurz still. Dann sind die Klagelieder plötzlich nicht mehr nur Hintergrundrauschen, sondern etwas, das wehtut. Der Kobold hält in solchen Momenten die Klappe. Er weiß, wann die Pointe zu viel wäre.

Aber diese Sekunden sind selten, und sie dauern nicht lang. Meistens werden sie schnell wieder zugeschüttet mit Sprüchen, Zigaretten, Bestellungen. „Ach komm, wir leben noch“, sagt einer. „Andere haben’s schlimmer“, sagt ein anderer. Und schon sind die Lieder wieder oberflächlich. „Mein Chef ist ein Arsch.“ „Meine Ex ist verrückt.“ „Mein Körper macht nicht mehr mit, aber ich zieh durch.“ Ein jämmerlicher Chor, mit Bier als Mikrofon.

Der Kobold beugt sich dann zu mir runter, flüstert: „Du merkst schon, dass du einer von ihnen bist, oder? Du bist nicht der Beobachter. Du bist der Solosänger, der glaubt, er stünde im Publikum.“ Ich weiß, dass er recht hat. Ich merke es an der Art, wie ich mein Glas halte, an der Art, wie ich meine Sätze baue. Zwischen „ich“ und „die anderen“ ist in diesem Laden nur noch ein Getränk Abstand.

Als der Abend weiterläuft, die Gesichter weicher, die Stimmen lauter werden, merke ich, wie mein eigener Kater nachlässt. Nicht, weil es mir besser geht, sondern weil die Klagelieder der anderen meinen inneren Chor übertönen. Die Kippe schmeckt wieder nach Routine, nicht nach Strafe. Das Bier schmeckt wieder nach Betäubung, nicht nach Selbstmord in Zeitlupe. Und irgendwann, wenn genug Lärm um mich herum ist, denke ich: „So schlimm ist es ja gar nicht.“ Das ist der gefährlichste Gedanke von allen.

Der Kobold nickt dann zufrieden. „Na bitte“, sagt er. „Programm läuft. Vormittags bereust du alles, nachmittags beschwerst du dich mit den anderen, abends tust du so, als wärst du zufrieden. Das ist mehr Struktur, als die meisten haben.“ Ich nehme noch einen Zug, noch einen Schluck, stimme ein in den nächsten Jammergesang, der durch die Kneipe wabert, und denke: Vielleicht ist das unsere Art, nicht komplett zu schweigen. Auch wenn keiner mehr zuhört.

Es gibt Nächte, da wird aus dem Klagelied ein Chor, den selbst der Kobold nicht mehr witzig findet. Das sind die Abende, an denen der Alkohol nicht reicht, um die Risse zuzuschmieren, und die Kippen nicht schnell genug brennen, um die Nervosität zu überdecken. Dann sitzt du da, die Stimme schon heiser vom Jammern, und merkst, dass irgendwann zwischen dem dritten und vierten Bier aus dem Gejammer echte Angst geworden ist.

Einer dieser Abende begann harmlos. „Nur zwei, drei heute“, hatte ich mir eingeredet. Der Körper war müde, der Kopf auch, der Kater vom Vortag noch nicht ganz verdaut. „Wir

machen’s kurz“, sagte ich zum Kobold, als ich das „Schlusslicht“ betrat. Er lachte mir ins Ohr. „Das sagst du seit Jahren“, meinte er. „Immer, wenn du müde bist. Und du bist immer müde.“ Der Wirt stellte mir das erste Bier hin, die Kellnerin nickte, alles Routine.

Aber irgendwas lag in der Luft. Vielleicht war es das Wetter, dieser bleierne Druck, der von draußen durchs Fenster kroch. Vielleicht waren es die Nachrichten, die im stummen Fernseher Bilder von Überschwemmungen, Kriegen, Pleiten zeigten. Vielleicht war es nur unser eigenes Innenleben, das an dem Abend beschloss, nicht brav im Hintergrund zu bleiben. Auf jeden Fall dauerte es nicht lange, bis die üblichen Sprüche dünner wurden.

Heiner hielt seine Zigarette so, als würde er sie gleich zerbrechen. „Ich hab neulich ausgerechnet“, sagte er, „wie viele Jahre ich schon rauche. Über dreißig. Stell dir vor, ich hätte jeden Tag nur zwei Zigaretten weniger geraucht. Dann hätte ich heute…“ Er brach ab, lachte kurz, ohne Humor. „Scheiß drauf. Hätt eh einer anders ausgeben.“ Harry griff sich ans Herz. „Meiner hat gesagt, ich soll sofort aufhören“, murmelte er. „Der Kardiologe. Hat gesagt, ich wäre ’ne Zeitbombe. Aber was soll ich machen? Ich kenn mich nicht ohne Kippe.“

Der Automatenspieler kam vom Gerät weg, schwerfällig, als würde ihm jemand am Rücken ziehen. „Ich hab letzte Woche das Schreiben von der Schuldnerberatung gekriegt“, sagte er in die Runde, ungefragt. „Die wollen, dass ich einen Plan mache. Einen Plan.“ Er lachte trocken. „Ich kann mir nicht mal merken, wie viel ich gestern verzockt hab. Die wollen, dass ich aufschreibe, was ich die nächsten fünf Jahre mache.“ Die Kellnerin stellte ihm ein Bier hin, obwohl er keins bestellt hatte. „Plan A“, sagte sie. „Wir fangen damit an, dass du trinkst und nicht spielst. Noch schlimmer wird’s eh nicht.“

Das war der Moment, in dem die Stimmung kippte. Aus den üblichen Klageliedern wurde ein Durcheinander aus echten Geständnissen. Einer sprach vom Schlaflabor, das er nicht besuchen will, weil er Angst hat, dass sie ihm eine Maske geben, mit der er wie ein kaputter Taucher aussieht. Ein anderer erzählte von dem Schlaganfall eines Bekannten, der jetzt redet, als hätte ihm einer die Zunge halb rausgenommen. Die Kellnerin erwähnte kurz ihren Vater, der mit Mitte Fünfzig einfach umgefallen ist. „Herz“, sagte sie. „Der hat auch immer gesagt: ‚Ach, so schlimm ist das nicht.‘“

Der Kobold lief unruhig auf dem Tresen auf und ab. „Heute seid ihr aber in Form“, sagte er. „Das ist ja fast schon realistisch. Passt auf, sonst fang ich noch an, Mitleid zu empfinden, und das bin ich nicht versichert.“ Er versuchte, ein paar Sprüche zu machen, aber selbst seine Stimme ging in dem Chorus unter. Es war, als hätten alle beschlossen, heute mal die Filter wegzulassen – nicht nur an den Kippen.

Ich merkte, wie es in mir arbeitete. Der Kater vom Morgen hatte sich in eine tiefe Müdigkeit verwandelt, die nicht mehr nur im Körper saß. Ich hörte ihnen zu, wie sie über ihre Ängste redeten – vor Krankheiten, vor Armut, vor dem Alleinsein – und dachte: „Das bin alles ich. Nur in anderen Körpern, mit anderen Namen.“ Der Kobold sah mein Gesicht und legte für einen Moment eine Hand auf meine Stirn. „Na, jetzt kommt dein Part“, flüsterte er. „Deine große Klagestrophe. Mach sie nicht langweilig.“

Ich hob das Glas, stellte es wieder hin. Zog an der Kippe, drückte sie aus. „Ich hab neulich geträumt“, sagte ich, ohne groß überlegen zu wollen, „dass ich morgens nicht mehr aufwache, aber es merkt keiner.“ Die anderen schauten rüber. „Wie soll das gehen?“, fragte Harry. „Der Wirt würde spätestens nach einer Woche merken, dass du die Umsätze drückst.“ Leichtes Lachen. Ich schüttelte den Kopf. „Nicht so“, sagte ich. „Ich meine, dass es in der echten Welt

weiterläuft. Die Enkel wachsen auf, meine Tochter macht ihr Ding, ihr sitzt hier, irgendwer anders nimmt meinen Platz. Und keiner vermisst was."

Der Automatenspieler nickte langsam. „Das ist nicht mal ein Albtraum", sagte er. „Das ist wahrscheinlich." Die Kellnerin sah mich an, lange, ernst. „Ich würd's merken", sagte sie. „Allein schon, weil ich weniger Aschenbecher bräuchte." Der Wirt fügte hinzu: „Und ich müsste mir einen neuen suchen, der so tut, als würde er irgendwann seine Schulden zahlen." Es war ihr Versuch, es leichter zu machen. Aber die Worte hielten nicht richtig.

Der Kobold hockte sich auf meinen Unterarm, sah mich an. „Du jammerst immer, dass dich keiner vermisst", sagte er leise. „Dabei bist du der, der die Leute wegdrückt, bevor sie dir nahe kommen können. Du gehst tiefer in die Kippe, tiefer ins Glas, statt dir eine echte Antwort anzuhören." Ich hätte ihm gern widersprochen, aber ich wusste, dass das nur der Reflex war, den ich immer habe, wenn jemand die Wahrheit ausspricht.

Die Klagelieder nahmen an Tempo zu. Es wurde später, die Gläser voller, die Worte loser. Einer beschwerte sich über seine Rente, die er nie sehen wird. Einer über eine Therapie, die er abgebrochen hat, weil die Psychologin „zu jung" war. Einer darüber, dass er keine Frau mehr abkriegt, weil man sein Gesicht anscheinend ansieht, dass er zu viel am Tresen hängt. Jeder sang seine Zeile. Der Kobold dirigierte ins Leere.

Zwischendurch gab es eine merkwürdige Stille. Die Musik fehlte, der Fernseher war aus, keiner sprach. Nur das Klicken vom Automaten hinten, das leise Zischen einer Kippe, der entfernte Straßenlärm. In dieser Lücke hörte ich plötzlich etwas, das ich sonst immer übertöne: mein eigenes Atmen. Flach, unruhig, leicht pfeifend. Ich hatte immer gedacht, ich würde mir meine Zukunft mit Flaschen und Kippen kaputtmachen. In dem Moment wurde mir klar, dass ich längst dabei war, mir auch die Gegenwart abzusägen.

„So", sagte der Kobold, „jetzt wär der Punkt, an dem der Protagonist in einem besseren Leben beschließt, was zu ändern." Er grinste mich an. „Aber du bist nicht in einem besseren Leben. Du bist in deinem." Ich nahm einen Schluck, der sich anfühlte, als würde ich die Entscheidung wieder runterschlucken, bevor sie den Mund erreicht. „Prost", sagte ich. „Auf unsere miserable Operette."

Die Kellnerin räumte irgendwann Gläser ab, sah in die Runde, schüttelte den Kopf. „Ihr seid wie eine Platte mit Sprung", sagte sie. „Immer derselbe Part. Kippen, Kater, Klagelieder. Und wenn die Nadel weiter könnte, würdet ihr sie wieder zurückschieben." Der Wirt seufzte. „Solange ihr zahlt, dürfen eure Klagelieder hier spielen", sagte er. „Das ist die Geschäftsgrundlage."

Auf dem Heimweg war der Kater schon in die nächste Phase übergegangen – eine Mischung aus körperlichem Elend und mentalem Überdruss. Ich hatte keinen Bock mehr auf meine eigenen Sätze. Der Kobold lief neben mir her, Hände in den Hosentaschen, als wäre er auch betrunken. „Weißt du, was das Schlimmste ist?", fragte er schließlich. „Nicht, dass du rauchst, trinkst, jammerst. Sondern, dass du längst kapiert hast, wie lächerlich das alles ist – und es trotzdem machst. Vollidioten stolpern ahnungslos. Du stolperst mit Ankündigung."

In der Wohnung zog ich die Jacke aus, ließ sie auf den Stuhl fallen, der schon zu viel getragen hatte. Der Aschenbecher war noch halb voll von den Kippen vom Morgen. Ich zündete mir eine neue an, Ausdruck von etwas, das man nicht mehr Vernunft nennen konnte. Der Kobold

setzte sich mir gegenüber, auf den Tisch. „Also“, sagte er. „Kippen, Kater, Klagelieder. Wieder einer geschafft.“ Ich nickte. „Morgen wieder“, murmelte ich.

Kurz bevor ich einschlief, dachte ich: Vielleicht gibt es keinen großen Knall, keinen finalen Absturz, keine dramatische Szene mit Blaulicht und schreienden Verwandten. Vielleicht ist es genau das hier: ein endloses Wiederholen derselben drei Akkorde, bis die Nadel endgültig bricht. Kippen. Kater. Klagelieder. Und ein Kobold, der sich weigert, das Radio auszumachen.

„Mach dir keine Illusionen“, flüsterte er noch, als mir die Augen zufielen. „Es wird nicht besser. Aber ich bleib bei dir, bis das letzte Lied verklingt.“ Und das war, so absurd es klingt, das tröstlichste Klagelied von allen.

Kapitel 17 – Der Kobold im Spiegel hinter der Bar

Der Spiegel hinter der Bar war schon immer da. Zumindest fühlte es sich so an. Er zog sich über die ganze Länge des Tresens, ein einziger, leicht welliger Streifen Glas, mit Ecken, in denen sich das Licht fing und hängen blieb. Kein klarer, sauberer Spiegel wie in Möbelhäusern, sondern einer, der zu viel gesehen hatte. Jahrzehnte von Rauch, Fingerspuren, Putzmittel, Wirtshänden, Gläsern, die dagegen knallten, hatten ihn stumpf gemacht. Er zeigte dich nicht, wie du bist, sondern wie du geworden bist, wenn du lange genug davor gesessen hast.

Ich mochte ihn nie besonders. Der Spiegel war der passive aggressive Barkeeper von allem. Du konntest ihn ignorieren, aber er war trotzdem da. Wenn du den Kopf hebst, siehst du dich: leicht von unten, manchmal verzerrt, immer ungeschönt. Wenn du tief genug im Glas hängst, siehst du nicht mehr dein Gesicht, sondern nur noch Formen, Bewegungen, Schatten. Aber er ist da. Ich hab irgendwann angefangen, mehr auf die Gläser vor mir zu starren als in den Spiegel dahinter. Da sieht man wenigstens was, das voller und dann leerer wird. Im Spiegel wird es nur leerer.

Der Kobold liebte den Spiegel. „Das ist meine Bühne“, sagte er. „Hier bin ich doppelt. Einmal auf dem Tresen, einmal da drin. Zwei zum Preis von einem, genau dein Konzept.“ Er kletterte gern von der Zapfanlage hoch, stellte sich mitten in mein Spiegelbild und zog Grimassen. Für mich sah es manchmal so aus, als würden meine eigenen Gesichtszüge sich kurz verändern, als würde der Spiegel mir eine Version zeigen, die ich nicht bestellt hatte. „Die Wahrheit ist immer verzerrt“, meinte er. „Glatt kriegst du höchstens die Lüge.“

Es gab Abende, da hing ich an diesem Spiegel fest, ohne es zu wollen. Nicht vorne, nicht bewusst, sondern aus dem Augenwinkel. Du sitzt da, redest mit jemandem, glotzt ins Bier, zündest dir eine Kippe an – und irgendwo hinter der Bewegung ziehst du dein eigenes Gesicht mit. Du siehst, wie der Mund sich bewegt, wie die Falten um die Augen tiefer werden, wie die Schultern hängen. Du siehst, wie du dir selber beim älter werden zuguckst, während du so tust, als wär das alles eine lange, halbwegs lustige Episode.

An einem dieser Abende war der Laden voll mit den üblichen Halbtoten. Es war Freitag, die Sorte Tag, an der Menschen, die noch einen Job haben, so tun, als hätten sie sich eine Belohnung verdient. Der Laden summte aus Stimmen, Gläsern, schrillen Lachern. Der

Fernseher lief stumm, die Jukebox war längst Geschichte, das Radio in der Küche dudelte irgendwas, das nicht bis vorne durchdrang. Ich saß auf meinem Platz und fühlte mich noch müder als sonst. Der Kater von der Woche hatte sich zu einer Grundstimmung entwickelt.

Der Kobold stand, wie so oft, auf dem Tresen, drehte sich zum Spiegel und nahm eine Pose ein, als wäre er Fürst von etwas. „Guck mal“, sagte er. „Da hinten, das bist du, wenn du noch zehn Jahre so weitermachst.“ Ich folgte seinem Finger, sah mein Spiegelbild – und erschrak, obwohl es natürlich lächerlich war. Dasselbe Gesicht wie immer, nur in dem Moment erwischt, in dem ich nicht aufpasste: Mund leicht offen, Augen glasig, die Haut einen Tick zu blass. Einer, der mehr mit sich selbst durch ist, als er zugeben will.

„Du siehst aus“, kommentierte der Kobold, „als hättest du auf Pause gedrückt und vergessen, jemals wieder auf Play zu drücken.“ Ich nahm einen Schluck, um irgendwas mit dem Mund zu tun, und sah weg. Aber der Spiegel war wie ein Magnet. Je mehr du versuchst, ihn zu ignorieren, desto öfter erwischst du dich doch dabei, wie du wieder hinschaust. Das Glas lügt dich nie an. Es übertreibt vielleicht, aber es lügt nicht.

„Weißt du, warum sie solche Spiegel hinter Bars haben?“, fragte der Kobold. „Nicht, damit ihr euch bewundert. Sondern damit der Wirt euch gleichzeitig im Auge behalten kann – vorne und hinten. Und damit ihr, wenn ihr lange genug hier sitzt, irgendwann merkt, dass ihr nicht nur Gäste seid, sondern Inventar.“ Er zeigte auf einen Fleck irgendwo über den Flaschen mit dem billigen Schnaps. „Da hast du vor Jahren mal deinen Kopf angelehnt, weißt du noch? Die Spur ist immer noch da. Man hat sie nur schlechter geputzt als den Rest.“

Ich erinnerte mich tatsächlich. Ein Abend, viel zu spät, viel zu viel, ich halb auf dem Hocker, halb daneben. Die Kellnerin hatte mir noch ein Wasser hingestellt, der Wirt hatte schon aufgeräumt, da war ich mit der Stirn an den Spiegel gerutscht, so ein nasser, schwerer Kontakt. Kalt war er, damals wie heute. Und er hat mich genauso wenig aufgefangen wie alle anderen.

Wenn du lang genug auf deinen Spiegel in einer Kneipe starrst, fängst du an, Dinge zu sehen, die du nicht eingeordnet kriegst. Nicht Gespenster, keine Toten, nur Möglichkeiten. Versionen von dir, die vielleicht existiert hätten, wenn du an irgendeinem Punkt anders abgebogen wärst. Da ein Gesicht, das ein bisschen wacher aussieht, eins mit weniger Grau, eins mit einem Hemd, das nicht aus der Kneipe von gestern stammt. Der Kobold sieht das alles auch, aber bei ihm ist es Unterhaltung. Bei mir ist es eine Mischung aus Schmerz und Resignation.

An diesem Freitag legte sich etwas Seltsames über den Abend. Der Spiegel schien dichter als sonst. Die Lichter hinter der Bar brachen sich so, dass mein Gesicht heller wirkte als die anderen. Ich sah mich selber, wie ich dem Wirt beim Zapfen zuguckte, wie ich der Kellnerin beim Laufen zusah, wie ich den anderen beim Reden zuhören wollte, aber nicht mehr richtig reinkam. Und neben mir, im Spiegel, stand der Kobold. Nicht so klein, wie er auf dem Tresen wirkte. Im Spiegel war er… anders.

Er hatte ungefähr meine Länge. Oder ich seine. Das Bild war verrutscht. Ich sah da einen Mann neben mir, schmaler, mit spitzen Zügen, Augen, die zu wach waren für diese Uhrzeit, ein Grinsen, das zu viel verstand. Es war nicht mein Gesicht, aber es war nicht völlig fremd. Eher so, als hätte jemand meine Züge aus einem anderen Winkel gezeichnet, mit einer anderen Hand. Ich blinzelte, sah auf den Tresen – da stand der Kobold wie immer, klein, mit schmutzigem Lachen. Im Spiegel: die andere Version.

„Na?“, fragte der Kobold. „Klickt’s?“ Ich starrte wieder in den Spiegel. Die Gestalt neben mir im Glas hob imaginär das Glas, stoß an mein eigenes Spiegelglas. Der Mund bewegte sich. Ich konnte nicht hören, was er sagte, aber ich konnte es lesen: „Das bist du. Ohne Ausrede.“ Mir wurde schwindlig. Ich musste den Blick lösen.

Der Wirt bemerkte, dass ich blasser wurde. „Alles gut?“, fragte er, während er den Lappen auswrang. „Oder kommt gleich wieder eine deiner Nummern?“ Ich schüttelte den Kopf. „Alles gut“, log ich. „Nur ’n komischer Tag.“ Die Kellnerin warf mir einen kurzen Blick zu. „Spiegel mag er nicht“, murmelte der Kobold. „Zu viel Realität auf einmal.“

Es ist was anderes, sich morgens im Bad zu sehen. Da kannst du dir die Haare zurechtzupfen, die Falten ignorieren, die Augenringe als „schlechten Schlaf“ verbuchen. Der Spiegel hinter der Bar zeigt dich in deinem natürlichen Lebensraum: mit Glas, mit Kippe, mit allem, was du über dich wissen willst und gleichzeitig nicht erträgst. Und wenn dann noch ein Kobold drin auftaucht, der aussieht wie eine Karikatur deiner selbst, wird’s eng.

Ich trank schneller, als ich wollte, nur um mit irgendwas die Bilder zu überdecken. Die Gespräche am Stammtisch wurden lauter, der Automatenspieler fluchte hinten, irgendwo stolperte jemand über einen Stuhl. Alles bekannte Geräusche, vertraute Ablenkungen. Aber immer, wenn ich kurz nicht aufpasste, schob sich mein Spiegel-Ich wieder ins Bild. Und daneben der andere, der nicht ich war, aber alles besser wusste.

Am nächsten Tag versuchte ich, den Spiegel zu meiden. Was ziemlich lächerlich ist, wenn du in einer Kneipe trinkst, in der das Ding quasi das Rückgrat hinter der Bar ist. Ich setzte mich erst woanders hin, an einen der Tische an der Wand, von wo aus man nur noch schräg draufgucken musste. Der Wirt schmunzelte, als er mir das Bier brachte. „Na“, sagte er, „Wohnungswechsel?“ Ich zuckte die Schultern. „Nur mal andere Perspektive“, murmelte ich.

Der Kobold fand das herrlich. „Guck mal, er flieht vor Glas“, sagte er. „Als wäre der Spiegel der Bösewicht. Nicht das, was da drin ist.“ Er sprang auf den Tisch, lief in einem Kreis um mein Glas herum und sang irgendwas, das sich auf „Spiegel“ reimen sollte und grandios scheiterte. Ich ignorierte ihn so gut ich konnte. Ich starrte aus dem Fenster, sah die Straße, das fahrige Leben da draußen, Leute mit Taschen, Tüten, Kindern, Hunden. Menschen mit Terminen. Ich sah ihre Spiegelbilder auch, in Schaufenstern, Autoscheiben, aber die gingen vorbei. Meine blieben hängen.

Nach dem zweiten Bier wurde der Platz unbequem. Die Stühle an der Wand waren nie dafür gedacht, dass einer länger als eine halbe Stunde drauf sitzt. Die Polster waren dünner, die Lehnen härter, alles so gebaut, dass du dich irgendwann wieder an den Tresen bewegst, wo du hingehörst, wenn du lange bleibst. Mein Rücken fing an zu meckern, mein Knie auch. Der Kobold grinste. „Der Körper weiß, wo sein Zuhause ist“, sagte er. „Der will ans Holz.“

Am Ende landete ich doch wieder auf meinem Hocker am Tresen. Routine gewinnt. Der Spiegel grinste stumm über die Flaschen hinweg. Ich setzte mich hin, aber drehte den Kopf leicht zur Seite, so, dass ich nur noch die Hälfte von mir sehen konnte. Halb Gesicht, halbe Schulter, der Rest im Ungefähren. „Feigling“, murmelte der Kobold. „Du guckst weg wie einer, der weiß, dass er was ausgefressen hat.“

Die Kellnerin stellte mir das nächste Bier hin und lehnte sich kurz an den Tresen. „Du siehst aus, als hättest du Streit mit der Einrichtung“, sagte sie. „Was hat der Spiegel dir getan?“ Ich zögerte. „Der zeigt mir zu viel“, sagte ich schließlich. „Der zeigt dir genau das, was alle

anderen sehen“, entgegnete sie. „Du siehst es nur nicht so oft am Stück.“ Dann ging sie weiter, leere Gläser einsammeln. Der Kobold nickte begeistert. „Sie mag dich“, sagte er. „Sonst wär sie nicht so brutal ehrlich.“

Ich zwang mich, wieder hinzugucken. Langsam, vorsichtig, als wäre der Spiegel ein Tier, das bei plötzlichen Bewegungen beißt. Da war ich. Der Mann mit dem verwaschenen Gesicht, den gelben Fingern, dem Hemd, das an den Schultern nicht mehr besonders gut saß. Der Nacken leicht nach vorne gebeugt, die Augen unter halb herabgesenkten Lidern, ein Mund, der selten komplett lacht, sondern die Ecke nur kurz anhebt. Ich sah nicht so aus wie in meinem Kopf. In meinem Kopf war ich noch näher an der Version von früher, mit mehr Kinn, weniger Bauch, weniger Schatten.

„Da drin“, sagte der Kobold und zeigte auf mein Spiegelbild, „bist du so, wie du hier bist. Nicht wie du dir einredest, du wärst. Kein Filter, kein ‚früher war ich‘, kein ‚eigentlich bin ich‘. Nur: du, jetzt. Und ich.“ Im Glas tauchte er neben meinem Kopf auf, größer als sonst, klarer. Er hatte etwas von einer Fratze, aber nicht nur. Es war auch was Trauriges darin, das ich nicht gern sah. „Warum siehst du da drin größer aus als auf dem Tresen?“, fragte ich. Er lachte. „Weil du mich da endlich in der richtigen Größe wahrnimmst.“

Ich dachte darüber nach. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war er in meinem Leben nicht der kleine Nebendarsteller, als den ich ihn mir gerne zurechtrückte. Vielleicht füllte er längst mehr Fläche aus, als ich wahrhaben wollte. Der Spiegel zeigte nicht nur mein verlebtes Gesicht, er zeigte das Verhältnis zwischen mir und meinem eigenen Abgrund. Und das war größer, als bequem war.

Zwischen uns im Glas passierten auch andere Dinge. Ich sah, wie der Wirt sich bewegte, wie seine Schultern inzwischen breiter wirkten vor Müdigkeit. Ich sah die Kellnerin, wie sie sich immer wieder kurz streckte, Rückenschmerzen wegdehnt, die sie mit Mitte Dreißig nicht haben sollte. Ich sah Heiner, wie er beim Lachen die Hand vor den Mund hielt, aus Gewohnheit, um die schlechten Zähne zu verstecken. Ich sah Harry, wie sein Kopf zu schwer wurde für seinen Hals, wenn er sich vornüberbeugte. Das alles sah ich vorne auch, aber im Spiegel ergab es ein Bild. Eine einzige Reihe gescheiterter Spezialeffekte.

„Das ist deine Familie, ob du willst oder nicht“, kommentierte der Kobold. „Das ist dein Ensemble. Wenn einer fehlt, sieht man’s. Wenn du fehlst, sieht man’s auch – im Spiegel bleibt ein Loch an deinem Platz.“ Ich wusste nicht, ob mich der Gedanke trösten oder fertig machen sollte. Ein Loch ist auch eine Form von Spur.

Später am Abend stand ich ganz allein am Tresen, die anderen waren hinten beim Klo, draußen rauchen oder schon weg. Der Wirt war in der Küche verschwunden, die Kellnerin irgendwo zwischen Flaschen und Kasse. Für ein paar Minuten war nur ich da, der Spiegel, die Gläser. Der Kobold stand direkt im Spiegel hinter meinem Kopf und legte mir in der Reflexion eine Hand auf die Schulter. Ich spürte nichts, aber ich sah es.

„Siehst du uns?“, fragte er. „Dich und mich. So gehen wir durchs Leben: du vorne, ich hinten. Für alle anderen bist du nur der Typ am Tresen. Ich bin der, der daneben steht und dafür sorgt, dass du dir nichts vormachst. Im Glas sind wir Partner.“ Ich dachte an all die Jahre, in denen ich versucht hatte, einen Freund zu finden, der mir die Wahrheit sagt, ohne mich zu verlassen. Und da war er. Hinter mir. Im Spiegel. Ungebeten, aber konsequent.

Es gab so einen kurzen, kranken Moment, in dem ich meine Hand hob, als wollte ich die spiegelnde Fläche berühren. Als könnte ich durch sie durch fassen und irgendwas greifen, das ich verloren hatte. Natürlich tat ich's nicht. Ich bin nicht bescheuert genug, mitten in der Kneipe an den Spiegel zu tatschen wie ein Kind im Zoo. Aber die Bewegung war in mir drin. Der Kobold grinste. „Na los", sagte er. „Streck die Hand aus. Vielleicht packst du dich ja selber."

Ich trank stattdessen. So löst man in diesem Laden alles: Blick runter, Glas hoch, Problem verschoben. Der Spiegel blieb. Er hat Zeit.

Es dauerte ein paar Wochen, bis ich begriffen habe, was dieser Spiegel mit mir macht. Am Anfang war es nur Unbehagen, dann Ekel, dann eine perverse Art von Faszination. Ich fing an, mich zu beobachten, wie andere Leute Autos gucken: nicht aus Liebe, sondern weil sie wissen wollen, wann das Ding endgültig auseinanderfällt.

Es gab Abende, da benutzte ich den Spiegel fast wie ein Messinstrument. Ich sah, wie viele Biere es brauchte, bis meine Augen ihren letzten Rest Schärfe verloren. Ich achtete darauf, ab welchem Glas die Hände nicht mehr ruhig das Feuerzeug hielten. Ich zählte die Falten, die tiefer wurden, wenn ich bestimmte Sätze sagte. „Bei ‚Mir geht's schon' ziehst du die Stirn hoch", kommentierte der Kobold. „Bei ‚Alles gut' kneifst du die Lippen zusammen. Du bist ein offenes Buch, nur in einer schlechten Auflage."

Manchmal setzte sich jemand neben mich, den ich nicht kannte, einer von den Durchreisenden, die in so einen Laden stolpern, wenn sie in einer fremden Stadt echte Kneipen suchen. Die sahen dann uns alle im Spiegel: den Wirt, die Kellnerin, die Stammgäste, die gescheiterten Gesichter, die an ihrem eigenen Tresen festgewachsen waren. Und ich sah sie. Frischere Haut, klarere Augen, saubere Jacken. Männer, die noch nicht gelernt hatten, ihren Blick zu senken, wenn sie sich selbst sahen.

Der Kobold nutzte diese Kontraste, um mir wehzutun. „Siehst du den da?", fragte er einmal und deutete auf einen Typ mit Hemd und Laptop-Tasche, der sein erstes Bier mit einem leichten Zögern trank. „Das warst du mal. Nicht vom Aussehen, aber vom Level. Einer, der noch glaubt, er säuft nur zum Runterkommen, nicht zum Bleiben." Ich sah den Mann im Spiegel, wie er uns alle musterte, kurz länger bei mir blieb, dann verlegen weg sah. „Er fragt sich, ob er auch mal so endet", kicherte der Kobold. „Und du bist die Antwort."

Es ist eine besondere Sorte Folter, wenn deine Zukunft dir so offen ins Gesicht schaut – und deine Gegenwart sieht aus wie eine Warnungstafel. Gleichzeitig hattest du immer die Wahl, den Kopf zu drehen. Nicht hinzusehen. Dich im Glas zu verstecken. Aber das Glas lügt anders. Es zeigt dir nur den Ausschnitt, den du verträgst. Der Spiegel zeigt dir den ganzen Tresen.

Einmal, später, als der Laden fast leer war, setzte sich die Kellnerin auf den Hocker neben mir, nur für eine Zigarette. Sie sah in den Spiegel, genau wie ich. „Komisch, oder?", sagte sie. „Ich seh euch hier jeden Tag. Immer dieselben Rücken, dieselben Sprüche, dieselben Bestellungen. Aber im Spiegel sieht das alles ernster aus." Ich nickte. „Im Spiegel siehst du, dass wir nicht nur Typen mit Bier sind, sondern Männer mit Ablaufdatum", murmelte ich. Sie zog an der Kippe, blies den Rauch zur Seite. „Und du siehst, dass ich hier mittendrin stehe und hoffe, dass ich nicht genauso ende."

Der Kobold verzog den Mund. „Sie hat Angst vor ihrer eigenen Reflexion“, flüsterte er. „Und du bist ihr lebendes Abschreckungsbild.“ Das tat weh. Nicht, weil ich es nicht wusste, sondern weil es so klar ausgesprochen war. Ich drehte das Glas in der Hand, sah meinem Spiegelbild beim Trinken zu. Die Geste sah älter aus, als sie sich anfühlte. Ich kam mir vor wie eine Kopie einer Kopie.

„Weißt du, was ich manchmal mache, wenn ihr alle weg seid?“, fragte die Kellnerin plötzlich. „Ich stell mich hier hin, alleine, und guck in den Spiegel. Und dann tu ich so, als wäre das eine andere, in einem anderen Laden. Eine, die früh heimgeht, nicht raucht, nicht trinkt, pünktlich schläft. Und dann seh ich meine Augen und denk: nee, das bin schon ich. Egal, wo ich steh.“ Sie lächelte schief. „Der Spiegel ist ehrlich. Vielleicht zu ehrlich. Aber besser als die Fotos im Handy.“

Ich fragte sie, ob sie sich vorstellen könnte, irgendwann nicht mehr hier zu stehen. „Klar“, sagte sie. „Aber ich stell mir auch vor, dass ich irgendwann reich bin und am Meer lebe. Vorstellungen hab ich viele. Der Spiegel kennt nur eine.“ Der Kobold nickte. „Der Spiegel ist dein brutalster Freund“, sagte er. „Ich bin nur der Kommentator.“

Es gab einen Abend, an dem ich beschlossen hatte, zu testen, wie viel Wahrheit ich aushalte. Ich trank langsamer als sonst, rauchte weniger, hielt den Kopf bewusst gerade. Ich wollte wissen, ob ich es schaffe, mich im Spiegel anzusehen, ohne wegzugucken, ohne Spruch, ohne Glas als Schutzschild. Ich starrte mein Spiegelbild an, so lange, bis die Geräusche im Laden leiser wurden.

Da war ich. Ein alter Mann, der nicht so alt aussehen wollte. Einer, der gleichzeitig trotzig und müde wirkte. Einer, der sich seit Jahren versucht, selbst zu vergessen. Und da war neben mir der Kobold, im Spiegel größer als im Raum. Er sah nicht mehr aus wie nur ein Gnom mit Bosheit. Er sah aus wie die Summe all dessen, was ich mit mir herumtrage: Scham, Zynismus, ein Rest Humor, ein Rest Wehmut. „Guck uns an“, sagte er. „Wir sind ein gutes Team. Der eine zerlegt sein Leben, der andere kommentiert. Und der Spiegel filmt mit.“

Ich weiß nicht, wie lange ich so saß. Irgendwann legte der Wirt mir die Hand auf die Schulter, nicht fest, nur so, dass ich kurz zurückkam. „Alles gut bei dir?“, fragte er. Ich nickte. „Ich prüf nur, ob ich noch da bin“, sagte ich. Er sah in den Spiegel, sah mich darin, sah mich davor. „Bist du“, meinte er. „Noch.“

Auf dem Heimweg dachte ich an all die Spiegel, in denen ich mich im Leben gesehen habe. Badezimmerspiegel, Schaufenster, Autofenster, Hotelspiegel, die kleine Scheibe im Klo der Kneipe. Keiner von denen hat mir so viel über mich erzählt wie dieses verschmierte Glas hinter der Bar, mit den Fingerabdrücken und den Wasserflecken. Vielleicht, weil ich davor die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens verbracht habe. Vielleicht, weil ich da nie nüchtern lang bin.

Zu Hause, im Badezimmer, sah ich kurz in den Spiegel über dem Waschbecken. Das Licht war greller, das Bild schärfer, die Wahrheit härter. Aber es traf mich nicht so. Das war nur ein Gesicht. Ein Kopf auf einem Körper. Im „Schlusslicht“-Spiegel sah ich mehr: den Hocker, das Glas, die Kippe, den Kobold, den Wirt, die anderen. Den Kontext.

„Wenn du irgendwann nicht mehr hier bist“, sagte der Kobold später, als ich im Bett lag, „wird der Spiegel dich länger kennen als jeder Mensch. Er wird dein Gesicht gesehen haben, an guten und an schlechten Tagen, betrunken, verkatert, kurz vorm Weinen, kurz vorm

Umfallen. Und er wird trotzdem nicht fehlen. Sie wischen ihn ab und machen weiter.“ Ich drehte mich auf die Seite. „Und du?“, fragte ich. „Fehlst du?“ Er lachte leise. „Ich geh in den nächsten Spiegel.“

Vielleicht ist das die ehrlichste Erkenntnis aus dem Glas da hinten: Dass wir alle Austauschware sind. Gäste, die kommen und gehen. Gesichter, die auftauchen und verschwinden. Der Spiegel bleibt. Der Kobold auch, in irgendeiner Form. Nur ich, der dazwischen hängt, bilde mir ein, irgendwas Besonderes zu sein.

Am nächsten Abend setzte ich mich wieder auf meinen Platz, sah in den Spiegel und hob das Glas. Nicht als Heldengeste, eher als müdes Einverständnis. „Na gut“, dachte ich. „Dann sehen wir uns eben weiter zu.“ Der Kobold grinste neben mir im Glas und prostete zurück. Und hinter uns, in der Tiefe der Flaschen, der Lichter, der Fingerabdrücke, wartete der Spiegel darauf, dass wir uns wieder was vormachen.

Kapitel 18 – Wie viel Leben in eine Flasche passt

Es gibt Menschen, die zählen ihr Leben in Jahren, in Beziehungen, in Umzügen, in Arbeitsverträgen. Ich hab irgendwann gemerkt, dass ich mein Leben in Flaschen zähle. Nicht bewusst, nicht mit Strichliste an der Wand, aber wenn ich an bestimmte Zeiten denke, fällt mir zuerst ein, was da getrunken wurde. Die billige Plörre aus der Tetra-Pack-Ecke im Supermarkt mit sechszehn, die ersten mixgetränkten Abende mit irgendwelchem süßen Mist, später Korn mit Cola aus Plastikbechern, irgendwann Billigbier aus Dosen auf Spielplätzen, und dann endlich Glas. Das war wichtig. Glas hatte Stil. Glas war erwachsen. Glas war der Anfang vom Ende.

Der Kobold sagt, eine Flasche sei der ehrlichste Kalender. „Du kannst viel erzählen von früher“, meint er, „aber ich brauch nur zu sehen, was du getrunken hast, um zu wissen, was da los war.“ Er sitzt gern auf den Flaschen im Regal hinter der Bar, balanciert auf den Hälsen, liest die Etiketten und zitiert sie wie Grabsteine. „Hier ruht dein Zwanziger Korn“, sagt er dann. „Gut gestorben.“ Oder: „Hier dein Versuch, Geschmack zu haben: irgendein Single-Malt, den du nicht bezahlst, aber gern bestellst, wenn ein Fremder zuhört.“

Es gibt diesen Moment, bevor eine Flasche aufgemacht wird. Der kurze Widerstand im Deckel, das erste „Klack“, wenn du ihn drehst oder mit dem Feuerzeug hebelst. Das kleine Zischen, wenn Kohlensäure oder Luft entweicht. Ich hab oft gedacht, dieser Moment wäre das Einzige, was mich noch wirklich interessiert. Nicht mal der erste Schluck, sondern dieses Aufgehen, dieses „Jetzt geht’s los“. Es ist wie eine Mini-Version von Neuanfang, nur ohne Konsequenzen. Eine frische Flasche verspricht dir für ein paar Sekunden, dass du alles anders machen könntest – und du kippst sie dir rein, um genau das zu verhindern.

An dem Abend, an den ich mich erinnere, stand eine Flasche im Zentrum, die ich sonst meide: klarer Schnaps, billiger, irischer oder polnischer Name, egal. Der Wirt hatte irgendein Angebot gekriegt, eine Kiste voll für einen Preis, der nach Insolvenz roch. Die Flaschen standen auf dem Tresen wie Soldaten, die keiner freiwillig an die Front schickt. „Heute Sonderpreis“, sagte er. „Zum Aufwärmen oder zum Vergessen.“ Ich wusste nicht, was ich eher brauchte.

Der Kobold war begeistert. „Ah, die reine Wahrheit“, rief er, als er auf den Flaschenhälsen entlanglief. „Bier ist Vorspiel, Wein ist Lüge, aber das hier ist Röntgenaufnahme. Klarer Schnaps nimmt euch alle Verzierungen weg.“ Ich sah ihn an. „Mir ist kalt“, sagte ich. „Ich nehme Aufwärmen.“ Er lachte. „Du nimmst immer Vergessen, du nennst es nur höflicher.“

Ich bestellte ein Glas. Nicht „einen Kurzen“, sondern gleich ein volles, weil ich mir einreden wollte, dass ich das trinke wie ein Gentleman, langsam, in Schlucken, nicht in Stößen. Der Wirt goss ein, die klare Flüssigkeit schimmerte unter der gelben Lampe wie Putzmittel. Ich hob das Glas gegen den Spiegel hinter der Bar, sah mich damit, wie einer, der anstoßen will, und fragte mich, was genau ich da hochhielt: mein Leben, meinen Reststolz oder nur ein billiges Beruhigungsmittel.

„Wie viel von dir passt in so ein Glas?“, fragte der Kobold. „Ein Abend? Ein Jahr? Eine Ehe?“ Ich nahm den ersten Schluck. Es brannte, aber nicht so, wie es früher gebrannt hatte, als der Körper noch protestiert hat. Es war eher ein müdes Brennen, wie eine alte Narbe, über die du mit dem Finger fährst. „Kommt drauf an“, sagte ich. „Früher war da noch mehr Leben drin. Heute ist es nur noch… Verlängerung.“

Ich denke manchmal zurück an die erste Flasche, die sich „meine“ nannte. Nicht die heimliche aus Papas Schrank, nicht die geteilte im Park, sondern die, die ich allein gekauft habe, mit eigenem Geld, in einem Laden, halb stolz, halb ertappt. Ich hatte das Gefühl, ich hätte mir eine Eintrittskarte geholt. Nicht für eine Party, sondern für eine neue Art von Identität. „Jetzt bist du offiziell einer von denen“, sagte der Kobold, als ich sie damals in dieses kleine Zimmer trug, in dem ich später mehr Zeit mit Kater als mit Schlaf verbracht habe. „Ein Typ mit Flasche. Mehr braucht’s nicht.“

Der Witz ist: Am Anfang passt tatsächlich noch viel Leben in so eine Flasche. Da sind Geschichten drin, Nächte, die schiefgehen, Gespräche, die du sonst nie geführt hättest, Küsse, die du sonst nie gekriegt hättest. Mut, den du dir ohne den Inhalt nie hättest leisten können. Fehlentscheidungen, klar, aber auch eine Art von Freiheit, von „Scheiß drauf“. Ich will das nicht romantisieren, es ist nur so: am Anfang ist der Deal noch nicht so schlecht. Du gibst etwas Klarheit ab, kriegst dafür Aufregung.

Später kippt es. Irgendwann passt kein Leben mehr rein, nur noch Ersatz. Die Flasche ist dann kein Startschuss mehr, sondern ein Ersatzteil. Du schraubst sie auf, um den Tag anzupassen. Nicht, um was zu erleben, sondern um ertragen zu können, dass nichts passiert. „Du trinkst nicht, um zu feiern, dass du lebst“, sagt der Kobold. „Du trinkst, um zu vergessen, dass du nicht mehr weißt, was du mit dem Leben anfangen sollst.“ Er ist ein Arsch. Aber er hat meistens recht.

An manchen Abenden im „Schlusslicht“ sitzen wir da und zählen unbewusst, wie viel Leben in die Flaschen geflossen ist, die um uns herum stauben. Im Regal hinter der Bar stehen ein paar alte, fast leere Dinger, die keiner mehr bestellt. Speziallikör für längst verstorbene Geschmäcker, Flaschen mit Etiketten von Marken, die es nicht mehr gibt, ein Whisky, den irgendein Gast mal angefangen hat und nie wieder kam. „Der da“, sagt die Kellnerin manchmal und zeigt auf ihn, „hat auf den Alten gewartet, der immer drei davon trank und dann anfing zu singen. Ist nie wieder aufgetaucht. Aber die Flasche steht noch da wie ein vermisstes Haustier.“

„Flaschen sind treuer als Menschen“, kommentiert der Kobold. „Die bleiben da, bis man sie leert oder wegwirft.“ Ich schaue mein Glas an und frage mich, ob das für mich auch gilt. Ob

ich nur so lange gebraucht werde, wie noch was drin ist. Und was genau das überhaupt noch ist. Alkohol, klar. Erinnerungen, vielleicht. Ausreden, auf jeden Fall.

Ich habe keine Ahnung, wie viele Flaschen durch meine Hände gegangen sind. Bier, Schnaps, Wein, alles dabei. Es gibt Leute, die sagen: „Wenn du alles zusammenkippst, was du in deinem Leben gesoffen hast, könntest du darin baden." Der Kobold meint, ich könnte darin ertrinken. Und er hätte wahrscheinlich noch Spaß dabei, mir beim Untergehen zuzusehen.

Es gibt eine bestimmte Sorte Flasche, die ich mehr hasse als alle anderen: die, die halb leer im Kühlschrank steht. Nicht in der Kneipe, da sind Flaschen Werkzeuge. Ich meine diese, die du zu Hause aufmachst „nur für einen Schluck" und dann wieder reinstellst, weil du dir einreden willst, du wärst jemand, der „ein bisschen" trinkt. Ich habe mit dieser Sorte Flasche mehr gelogen als mit jedem Menschen in meinem Leben.

Bei mir zu Hause im Kühlschrank lagen eine Zeit lang immer ein, zwei Bierflaschen schief auf dem Gitter. Nie eine ganze Kiste, das hätte zu ehrlich ausgesehen. Immer nur ein paar, als wäre ich der Typ, der abends zum Tatort „mal eins" aufmacht und ansonsten Wasser trinkt. Der Kobold hat sich darüber kaputtgelacht. „Du dekorierst deinen Kühlschrank", sagte er. „Das ist kein Vorrat, das ist eine Ausrede in Glasform."

Ich erinnere mich an einen Abend, an dem ich beschlossen hatte, „nicht rauszugehen". Sparen, gesund tun, verantwortungslos, verantwortungsvoll – dieser ganze Kram. Ich saß in der Küche, draußen war es noch nicht ganz dunkel, und der Kühlschrank summte so, als würde er mich anstarren. Ich wusste genau, dass da zwei Flaschen drin lagen. Ich wusste auch, dass ich den ganzen Abend darüber nachdenken würde, wenn ich sie nicht aufmache. Also machte ich auf. Natürlich.

Der erste Schluck allein in der Küche ist noch trauriger als der erste am Tresen. Da gibt es keinen Wirt, keine Kellnerin, keinen Lärm, der dich ablenkt. Da bist du nur du, deine billigen Möbel und die Flasche. Ich hab in diesem Moment gemerkt, wie viel Leben NICHT in diese Küche passte. Kein Gespräch, keine Geschichte, nur das Geräusch des Kronkorkens, der auf den Tisch fällt, und der erste Zug, der die Kehle runterbrennt.

„Siehst du", sagte der Kobold, der auf dem Kühlschrank saß, die Beine baumelnd, „das ist die reine Wahrheit. Kneipe ist Theater, hier ist Backstage. Hier siehst du, was wirklich Sache ist." Er hatte recht. In der Kneipe war das Trinken immer noch eingebettet in irgendwas: Musik, Gelächter, andere kaputte Existenzen. Zu Hause war es roh. Da passte plötzlich nicht mehr Leben in die Flasche, sondern nur noch Leere.

Ich sitze heute noch manchmal in der Küche und spüre den Abdruck von diesen Abenden. Egal, ob eine Flasche im Kühlschrank liegt oder nicht, die Luft ist anders. Als wären die Wände vollgesogen mit allem, was ich da allein in mich reingekippt hab. Der Kobold nennt es „Geister von altem Alkohol". Manchmal klatscht er in die Hände und sagt: „Aufwachen! Showtime!", auch wenn nichts da ist. Ich zünde mir dann eine an, als müsste ich dem Raum beweisen, dass ich noch was anderes kann als trinken. Rauchen zum Beispiel.

In der Kneipe sind Flaschen Geschichten. Das klingt romantischer, als es ist, aber stimmt. Eine bestimmte Whiskyflasche erinnert den Wirt an den Typen, der früher jeden Freitag kam, drei davon bestellte und dann mit irgendeiner Frau verschwand, die nicht seine war. Eine billigere Rumflasche ist mit einem Stammgast verknüpft, der eines Tages einfach nicht mehr

auftauchte. Die Kellnerin sagt dann: „Wenn ich diese Flasche putze, denk ich kurz an ihn. Dann stell ich sie zurück. Mehr Erinnerung gibt's nicht."

Der Kobold erzählt die Flaschenbiografien mit Genugtuung. „Der da", zeigt er auf einen klebrigen Likör, „ist für die Abende, an denen einer glaubt, er kann sich mit Süßkram betrinken, ohne richtig mitzuspielen. Der da", er deutet auf eine teure Flasche, aus der kaum was fehlt, „ist für Typen, die angeben wollen. Ein Schluck, viel Gerede, dann zurück ins Regal. Und die hier…" Er klopft gegen eine fast leere Schnapsflasche. „…die ist für dich. Ehrlich, klar, ohne Etiketten, die irgendein Image verkaufen. Das bist du, destilliert."

„Wie viel Leben passt da rein?", frage ich ihn manchmal. „So viel, wie du opfern willst", sagt er. „Aber du verwechselst das mit ‚wie viel Leben kommt dabei raus'. Das ist was anderes. Du kippst dein Leben rein, und was rauskommt, ist nur Zeit. Zeit, die du nicht mitkriegst." Das ist eine Rechnung, die ich nicht gern laut höre. Ich rechne sowieso schlecht, schon bei Geld, erst recht bei Zeit.

Es gibt eine Flasche, an die ich mich besonders erinnere. Nicht, weil sie teurer war oder besser schmeckte, sondern weil sie eine Grenze markierte. Ein Geburtstag, der nichts mehr zu feiern hatte. Ich hab sie damals geschenkt bekommen – irgendwas mit goldener Schrift, „für besondere Anlässe". Ich hab sie nicht geöffnet, weil ich dachte, ich sollte warten, bis was „wirklich Besonderes" passiert. Der Kobold rollte mit den Augen. „Du wartest auf einen besonderen Anlass?", fragte er. „In deinem Leben? Viel Glück."

Die Flasche stand fast ein Jahr auf einem Regal, verstaubte langsam, wurde Teil der Wohnung. Ich hatte dauernd billigeren Kram in der Hand, aber die blieb heilig. Bis zu einem Abend, an dem nichts Besonderes war. Kein Silvester, kein Besuch, kein Erfolg, keine Katastrophe. Einfach nur ein Tag, an dem alles zu schwer war: der Körper, der Kopf, die Post. Ich kam heim, war zu leer für Kneipe, zu unruhig für Bett. Und da stand sie. Sauber, klar, voll. „Jetzt?", fragte der Kobold. „Ist das jetzt dein großer Moment?"

Ich hab sie aufgemacht. Nicht mit Feierlichkeit, eher trotzig. Der Korken knallte nicht mal richtig, er ging nur mit einem müden Seufzen raus. Ich goss ein, allein, in ein Glas, das nicht zu ihr passte. Kein Kristall, nur ein altes Ikea-Teil mit Kratzern. Ich setzte mich an den Küchentisch und nahm einen Schluck. Er war besser als der billige Kram, klar. Weicher, tiefer, hochwertiger, wie die sagen. Aber er machte dasselbe wie alles andere: Er schob was zur Seite, das trotzdem blieb.

„Na?", fragte der Kobold. „Fühlt es sich jetzt wie ein besonderer Anlass an?" Ich schüttelte den Kopf. „Es fühlt sich an wie jeder andere", sagte ich. „Nur teurer." Ich trank trotzdem weiter. Nicht, weil es Sinn ergab, sondern weil die Flasche jetzt offen war. Und offene Dinge muss man in meinem Leben immer schnell leer kriegen. Sonst werden sie schlecht oder unangenehm. Gespräche. Beziehungen. Flaschen.

Am Ende des Abends war die „besondere" Flasche halbleer. Ich war nicht betrunken genug, um es zu rechtfertigen, und nicht nüchtern genug, um es zu vergessen. Ich ging ins Bett, der Kobold setzte sich auf den Nachttisch. „Du hast deine Luxusmunition auf einen Tag verschossen, der es nicht wert war", sagte er. „Oder andersrum: Du hast deinem Scheißtag ein Upgrade verpasst." Am nächsten Morgen stand die halbleere Flasche da, als Beweis. Da passte nichts Besonderes mehr rein. Nur noch der nächste normale Absturz.

Seitdem glaube ich nicht mehr an besondere Anlässe. Eine Flasche ist eine Flasche. Ob da nun „Premium“, „Reserve“ oder „Hausmarke“ draufsteht, ist dem Ergebnis egal. Das Leben passt nicht besser rein, nur weil das Glas dicker ist. Der Kobold sagt, es ist sogar schlimmer: „Je teurer die Flasche, desto mehr redest du dir ein, du würdest dir was gönnen. Dabei gönnst du dir nur einen schöneren Abstieg.“

In der Kneipe haben sie irgendwann aufgehört, mich zu fragen, ob ich „was Besseres“ will. Am Anfang gab es noch diese Momente, in denen jemand sagte: „Komm, heute gönnen wir uns“, und irgendein Name fiel, den ich nicht aussprechen konnte. Heute wissen sie: Ich will nur, dass es wirkt. Nicht, dass es glitzert. Wie viel Leben in die Flasche passt, ist längst geklärt. Was fehlt, ist die Antwort auf die andere Frage: Wie viel Leben bleibt draußen, wenn du sie leer machst?

Manchmal sitze ich im „Schlusslicht“ und stelle mir vor, jeder Gast wäre eine Flasche. Nicht vom Kopf her, sondern vom Prinzip: unterschiedliche Sorten, verschiedene Jahrgänge, alle mit irgendeinem Etikett, das sie früher mal hatten. Der eine war „Vielversprechend“, der andere „Zu laut“, einer „Familienvater“, einer „Aufsteiger“, einer „musikalisch“, einer „zu sensibel für diese Welt“. Und hier sitzen sie, geöffnet, halb leer, manche fast ausgetrunken, manche schon längst über dem Haltbarkeitsdatum.

Der Wirt steht dahinter wie der größte Sammler von leeren Flaschen, die noch rumlaufen. Er kennt die Geschichten, die mit den Etiketten verbunden sind, aber er schreibt keine neuen. Er bewahrt nur auf. „Der da hinten war mal Koch“, sagt er manchmal, wenn er irgendeinen Gast mit dem Kinn zur Seite andeutet. „Hatte ’ne eigene Bude, bevor er sie in die Wand gefahren hat.“ Oder: „Die da war mal Krankenschwester. Hat anderen das Leben gerettet, bevor sie ihr eigenes langsam weggesoffen hat.“ Er erzählt es nicht gehässig, eher wie jemand, der die Strichcodes abliest.

Der Kobold liebt solche Aufzählungen. „Ihr seid alle Vintage“, kichert er. „Innen reift ihr anders, als es auf dem Etikett stand.“ Er sitzt gern auf meinem Glas, wenn der Wirt von früher erzählt. „Und du“, sagt er dann zu mir, „warst mal ‚laut, rebellisch, nicht zu bändigen‘. Heute bist du ‚gut trinkbar, wenig Überraschungen, leichte Bitternote im Abgang‘.“

„Wie viel Leben passt denn noch in mich rein?“, frage ich ihn manchmal, halb im Spaß, halb verzweifelt. Er zieht dann eine Grimasse, macht so, als würde er mich schütteln wie eine Flasche und ans Ohr halten. „Da gluckert noch was“, sagt er. „Aber es ist nicht mehr viel Originalstoff. Eher Restposten.“ Und ich spüre, dass er recht hat. Ich bin seit Jahren mehr Gefäß als Inhalt. Ein Körper, der noch funktioniert, gerade so, und den man mit irgendwas füllen muss, damit er nicht zusammenfällt.

Es gibt Abende, da kippt dieses Bild und wird klarer, als mir lieb ist. Einmal setzte sich so ein junger Kerl neben mich, Anfang Zwanzig, maximal. Cap falschrum, Hände nervös, Augen zu hell. Er bestellte ein Bier, sah sich um, war offensichtlich zum ersten Mal in einem Laden, in dem die Leute älter waren als er und die Einrichtung älter als seine Eltern. Der Kobold sprang sofort zu ihm rüber. „Frischware“, rief er begeistert. „Schau dir das Etikett an. Da steht noch ‚Zukunft‘ dran.“

Der Junge sah mich im Spiegel an, kurz, prüfend. Vielleicht dachte er, ich sei so etwas wie ein Zukunftsmodell, das er nicht werden will. Oder er fand es einfach nur erschreckend, wie sehr wir uns hier nicht mehr bemühen, so zu tun, als hätten wir alles im Griff. Er fragte den Wirt, ob es „hier immer so ruhig“ sei. Der lachte. „Das ist keine Ruhe“, sagte er. „Das ist

Resignation. Ist ähnlich leise, aber hält länger.“ Der Junge lachte mit, unsicher, trank einen Schluck, sah wieder in den Spiegel.

Ich hätte ihm irgendwas sagen können. „Pass auf, sonst endest du hier.“ Oder: „Geh, solange du noch kannst.“ Oder irgendwas mit „Ich war mal so wie du“. Aber ich sagte nichts. Mir war klar: Erstens hört er nicht zu. Und zweitens stimmt es nicht. Ich war nie so nervös wie er, nie so unsicher, nie so halb drin, halb draußen. Ich bin direkt rein. Die Flasche war für mich nie Deko, sondern immer Werkzeug. Ich kannte den Weg, bevor ich ihn gegangen bin.

Der Kobold setzte sich wieder auf meinen Glasrand. „Du willst ihn warnen?“, fragte er. „Wodurch? Durch dein Gesicht? Das reicht.“ Ich sah den Jungen an, wie er sein Bier zu schnell trank, wie seine Hände leicht zitterten, nicht vom Entzug, sondern von irgendwas in ihm, das nicht wusste, wohin. „Der findet seinen eigenen Kobold“, sagte ich. „Vielleicht einen, der netter ist.“ Clurichaun grinste. „Wir sind alle gleich“, sagte er. „Nur mit anderen Witzen.“

Später, als der Junge gegangen war – er hielt es nur für zwei Bier aus, dann war ihm das „Publikum“ wohl zu alt –, saßen wir wieder unter uns. Die üblichen Flaschen, die üblichen Gesichter. Der Wirt wischte den Tresen, die Kellnerin spülte, der Automatenspieler starrte in seine Lichter. Ich trank einen Schluck, sah durch mein Glas hindurch in den Spiegel und dachte: Vielleicht ist das der Trick. Nicht zu fragen, wie viel Leben noch in eine Flasche passt, sondern wie viel Flasche in dein Leben passt, bevor nichts anderes mehr reinpasst.

„Du hast dein Leben irgendwann um die Flasche herum gebaut“, sagte der Kobold, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Nicht andersrum. Am Anfang war sie Zubehör, dann wurde sie Mittelpunkt, dann wurde alles andere Dekoration. Job, Familie, Wohnung, sogar deine Gesundheit – alles drum herum geplant. Und jetzt wunderst du dich, dass du nicht mehr weißt, wer du bist, wenn du das Ding mal wegstellst.“ Ich schwieg. Manchmal ist Schweigen die einzige Art, sich nicht vollends zum Affen zu machen.

Es gibt so kleine Tests, die ich ab und zu mache, eher aus Spieltrieb als aus Hoffnung. Einen Abend nur Bier, kein harter Kram. Einen Tag nur Wasser, dafür doppelt viele Kippen. Ein Wochenende, an dem ich versuche, mir einzureden, dass ich „nur zum Quatschen“ in die Kneipe gehe. Der Kobold führt Buch, als wäre er mein Buchhalter. „Heute: drei Bier, zwei Schnäpse, sieben Kippen, null ehrlich geführte Gespräche“, trägt er in sein unsichtbares Heft ein. „Ergebnis: Status quo.“

„Was wäre, wenn du jetzt einfach aufhörst?“, fragte ich ihn neulich, als wir spät in der Nacht alleine in meiner Küche saßen, die Flasche auf dem Tisch, halb leer. „Wenn ich ab heute keine Flasche mehr anfasse. Wie viel Leben käme dann zurück?“ Er überlegte, kratzte sich am Kinn. „Ein paar Jahre Wahrscheinlichkeit, ein paar Prozentpunkte mehr Lunge, ein paar klarere Morgende“, zählte er auf. „Vielleicht zwei, drei Gelegenheiten, nicht völlig zu versagen, wenn einer was von dir will. Und jede Menge nackte Stunden, in denen du dir ohne Betäubung beim Denken zugucken musst.“

„Klingt nicht nach einem Sonderangebot“, sagte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Hast du gefragt, nicht ich“, meinte er. „Am Ende ist es simpel: Du entscheidest, womit du deine Zeit füllst. Flaschen sind nur eine Form. Du könntest sie auch mit Arbeit füllen, mit Sport, mit Spiritualität, mit Netflix, ist alles dasselbe Prinzip. Nur dass die Flasche ehrlich ist. Die tut nicht so, als wäre sie gut für dich.“

Vielleicht ist das das einzig Faire an diesem ganzen Laden: dass die Flasche nicht lügt. Sie behauptet nicht, etwas anderes zu sein. Kein Glück, kein Sinn, kein Ausweg. Sie sagt nur: „Wenn du mich leer machst, wird es kurz leichter." Alles andere kommt von uns. Wir sind die, die da „Mut" draufschreiben, „Geselligkeit", „Tröster", „Belohnung". Der Kobold lacht darüber. „Ihr seid Künstler", sagt er. „Ihr malt Etiketten auf eure Abhängigkeiten."

An manchen Nächten, wenn ich nach Hause wanke und die Laternenlichter flirren, stelle ich mir vor, ich wäre eine Flasche im Regal einer anderen Kneipe. Ein Typ, der von außen betrachtet ganz klar drauf hat, was in ihm steckt: zu viel Vergangenheit, zu wenig Zukunft, hoher Schamanteil, restlos destillierte Ausreden. Würde ich mich bestellen? Vermutlich nicht. Zu gefährlich, zu bitter, zu wenig prickelnd. Irgendwas, das im Regal verstaubt, bis die Putzfrau es wegkippt.

Aber ich bin nicht im Regal. Ich sitze am Tresen. Ich trink die Flasche, statt eine zu sein. Und solange das so ist, bleibt mir nur, das Etikett zu lesen und weiterzumachen. „Wie viel Leben passt noch rein?", frage ich den Kobold, bevor ich einpenne. „Genug für morgen", sagt er. „Und manchmal reicht das."

Kapitel 19 – Die Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen

Es gibt Leute, die schreiben sich „To-do-Listen". Dinge, die sie erledigen wollen, schön geordnet, mit Kästchen zum Abhaken. Ich hab auch so eine Liste. Sie heißt Leben. Und alles, was draufsteht, ist seit Jahren nicht erledigt. Rechnungen sortieren. Arzt anrufen. Enkel besuchen. Zähne machen lassen. Weniger saufen. Mehr schlafen. Aufhören, mir selbst auf den Sack zu gehen. Wenn ich die Punkte so lese, könnte ich mir fast einreden, ich hätte mal vorgehabt, jemand zu sein. Stattdessen sitze ich im „Schlusslicht" und halte mich seit Jahrzehnten an einer einzigen Disziplin fest: der Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen.

Der Kobold findet, das sei Talent. „Andere müssen sich anstrengen, um ihr Leben gegen die Wand zu fahren", sagt er. „Du machst das nebenbei. Du bist ein Naturtalent der gescheiterten Abläufe." Er sitzt auf meinem zerknitterten Brief vom Amt, den ich seit drei Wochen in der Jackentasche spazieren trage. „Guck", sagt er, „hier steht alles, was du tun solltest: Unterlagen einreichen, Fristen einhalten, irgendwo erscheinen. Und du schaffst es trotzdem nicht. Das ist schon fast Kunstperformance." Ich könnte ihn erwürgen, wenn er nicht eh nur in meinem Kopf wohnen würde.

Es fängt bei Kleinigkeiten an. Der Müll, der seit Tagen in der Ecke steht, weil ich es „morgen" runterbringe. „Morgen" ist in meinem Leben der Deckname für „niemals". Ein Telefonat, vor dem ich mich drücke, weil ich keine Lust habe, jemandem in einem Callcenter zu erzählen, warum ich schon wieder was verpeilt habe. Ein Arzttermin, den ich aufschiebe, weil ich keine schlechten Nachrichten hören will, die ich sowieso schon kenne. Die Kontoauszüge, die ich nicht öffne, weil ich weiß, dass mich dahinter keine Überraschung erwartet, die man „glücklich" nennt. Alles Kleinkram, bis er sich stapelt und einen Erdrutsch auslöst.

Der Witz ist: Ich bin nicht zu dumm, um das zu verstehen. Ich weiß genau, was passiert, wenn man Mahnungen ignoriert, Termine sausen lässt, Beziehungen nicht pflegt. Ich hab das nicht nur einmal durchgespielt, ich hab die Wiederholungsschleife gebucht. Es ist, als hätte ich eine

innere Bremse, die immer dann voll reinhaut, wenn irgendwas nach Struktur riecht. Der Kobold nennt es „Allergie gegen Verantwortung“. „Es juckt dich schon im Kopf, wenn jemand ‚Plan‘ sagt“, meint er. „Du reagierst auf Ordnung wie andere auf Erdnüsse.“

Früher hab ich das romantisiert. „Ich bin halt nicht der Büro-Typ“, hab ich gesagt. „Ich bin frei, ich mach mein Ding.“ Mein Ding bestand meistens darin, nichts zu tun, bis andere es für mich tun mussten. Freunde haben für mich angerufen, wenn ich zu verkatert war. Frauen haben mir Formulare ausgefüllt, wenn ich nur Bahnhof verstanden habe. Arbeitgeber haben mir hinterhertelefoniert, wenn ich nicht aufgetaucht bin. Meine Mutter hat mich beim Amt entschuldigt, als wäre ich immer noch zwölf. Jeder hat irgendwas mitgetragen, bis sie irgendwann ihre eigenen Listen wichtiger fanden.

Der Kobold war immer ehrlich. „Du bist nicht frei“, hat er gesagt. „Du bist unfähig. Das ist ein Unterschied.“ Ich hab ihn damals ignoriert, wie man einen schlechten Radiokanal ignoriert, indem man lauter trinkt. Heute weiß ich, dass er recht hat. Ich bin kein Rebell gegen das System. Ich bin der Typ, der seine Konto-PIN vergisst, seinen Terminplan im Aschenbecher verliert und dann auf das System schimpft, weil es ihn nicht versteht.

Es ist eine eigene Kunstform, Dinge gerade so viel anzufangen, dass sie als angefangene Aufgaben existieren, aber nie so weit zu bringen, dass sie abgeschlossen sind. Ich hab mal versucht, meine Papiere zu ordnen – so richtig, mit Ordnern, Registern und diesem ganzen Bürokratenfetisch. Bin mit einem Stapel Klarsichthüllen nach Hause gekommen, hab sie auf den Tisch gelegt, die ersten drei Briefe sortiert und dann eine geraucht. Nach der dritten Kippe war ich so genervt von mir selber, dass ich in die Kneipe gegangen bin. Der Stapel lag zwei Monate da, bis ich ihn in eine Tüte stopfte und in den Schrank legte. Projekt „Ordnung“ erfolgreich verschoben.

Der Wirt kennt meine Nummer. „Du bist der König der Unfertigen“, sagt er manchmal, wenn ich mal wieder irgendwelche Pläne ankündige. „Du willst mit dem Rauchen aufhören, weniger trinken, deine Enkel öfter sehen, vielleicht ’nen kleinen Nebenjob machen. Und am Ende des Tages sitzt du da, mit der Kippe im Mund, dem Bier in der Hand, Enkel auf dem Handyfoto und einem leeren Kalender.“ Er sagt das nicht böse. Eher, wie man feststellt, dass Wasser nass ist.

Einmal hat die Kellnerin versucht, mich aus der Reserve zu locken. „Mach dir doch mal für eine Woche ’ne Liste“, schlug sie vor. „Jeden Tag eine Sache, die du erledigst. Nur eine. Nicht zehn. Nicht gleich dein ganzes Leben. Nur so Kram wie: ‚Brief öffnen‘, ‚Anruf machen‘, ‚Müll rausbringen‘. Und dann hakst du das ab.“ Der Kobold hat Luftsprünge gemacht. „Oh, Selbstoptimierung im Schlusslicht“, rief er. „Das wird gut.“

Ich hab’s tatsächlich versucht. Montag: Brief öffnen. Ich hab ihn auf den Tisch gelegt, die Lesebrille gesucht, Kippe aus dem Mund genommen, Umschlag aufgerissen, zwei Sätze gelesen – und dann war da wieder dieses vertraute Stechen in der Brust. Eine Mischung aus Schuld und Müdigkeit. Ich hab den Brief zusammengefaltet, Kippe wieder angezündet und mich gefragt, warum zur Hölle ich unbedingt wissen will, was da drin steht, wenn es sich doch sowieso nur um dasselbe dreht: Geld, Frist, drohende Konsequenzen. Liste weggelegt. Bier bestellt. Ende der Wochen-Challenge, Tag eins.

Der Kobold war nicht mal enttäuscht. „Ich hab nichts anderes erwartet“, sagte er. „Du bist nicht der Mann für Häkchen. Du bist der Mann für angefangene Versuche.“ Und das ist vielleicht der schlimmste Teil: ich hab mich daran gewöhnt, dass ich Dinge nicht fertig

mache. Ich bin so tief drin in der Rolle „der kriegt eh nichts hin“, dass sie mir schon fast passt. Es ist leichter, sich für unfähig zu halten, als zuzugeben, dass man vielleicht könnte – und einfach nicht will.

Manchmal frage ich mich, ab wann das angefangen hat. Ob ich schon als Kind so war oder erst später so geworden bin. Meine Mutter hat immer gesagt, ich wäre „träumerisch“. Lehrer nannten es „unstrukturiert“. Chefs später nannten es „unzuverlässig“. Die Wörter wurden härter, je älter ich wurde, aber meint haben sie alle das Gleiche: Du bist nicht da, wenn man dich braucht. Du tauchst ab, wenn es ernst wird. Du verlässt dich darauf, dass andere den Knoten lösen, den du machst. Und wenn keiner mehr da ist, wunderst du dich, dass alles zusammenfällt.

Es hat auch was Bequemes. „Die Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen“ ist wie ein eigener Stil. Du kannst dich dahinter verstecken. Wenn einer sagt: „Warum hast du das nicht gemacht?“, kannst du die Schultern heben und antworten: „Kennst mich doch.“ Und sie kennen mich. Der Wirt rollt nur noch mit den Augen, wenn ich sage: „Morgen komm ich früher und helf beim Ausladen.“ Die Kellnerin lacht, wenn ich schwöre: „Das war jetzt wirklich das letzte Mal, dass ich so abstürze.“ Meine Tochter schweigt, wenn ich verspreche: „Beim nächsten Mal bin ich pünktlich.“

Der Kobold klopft mir dann auf die Schulter. „Du bist zuverlässig in deiner Unzuverlässigkeit“, sagt er. „Das ist auch eine Form von Konstanz.“ Ich lache darüber, obwohl es nichts zu lachen gibt. Und irgendwo tief drin weiß ich: Das hier ist keine Kunst. Es ist nur Übung. Jahrelange, konsequente Übung darin, Dinge zu lassen, bis sie dich lassen.

Wenn ich ehrlich bin – und der Kobold zwingt mich in letzter Zeit öfter dazu –, besteht mein Alltag zum Großteil daraus, Ausweichbewegungen zu perfektionieren. Ich weiche Briefen aus, indem ich sie nicht aufmache. Ich weiche Gesprächen aus, indem ich „kein Netz“ vorschiebe, obwohl das Handy die ganze Zeit vibriert. Ich weiche Entscheidungen aus, indem ich sage: „Ich schlaf noch mal drüber“, obwohl ich genau weiß, dass ich sowieso mit derselben Müdigkeit aufwache wie am Tag davor. Und ich weiche mir selber aus, indem ich in die Kneipe gehe, bevor ich zu lange allein mit meinem Kopf bin.

Der Kobold nennt das „Fortgeschrittenenkurs im Nichts-Tun“. „Du machst das nicht einfach zufällig“, sagt er. „Du hast eine Methode. Du merkst genau, wann etwas gefährlich werden könnte – gefährlich im Sinne von Veränderung – und dann lenkst du dich ab. Du bist wie ein Sprengmeister, der jede mögliche Explosion mit Bier überschüttet, bevor sie hochgeht.“ Wir sitzen dann im „Schlusslicht“ und beobachten, wie ich wieder mal alles verschiebe, was nicht bei drei unter’m Tresen ist.

Einmal stand ich vorm Amt, mit den Papieren in der Jacke, die ich wochenlang vor mir hergeschleppt hatte. Der Brief war eindeutig gewesen: „Persönliches Erscheinen erforderlich.“ Selbst ich hatte begriffen, dass „erforderlich“ nicht „wenn Sie Lust haben“ bedeutet. Ich war früh losgegangen, hatte mir unterwegs eingeredet: „Heute reißt du dich zusammen. Heute bist du erwachsen.“ Ich stand also vor dem grauen Gebäude, sah die Leute rein- und rausgehen, jeder mit seiner eigenen Mischung aus Resignation und Pflichtgefühl.

Der Kobold saß auf dem Geländer neben der Treppe. „Na los“, sagte er. „Jetzt einmal hoch, Nummer ziehen, hinsetzen, warten, lügen, zugeben, zustimmen, wieder gehen. Kennst du alles. Du hast das Level schon hundertmal gespielt.“ Ich starrte auf die Glastür, hinter der ein Automat Nummern ausspuckte. Meine Hand wanderte in die Jackentasche, fühlte die Papiere,

fühlte den kalten, schmierigen Umschlag. Der Magen zog sich zusammen. Und dann machte ich das, was ich am besten kann: ich ging einen Schritt zurück.

„Ich rauch erst eine“, sagte ich. Der Kobold grinste. „Natürlich“, meinte er. „Die berühmte Erwachsenenkippe vor der Verantwortung.“ Ich steckte mir eine an, lehnte mich an die Wand, tat so, als würde ich über irgendwas Wichtiges nachdenken. In Wahrheit dachte ich nur an eins: Wie kriege ich es hin, hier wegzukommen, ohne mir dabei komplett wie ein Versager vorzukommen? Nach der Kippe war der Druck nicht kleiner. Er war nur anders: jetzt hatte ich eine Ausrede. „Ich komm ein andermal, wenn weniger los ist.“ Als wäre die Schlange das Problem, nicht mein Kopf.

Ich ging. Drehte mich nicht mal mehr um. Der Kobold hüpfte mir auf die Schulter, lachend. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte er. „Du hast es wieder geschafft, nichts zu tun. Und du hast dir sogar eine Geschichte dazu ausgedacht: ‚Heute war nicht der richtige Tag.‘“ Später saß ich im „Schlusslicht“ und erzählte halb stolz, halb selbstironisch, wie ich „das Amt versetzt“ hatte. Die anderen lachten, klopften Sprüche, der Wirt schüttelte den Kopf. Der einzige, der wusste, dass ich mich gerade selber wieder ein Stück tiefer eingegraben hatte, war der Kobold.

Es ist erstaunlich, wie viele Gelegenheiten das Leben dir gibt, zu beweisen, dass du funktionierst – und wie zuverlässig ich sie alle verfehle. Da war dieser Anruf von einem alten Bekannten, der inzwischen in irgendeinem Lager arbeitet und gefragt hat, ob ich nicht „ein, zwei Schichten die Woche“ machen will. Nichts Großes, nichts Kompliziertes. Kisten schleppen, regeln, abends kaputt, aber mit ein paar Euro mehr in der Tasche. „Meld dich die Tage“, hatte er gesagt. Ich hab „klar“ geantwortet und es sogar so gemeint, im ersten Moment.

Der Kobold war skeptisch. „Du und Schichten“, sagte er. „Du und morgens aufstehen. Du und feste Zeiten. Ich hol schon mal Popcorn.“ Die Tage vergingen. Am ersten dachte ich: „Ich ruf morgen an, sonst wirkt es zu eilig, ich will ja nicht bedürftig wirken.“ Am zweiten dachte ich: „Jetzt ist bestimmt Stress bei denen, ich warte, bis die Woche ruhiger ist.“ Am dritten dachte ich gar nichts mehr, ich habe einfach nur das Handy leiser gestellt. Eine Woche später war die Nummer von meinem Anrufbildschirm verschwunden. Nicht, weil sie sich gelöscht hätte. Sondern, weil ich so getan habe, als wäre sie nie da gewesen.

In der Kneipe erzählte ich dann irgendwann: „Ich hätte da was kriegen können, aber ich hab gemerkt, das ist nix für mich.“ Als hätte ich nach reiflicher Überlegung entschieden, dass ich „zu alt für so was“ bin. In Wahrheit hatte ich nur wieder mal nichts getan. Kein „Nein“, kein „Ja“, nur Schweigen. Man denkt immer, Entscheidungen treffen sei das Schwierige. Aber nicht entscheiden ist eine ganze eigene Disziplin. Die Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen, arbeitet viel mit Stille.

Der Kobold führt eine Liste in meinem Kopf. „Verpasste Chancen“, steht oben drüber. Dann Punkte: Job im Lager. Gespräch mit der Tochter, als sie noch offen war für Erklärungen. Einladung von einem alten Kumpel, mal aufs Land zu kommen, weg vom Kiez, für ein Wochenende. Anmeldung in der Reha, die ich dreimal verschoben habe, bis der Platz weg war. Jedes Mal dasselbe Muster: Hoffnung, Möglichkeit, Angst, Ausweichen, Kneipe. Es ist fast elegant, wenn man es abstrakt betrachtet. In der Praxis ist es nur traurig.

Manchmal sagt jemand im „Schlusslicht“: „Wenn ich gewollt hätte, hätte ich…“ Und dann kommt eine Geschichte über Fußballkarrieren, verpasste Konzerte, Geschäftsideen, die „garantiert“ funktioniert hätten. Ich höre zu und denke: Das „Gewollt“ ist gelogen. Es war nie

richtig da. Wenn du wirklich willst, machst du wenigstens einen Versuch. Ich kenne den Unterschied. Ich hab ihn zu oft verfehlt. Ich wollte nicht. Ich wollte, dass es sich so anfühlt, als würde ich wollen. Das reicht, um nachts nicht ganz zusammenzuklappen, aber nicht, um morgens was anderes zu sehen als den gleichen Scheiß.

Die Kellnerin hat mich einmal, als sie genug von meinem Jammern hatte, frontal gefragt: „Sag mal, willst du das wirklich ändern oder willst du nur darüber reden?“ Ich war so perplex von der Direktheit, dass ich kurz die Wahrheit gesagt habe: „Ich weiß es nicht.“ Der Kobold applaudierte innerlich. „Das war’s“, sagte er. „Die ehrlichste Antwort. Du weißt es nicht. Du schwimmst zwischen ‚Ich kann nicht‘ und ‚Ich will nicht‘ und nennst das dann ‚Pech‘.“

Es gibt Tage, da wünsche ich mir fast, ich würde irgendwas so richtig vermasseln, mit Knall, mit Konsequenz, mit „jetzt ist Schluss“. Eine verpasste OP, nach der einer sagt: „Zu spät.“ Ein Termin beim Gericht, den ich nicht einhalte, woraufhin einer mit Uniform klingelt. Irgendwas, das mich zwingt, nicht mehr so weiterzumachen. Aber natürlich hoffe ich gleichzeitig, dass genau das nicht passiert. Also mache ich weiter. Kleine, elegante Verfehlungen. Nie so groß, dass es knallt, immer groß genug, dass nichts besser wird.

„Du bist ein Kettenraucher der verpassten Gelegenheiten“, sagt der Kobold. „Immer noch eine, noch eine, noch eine. Und dann wundert du dich, dass die Luft dünn wird.“ Ich ziehe an der Kippe, nehme einen Schluck, verschiebe das nächste Gespräch auf „morgen“ und denke: Vielleicht ist das wirklich eine Kunst. Eine, für die ich nie berühmt werde. Aber zumindest hat einer sie gesehen. Der Kobold. Und er ist ein gnadenlos guter Kritiker.

Es gibt diese Momente, in denen der ganze Kram in Zeitlupe an dir vorbeizieht. Nicht betrunken, nicht high, einfach nur müde genug, um das Muster zu erkennen. Kürzlich war so ein Moment, ein Sonntagmittag, grau, leise, ich halb zwischen Schlaf und Wach. Ich saß am Küchentisch, der Kaffee kalt, die Kippe im Aschenbecher abgebrannt, die Uhr irgendwo im Zimmer tickte. Auf dem Tisch lag ein Stapel Papier: Mahnungen, Arztbriefe, Schreiben vom Amt, ein Flyer von irgendeiner Reha, die mich „erinnern“ wollte, dass ich mich „doch noch einmal melden“ könnte. Daneben mein Handy, zwei verpasste Anrufe von meiner Tochter, unbeantwortet.

Der Kobold saß mitten auf diesem Papierfriedhof, die Beine angewinkelt, die Arme auf die Knie gestützt. Er sah mich an, ohne zu grinsen. Das war selten. „Na“, sagte er, „Willkommen im Museum der halbfertigen Leben. Hier sehen wir alle Exponate deiner letzten Jahre: das nicht ausgefüllte Formular, die abgebrochene Therapie, der verpasste Rückruf, der versäumte Besuch. Eine Sammlung von fasts.“

Ich starrte auf die Papiere. Auf jedem stand irgendwo eine Zahl, ein Datum, ein „bitte bis“, ein „letzte Frist“, ein „dringend“. Sie waren wie kleine Bomben, die ich nicht entschärfen wollte. Ich konnte mir genau ausmalen, wie man das lösen würde, wenn man einer von diesen funktionierenden Leuten wäre. Man sortiert, ruft an, macht Termine, sagt zu, sagt ab, trifft Entscheidungen. Stattdessen saß ich da und hörte dem Kühlschrank beim Brummen zu.

„Du hast Talent“, sagte der Kobold, diesmal ohne Spott. „Die meisten müssen sich anstrengen, um zu verkacken. Bei dir reicht es, nichts zu tun.“ Ich lachte kurz, aber da war nichts Lustiges dran. „Ich hab Angst vor jeder Bewegung“, sagte ich. „Jeder Brief, den ich öffne, jeder Anruf, den ich mache, jeder Schritt, den ich aus der Tür raus gehe, könnte was in Gang setzen, was ich nicht kontrollieren kann.“ Er nickte. „Also setzt du lieber gar nichts in Gang. Das nennt man kontrollierte Kapitulation.“

Ich dachte an all die Menschen, die mal was von mir wollten. Lehrer, die mir gesagt haben: „Du bist nicht dumm, du bist nur faul." Sie hatten zur Hälfte recht. Chefs, die mich nach der dritten Krankmeldung in zwei Monaten in ihr Büro gebeten haben. „Sie wirken unzuverlässig", sagten sie. Ich wirkte nicht so, ich war es. Frauen, die irgendwann ihre Sachen gepackt haben. „Ich kann dich nicht immer wieder anschieben", sagten sie. Und gingen. Meine Tochter, die irgendwann aufhörte, mich zu erinnern. „Wenn du kommen willst, kommst du", hatte sie gesagt. „Ich renne dir nicht mehr hinterher."

Der Kobold war bei all dem dabei. Er hat jeden verpassten Schritt kommentiert, jede nicht geschriebene Nachricht, jede abgesagte Hilfe. Und er war der Einzige, der blieb, wenn ich wieder mal nichts unternommen hatte. „So", sagte er jetzt und hopste von einem Papier aufs andere, „was machen wir mit dieser Ausstellung? Verbrennen? Ablage? Tapete?" Ich schüttelte den Kopf. „Nichts", sagte ich. „Wir machen wie immer nichts."

Wir sind dann in die Kneipe gegangen. Was sonst. Der Weg ins „Schlusslicht" ist die einzige Strecke, die ich zuverlässig schaffe. Der Körper kennt sie besser als jeder Busfahrplan. Als wir reinkamen, roch es nach altem Fett, Bier und diesem speziellen Sonntagsnachmittagsschweiß, der aus Menschen kommt, die ihre Woche noch nicht verdaut haben. Heiner saß schon da, Harry auch, der Automatenspieler hing wieder an seinem Gerät. Der Wirt nickte, die Kellnerin nahm meine Jacke, alles wie immer.

„Na, wieder nichts gebacken gekriegt?", fragte der Wirt, halb im Spaß, halb im Ernst. Ich hob das Bier, das er mir hinstellte. „Ich habe eine beeindruckende Serie am Laufen", sagte ich. „Undefeated." Der Kobold lachte. „Stimmt", meinte er. „Du hast seit Jahren keinen Tag wirklich gewonnen." Die Kellnerin schnaubte. „Du tust so, als gäb's hier Punkte", sagte sie. „Das hier ist kein Spiel. Das ist ein Wartezimmer ohne Tür."

Wir redeten über belanglosen Kram. Fußball, Nachbarn, Politik, irgendwelche Leute, die gestorben waren. Ich machte meine üblichen Sprüche, lachte an den richtigen Stellen, bestellte in den richtigen Abständen. Und trotzdem lief im Hintergrund ein anderer Film. Ich sah uns alle von außen, wie wir da saßen, jeder mit seiner eigenen Liste von Dingen, die er nicht erledigt hatte. Der eine hat den Arzttermin verpasst, der andere die Miete, der nächste die Chance, sich bei seiner Ex zu entschuldigen, bevor sie endgültig dicht machte.

„Das ist sie, die Kunst", flüsterte der Kobold. „Ihr seid Meister darin, alles zu erkennen und nichts zu ändern. Ihr könnt euch selbst analysieren wie Psychologen, aber sobald es darum geht, aufzustehen, seid ihr plötzlich aus Glas." Ich wollte ihm sagen, er solle die Fresse halten, aber ich wusste, dass er recht hatte. Und ich wusste auch, dass ich am Ende des Abends wieder nichts geändert hätte, außer dem Promillewert im Blut.

Es gab einen Moment später, als die Jalousien halb unten waren und die Luft dick, da lehnte ich mit dem Rücken an der Wand, das Glas in der Hand, und die Kellnerin stellte sich neben mich. „Weißt du, was mich an euch am meisten fertig macht?", fragte sie, ohne mich anzusehen. „Nicht, dass ihr so viel trinkt. Nicht mal, dass ihr so wenig aus euch macht. Sondern, dass ihr alle genau wisst, was ihr tut – und es trotzdem weitermacht. Wenn ihr wenigstens dumm wärt, könnte ich euch verzeihen."

Ich nahm einen Schluck, der sich anfühlte wie eine Bestätigung. „Würdest du lieber dumme oder betrunkene haben?", fragte ich. Sie grinste müde. „Beides ist anstrengend", sagte sie. „Aber bei den Dummen hat man noch die Illusion, dass sie es nicht besser wissen." Der

Kobold kicherte. „Du bist in der Kategorie ‚weiß es besser und macht es trotzdem'", sagte er. „Das ist die Champions League."

Als ich später nachts im Bett lag, der Kater schon wieder im Anmarsch, dachte ich an dieses Wort: Kunst. Früher hab ich mir eingeredet, ich hätte irgendein Talent vergeudet. Schreiben, Musik, irgendwas Kreatives. Heute denke ich, vielleicht war mein wahres Talent von Anfang an genau das: elegant am Leben vorbeizuleben, ohne je so richtig ins Zentrum zu treten. Ein Statist im eigenen Stück. Ein Mann, der alle Requisiten in der Hand hatte und sich dann doch dafür entschieden hat, in der letzten Reihe sitzen zu bleiben.

„Du bist nicht kunstvoll schlecht", sagte der Kobold zum Abschluss des Tages. „Du bist nur konsequent halb. In allem. Halb da, halb weg, halb ehrlich, halb am Arsch. Die Kunst wäre, einmal ganz was zu sein. Ganz kaputt, ganz mutig, ganz weg, ganz da. Aber dafür bist du zu bequem." Ich drehte mich auf die Seite, zog die Decke hoch und murmelte: „Halt die Klappe."

Er schwieg. Einmal ausnahmsweise. Vielleicht war er müde von mir. Ich war es auf jeden Fall. Und ich wusste: Morgen würde wieder ein Stapel Dinge auf mich warten, die getan werden könnten. Und ich würde wieder nichts tun. Nicht, weil ich stolz drauf bin. Sondern, weil ich es so lange geübt habe, dass ich nicht mehr weiß, wie man damit aufhört.

Die Kunst, nichts auf die Reihe zu kriegen, ist wie ein Tattoo, das du dir mit siebzehn stechen lässt und mit fast fünfzig immer noch mit dir rumschleppst. Es passt dir längst nicht mehr, es ist schlecht gezeichnet, die Tinte verlaufen, aber es ist da. Und jedes Mal, wenn du den Ärmel hochkrempelst, siehst du es und denkst: „Ja. Das bin ich."

Kapitel 20 – Clurichaun und das verschwundene Trinkgeldglas

Das Trinkgeldglas stand immer an derselben Stelle. Rechts neben der Kasse, knapp neben dem Stift, mit dem der Wirt auf Bierdeckel schrieb, wer wie viel offen hatte. Ein ganz normales Glas, ohne großen Spruch, kein „Danke, ihr seid die Besten" drauf, kein Herzchen, keine Schleife. Es war kein Instagram-taugliches Accessoire, es war eine schlichte Spardose in durchsichtig. Und trotzdem war es der einzige Ort im „Schlusslicht", an dem noch so etwas wie Hoffnung gesammelt wurde. Kleingeld, das keiner vermisste, aber jeder in den Händen der Kellnerin und des Wirts gut aufgehoben fand.

Ich hatte ein kompliziertes Verhältnis zu diesem Glas. Einerseits war ich einer von denen, die selten was reinschmissen, weil ich selber immer knapp war und meine Schuldgefühle gern mit Sprüchen zudeckte. „Ich bin Trinkgeld in Person", sagte ich gern, wenn ich mal wieder zu wenig Münzen in der Tasche hatte. Andererseits wusste ich, dass dieses Glas am Ende des Abends mehr Ehrlichkeit in sich trug als alle Gespräche, die drumherum geführt wurden. Da lag drin, was die Leute wirklich über die Arbeit hinter der Theke dachten. Kein Gelaber, nur Metall und ab und zu ein Schein.

Der Kobold mochte das Glas nicht. „Das ist der Anti-Kobold-Ort", sagte er. „Da zahlen sie freiwillig. Da gibt's keine offene Zeche, keine feuchte Ausrede. Nur jemand, der was kriegt, ohne betteln zu müssen. Macht mir Bauchweh." Er setzte sich manchmal auf den Rand, ließ

die Beine ins Kleingeld baumeln und zog die Münzen mit den Füßen zum Glasboden. „Die sind sicherer da unten“, meinte er. „Weiter weg von euren schlechten Fingern.“

Eines Abends – es war ein normaler Dienstag, halb leer, halb laut – fiel mir auf, dass da, wo sonst immer das Glas stand, nur ein runder Abdruck auf der Theke war. Ein heller Kreis im Holz, daneben ein paar vereinzelte Münzen, wie Überlebende einer gescheiterten Flucht. Ich hätte es fast übersehen, wenn die Kellnerin nicht so komisch die Hand nach dem Nichts ausgestreckt hätte, als sie Wechselgeld nahm. „Wo ist…?“, setzte sie an, brach ab, sah den Wirt an.

Der Wirt kam von der Zapfanlage rüber, sah auf die leere Stelle, runzelte die Stirn. „Na super“, murmelte er. „Wer hat denn hier aufgeräumt?“ Keiner sagte was. Harry starrte auf sein Bier, Heiner auf seine Kippe, der Automatenspieler auf seinen blinkenden Gott. Ich tat so, als würde ich meinem Glas beim Schwitzen zusehen. Der Kobold stand an der Kasse und grinste wie ein Kind, das einen Streich plant oder schon hinter sich hat.

„Ist das Glas kaputtgegangen?“, fragte die Kellnerin. „Oder…?“ Der Wirt schüttelte den Kopf. „Ich hab es vorhin noch geleert“, sagte er. „Da war noch was drin, nicht viel, aber immerhin. Danach hab ich’s wieder hingestellt. Ich räum das nicht einfach weg.“ Er sah in die Runde. Ich merkte, wie sich die Luft veränderte. Aus Rauch und Stammtisch wurde plötzlich der Hauch von Verdacht. Nicht groß, nicht dramatisch, aber da. In einer Kneipe, in der jeder jedem was schuldet, ist ein verschwundenes Trinkgeldglas trotzdem eine andere Liga.

„Vielleicht hat’s einer umgestoßen“, warf Manni ein, der am anderen Ende des Tresens saß. „Ist runtergefallen, zersplittert, dann habt ihr’s weggeräumt und vergessen.“ Die Kellnerin schüttelte den Kopf. „Ich hätte das mitgekriegt“, sagte sie. „Ich steh die ganze Zeit hier. Und so viel trink ich nun auch nicht, dass mir ein zerscheppertes Glas entgeht.“ Harry grinste schief. „Vielleicht ist unser Kobold endlich mal produktiv geworden“, meinte er. „Clurichaun, der Lohnkürzer.“

Der Kobold verbeugte sich spöttisch. „Interessante Theorie“, flüsterte er mir ins Ohr. „Aber ich nehme kein Trinkgeld. Ich nehme nur das, was ihr nicht bezahlt. Außerdem – was soll ich mit Kleingeld? Ich kann mir nichts kaufen außer schlechtem Karma.“ Trotzdem sah er zufrieden aus. Ihm gefiel, dass etwas fehlte, das Ordnung bedeutete. In seinem Universum war ein verschwundenes Trinkgeldglas ein Schritt in die richtige Richtung.

Die Stimmung wurde unruhig. Nicht laut, eher kribbelig. Die Kellnerin wischte über die freie Stelle, als wäre das Glas vielleicht unsichtbar geworden und sie könnte es wieder freilegen. Der Wirt ging die Theke entlang, bückte sich, sah unter den Tresen, in die Regale, unter den Kassenblock. Nichts. „Ich glaub, uns hat einer das Glas geklaut“, sagte er schließlich, und in seiner Stimme lag eine Mischung aus Wut und Erschöpfung.

Ich hätte in dem Moment nie gedacht, dass so ein bisschen Glas mit Kleingeld so eine Wirkung haben konnte. Aber plötzlich sah alles anders aus. Jeder, der an diesem Abend reingekommen war, war potenziell der Typ, der ein Trinkgeldglas mitgehen lässt. Kein großer Coup, kein Hollywood-Diebstahl. Nur eine kleine, klebrige Geste. Einer, der so wenig begriffen hat, dass das der Teil vom Geld ist, den keiner einfordert, den keiner einklagt, der einfach nur als Danke dagewesen war.

Der Kobold setzte sich direkt auf die helle Stelle auf der Theke. „So“, sagte er. „Jetzt haben wir ein Loch im System. Ein Ort, an dem Geld war, das keiner kontrolliert hat. Das ist meine

Sprache.“ Ich nahm einen Schluck, sah an ihm vorbei, und konnte den Gedanken nicht verhindern: Wenn du lange genug irgendwo rumhängst, in einem Laden, in einem Leben, in dem keiner mehr wirklich was auf die Reihe kriegt, fangen die Dinge an zu verschwinden. Erst Menschen. Dann Respekt. Dann Trinkgeldgläser.

Heiner schnaubte, blies Rauch zur Decke. „Was regt ihr euch auf?“, knurrte er. „Jeden Abend bleibt einer sitzen und zahlt die Zeche nicht. Da wundert es euch, dass einer gleich das Glas mitnimmt?“ Die Kellnerin sah ihn scharf an. „Zwischen einer offenen Zeche und einem geklauten Trinkgeld ist ein Unterschied“, sagte sie. „Der eine ist zu blöd oder zu voll zum Zahlen, der andere hat sich vorher überlegt, dass er sich nimmt, was nicht ihm gehört.“ Der Wirt nickte langsam. „Beim ersten kann ich vielleicht noch mitspielen“, murmelte er. „Beim zweiten krieg ich schlechte Laune.“

Ich saß da, hörte zu, und merkte, wie der Kobold mich von der Seite ansah. „Du denkst grad, ob sie dich meinen könnten“, sagte er ruhig. „Nicht, weil du das Glas genommen hast, sondern weil du weißt, dass du im Grunde genau so einer bist. Einer, der nimmt, was nicht wirklich für ihn gedacht war: Zeit, Geduld, Kredite, Nerven. Nur ohne Glas.“ Ich spürte, wie mir das Bier im Magen schwerer wurde.

„Ich hab’s nicht genommen“, murmelte ich, mehr zu mir selbst als zu ihm. „Ich weiß“, sagte der Kobold. „Du bist zu faul für so einen organisierten Diebstahl. Aber die Sorte Mensch, die so was macht, ist dir näher, als dir lieb ist.“ Ich war beleidigt und wusste gleichzeitig, dass er wieder mal einen Punkt getroffen hatte, der nicht wegzukriegen war, egal wie viel ich trank.

Das fehlende Trinkgeldglas stand wie ein unsichtbares Loch in der Mitte des Abends. Keiner sprach mehr direkt darüber, aber alle sahen immer wieder dahin. Es war, als würde die Theke an dieser Stelle nicht mehr stimmen. Ein Zimmer ohne Lampe, ein Gesicht ohne Augenbrauen. Irgendwas war weg, was vorher selbstverständlich gewesen war. Und ich ahnte, dass das nicht nur mit Münzen und Scheinen zu tun hatte.

In den Tagen danach bekam das „Schlusslicht“ eine neue Paranoia. Die große Welt da draußen ging weiter mit ihren Katastrophen, aber drinnen drehte sich plötzlich alles um ein Glas, das vielleicht zehn Euro Inhalt pro Abend gesehen hatte, wenn es gut lief. Es war nicht die Summe, die fehlte. Es war die Geste. Wenn in einem Laden, in dem sowieso keiner viel hat, auch noch das Trinkgeldglas verschwindet, dann weißt du, dass du dich offiziell im Sonderangebot der Moral befindest.

Der Wirt versuchte, das Thema klein zu halten. „Wird schon wieder auftauchen“, sagte er am zweiten Abend. „Vielleicht hat einer es nur weggestellt, geglaubt, er hilft damit beim Putzen.“ Die Kellnerin sah ihn an, als hätte er ihr geraten, an das Gute im Menschen zu glauben. „Hier hilft keiner beim Putzen“, sagte sie trocken. „Hier wird höchstens mehr Dreck gemacht.“ Der Kobold nickte begeistert. „Sie versteht mich“, meinte er.

Es tauchte nichts auf. Weder das Glas noch der Dieb. Stattdessen tauchten Verdächtigungen auf. Zuerst leise, dann in Form von halb ernst gemeinten Sprüchen. „Der da gestern mit der Lederjacke, der sah schon aus wie einer, der so was macht“, meinte Manni. „Oder der Typ, der immer am Automaten hängt. Der hat doch ständig Schulden. Vielleicht hat er gedacht, das ist fairer Ausgleich.“ Der Automatenspieler bekam das mit, als er wieder an seiner Maschine stand. „Wenn ich was klaue“, rief er Richtung Tresen, „dann was Richtiges. Kein Glas mit Kleingeld. Ich bin Spielsüchtiger, kein Idiot.“

Ich hielt mich zurück. Ich hatte nicht die Energie, in eine Suchkommission für Krümelbeträge einzutreten. Aber das Thema ließ mich trotzdem nicht los. Vielleicht, weil dieses Glas etwas symbolisierte, was ich irgendwann verloren hatte: die Fähigkeit, jemandem direkt zu danken, ohne mich dahinter zu verstecken. Ich war einer von denen geworden, die lieber einen Spruch machten als einen Euro in ein Glas zu werfen. „Das nächste Mal, versprochen", sagte ich seit Jahren. Das nächste Mal war mein größter Glaubenssatz – und gleichzeitig meine größte Lüge.

Der Kobold machte sich eine Show draus. Er stellte sich an die leere Stelle auf der Theke und hielt unsichtbare Reden. „Meine Damen und Herren", verkündete er, „hier stand einmal ein Glas, in dem landete, was ihr für Anstand gehalten habt. Jemand hat es mitgenommen. Wer immer es war, hat verstanden, wie der Laden hier läuft: Man nimmt seinen Trost mit, bevor ihn wer anders kriegt." Ich sah zu, wie er in der Luft gestikulierte, und dachte: Wenn einer von den anderen den sehen könnte, würden sie ihn für den Dieb halten, ohne zögern.

Am dritten Abend brachte die Kellnerin ein neues Glas mit. Kein Trinkgeldglas aus einem Deko-Laden, nur ein ausrangiertes Gurkenglas. Etikett halb abgekratzt, Glas noch leicht milchig vom Essig. Sie stellte es genau an die alte Stelle, machte demonstrativ ein paar Münzen rein, die sie aus der Kasse nahm. „Damit wir wieder was zum Klauen haben", sagte sie. Der Wirt schüttelte den Kopf, musste aber grinsen. „Das Alte war schöner", murmelte er. „Das Alte hat sich das über Jahre erarbeitet."

„Gläser haben Biografien", kommentierte der Kobold. „Das Alte war Veteran, das hier ist Rekrut." Er setzte sich auf den Rand des neuen Glases, sah runter auf die paar Münzen, die klirrten, als Harry demonstrativ einen Euro reinwarf. „Für die Nerven", sagte der. „Ihr habt doch jetzt erhöhte Sicherheitsanforderungen." Heiner folgte, legte ein paar Cent nach, mehr hatte er wahrscheinlich nicht. „Damit ihr wisst, dass ich euch nicht beklaue", murmelte er.

Ich stand da mit meinem Bier und spürte, wie sich in mir so etwas wie schlechtes Gewissen regte, dieses alte, zähe Gefühl, das schon oft morgens mit dem Kater kam, aber selten abends mit den anderen zusammen. Ich wusste genau, dass ich in den letzten Monaten mehr Fluppen in den Automaten geworfen hatte als Münzen in dieses Glas. Ich wusste auch, dass ich nicht der einzige war. Wir alle taten so, als wären wir zu arm, um Trinkgeld zu geben, aber nicht zu arm für Zigaretten, Schnaps und verlorenes Geld im blinkenden Schlund.

„Na los", flüsterte der Kobold. „Zeig mal, ob du noch irgendwas kapiert hast." Ich kramte in der Hosentasche, förderte zwei Euro zutage, legte sie in das neue Glas. Es klirrte lauter, als ich erwartet hatte. Die Kellnerin sah kurz hoch, sagte nichts, aber ihre Augen wurden weicher. Der Wirt nickte kaum merklich. Harry versuchte einen Witz draus zu machen. „Guck einer an", sagte er, „der Alte investiert. Was ist los, schlechtes Gewissen?" Ich zuckte mit den Schultern. „Vielleicht werde ich erwachsen", murmelte ich.

Der Kobold lachte beinahe gerührt. „Erwachsen? Du?", höhnte er. „Du kaufst dir nur kurz ein, um nicht wie der Dieb auszusehen. Aber gut, ich schreib's in dein Konto. Ein seltener positiver Eintrag." In Wahrheit war es wahrscheinlich genau das: Selbstreinigung. Ich wollte nicht Teil der Kategorie „nimmt im Schlusslicht, statt zu geben" sein, obwohl ich sie längst war. Ich nahm nur anders. Luft, Zeit, Geduld, Geschichten, Aufmerksamkeit. Das Glas war nur der sichtbare Teil eines Deals, in dem ich meistens auf der Haben-Seite stand, ohne viel beizutragen.

Es blieb trotzdem dieses Loch in der Geschichte. Das alte Glas war weg. Kein Abschied, kein „zerbrochenes Glas, Scheiße, hol den Besen“, kein „Hab’s aus Versehen runtergehauen“. Einfach weg. So, wie Menschen irgendwann einfach nicht mehr auftauchen. Erst sind sie weniger da, dann gar nicht mehr. Am Anfang fragst du noch: „Wo ist eigentlich der?“ Dann sagst du irgendwann: „Der war doch mal öfter hier.“ Später werden sie zu Fußnoten. „Da gab’s mal so einen Typen, der immer…“ Mehr bleibt nicht.

Ich musste an mich selber denken, wie ich einmal vielleicht auch einfach nicht mehr auftauche. Kein großer Knall, kein dramatischer Abgang. Eines Tages bleibt mein Hocker leer. Und am Anfang sagen alle: „Komisch, der ist gar nicht da.“ Dann sagen sie: „Vielleicht krank.“ Später: „Vielleicht tot.“ Und irgendwann: „Da war doch mal einer, so ein Typ mit dem Kobold im Kopf.“ Der Wirt wird die Striche auf dem Bierdeckel von meinem Konto noch eine Weile aufheben, dann wegwerfen. So wie das alte Trinkgeldglas verschwunden ist.

„Du unterschätzt die Symbolik“, sagte der Kobold, als ich später am Klo stand und in den beschlagenen Spiegel über dem Waschbecken sah. „Das verschwundene Trinkgeldglas ist eine kleine Probe davon, wie es ist, wenn etwas, das selbstverständlich schien, plötzlich weg ist. Und keiner kann sagen, wann genau der Moment war, wo es gekippt ist.“ Ich wusch mir die Hände, obwohl sie nicht dreckiger waren als sonst. „Was soll ich damit anfangen?“, fragte ich. Er zuckte die Schultern. „Vielleicht nichts. Vielleicht merkst du dir nur, dass Dinge nicht immer mit Lärm verschwinden. Oft gehen sie leise.“

Als ich wieder an den Tresen kam, war das neue Glas schon nicht mehr ganz so fremd. Ein paar Scheine steckten oben drin, zerknüllt, zwischen den Münzen. Die Kellnerin strich beim Vorbeigehen mit den Fingern kurz über den Rand, so wie andere Leute Haustiere tätscheln. Der Wirt stellte die Flaschen wie einen Rahmen drum herum. Der alte Abdruck war noch da, heller als das Holz. Eine Geisterstelle. Aber der Laden machte weiter. Wie immer. Einer fehlt, ein anderer rückt nach. Nur der Kobold behielt das alte Glas in seinem Archiv. „Ich vergess nichts“, sagte er. „Dafür bin ich zuständig.“

Wochen später sprach kaum noch einer über das verschwundene Glas. So wie man irgendwann nicht mehr über den Nachbarn spricht, der ausgezogen ist. Man weiß noch, dass da mal jemand war, man weiß noch ungefähr, wie er aussah, vielleicht sogar, wie er roch, aber der Alltag hat ihn aufgefressen. Das Gurkenglas hatte seinen Platz gefunden, wir hatten uns dran gewöhnt, ein bisschen mehr oder ein bisschen weniger reinzuwerfen, je nach Tag, Laune und Schuldbewusstsein.

Nur der Kobold ließ das Thema nicht so ganz los. „So läuft das“, sagte er gern, wenn jemand unvermittelt nicht mehr im „Schlusslicht“ auftauchte. „Einer verschwindet, und das System schiebt leise irgendwas anderes an dieselbe Stelle. Neuer Gast, neues Glas, neuer Stammkunde, neue Ausrede. Die einzige Konstante bin ich. Und der Tresen.“ Er war stolz drauf, nicht ersetzbar zu sein. Ich wusste nicht, ob ich das beneidenswert oder traurig finden sollte.

Eines Abends, als der Laden schon fast zu hatte, tauchte plötzlich ein alter Bekannter auf, den ich lange nicht gesehen hatte. Ein Typ, den wir „Doc“ nannten, obwohl er nie Medizin studiert hatte. Er war einer von denen, die immer einen Rat parat hatten, egal ob es um Liebeskummer, Leberwerte oder Lottozahlen ging. Er sah abgerissener aus als früher, was in diesem Laden schon was heißt. Die Jacke speckiger, die Augen tiefer, die Zähne weniger.

Er setzte sich an den Tresen, bestellte ein Bier, sah sich um. Sein Blick blieb kurz am neuen Trinkgeldglas hängen. „Habt ihr ’n neues?“, fragte er den Wirt. „Das alte war doch so’n dickwandiges Ding mit der Schramme an der Seite.“ Der Wirt nickte. „Das alte hat Beine gekriegt“, sagte er. „Ist einfach abgehauen.“ Doc lachte, aber er lachte anders, zu hoch, zu kurz. „Tja“, meinte er. „Gläser gehen, Leute bleiben.“ Die Kellnerin warf ihm einen Blick zu, der nicht recht passte zu einem lockeren Spruch. Da war was zwischen den Zeilen.

Der Kobold sprang auf Docs Schulter, setzte sich hin wie ein Papagei. „Da haben wir ihn“, flüsterte er mir zu. „Den Mann mit den langen Fingern.“ Ich verzog das Gesicht. „Was redest du da?“, murmelte ich. „Du kannst nicht einfach irgendwen zum Dieb erklären.“ Er grinste. „Ich erklär nichts. Ich weiß es. Ich war dabei.“

Später, als die meisten weg waren und der Wirt schon anfing, Stühle hochzustellen, blieb Doc noch sitzen. Er nippte an seinem dritten oder vierten Bier, die Schultern hingen, der Kopf war schwer. Die Kellnerin wischte in seiner Nähe, langsamer als nötig, wie jemand, der wartet, dass ein bestimmter Satz fällt. Der Wirt polierte ein Glas, obwohl es längst sauber war. Ich rauchte, sah in den Spiegel, beobachtete uns wie in einem schlechten Krimi ohne Budget.

„Ihr seid sauer wegen dem Glas, oder?“, sagte Doc plötzlich, ohne aufzusehen. Es war kein lauter Satz, eher ein müder, der zwischen Bier und Tresen rausfiel. Der Wirt stellte das Glas ab. „Sauer nicht“, sagte er. „Ich wunder mich nur, was man davon hat, ein Trinkgeldglas mitzunehmen.“ Die Kellnerin hörte auf zu wischen. Es war still. Selbst der Kühlschrank schien kurz abzuwarten.

Doc zog ein Gesicht, das irgendwo zwischen Trotz und Scham hing. „Ich hab’s nicht verkauft, falls ihr das denkt“, murmelte er. „So bescheuert bin ich nicht. Wer kauft denn ein gebrauchtes Trinkgeldglas?“ Der Kobold kicherte. „Na, der Fall wird ja immer besser“, flüsterte er. „Er hat eine moralische Hierarchie fürs Klauen.“ Ich nahm einen tiefen Zug an der Kippe, weil ich das Gefühl hatte, die Luft im Raum wäre dünner geworden.

„Was hast du damit gemacht?“, fragte die Kellnerin, und ihre Stimme war plötzlich härter als sonst. Doc sah in sein Bier. „Mitgenommen“, sagte er. „Heim. War ’n blöder Moment. Ich war knapp, richtig knapp. Hab gesehen, wie du’s geleert hast, Chef, und dann hast du’s wieder hingestellt. Und ich hab mir gedacht: Scheiß drauf, das merkt keiner, und wenn doch, denken alle, es war irgendein Fremder. Ich hab nicht viel genommen, nur das, was drin war.“ Er schnaubte. „Als ob das besser macht.“

Der Wirt sagte eine Weile gar nichts. Die Kellnerin starrte ihn an, als würde sie zum ersten Mal sehen, wer da vor ihr sitzt. Ich sah in den Spiegel und sah einen Mann, der gerade dabei war, sich selbst zu demontieren, Münze für Münze. Der Kobold trommelte auf Docs Schulter. „Und?“, flüsterte er. „Hat es sich gelohnt? War der Abend damit gerettet? War dein Leben danach anders?“ Doc schüttelte den Kopf, als hätte er die Frage gehört.

„Ich hab davon zwei Tage gelebt“, sagte er leise. „Zigaretten, bisschen was zu essen, ein Ticket. Und die ganze Zeit, während ich am Automaten stand oder im Kiosk, hab ich mir gedacht: Du bist genau der, den du früher verachtet hast. Einer, der Trinkgeld klaut.“ Er trank den Rest vom Bier aus, als würde er versuchen, die Worte runterzuspülen. „Danach hab ich mich nicht mehr hergetraut. Bis heute.“

Es war seltsam, das zu hören. So ein kleiner Diebstahl, so eine große Scham. Der Wirt stützte sich mit beiden Händen auf den Tresen. „Weißt du, warum mich das trifft?“, fragte er ruhig.

„Nicht, weil mir die Kohle fehlt. Ich verdien hier eh nichts Großes. Sondern, weil das Glas das Einzige war, was nur für uns war. Nicht für den Vermieter, nicht fürs Finanzamt, nicht für den Lieferanten. Nur für sie da“ – er deutete auf die Kellnerin – „und ein bisschen für mich. Das war Restrespekt in Kleingeld. Und du hast ihn mitgenommen.“ Doc nickte, als hätte er genau darauf gewartet.

Die Kellnerin atmete tief durch. „Ich hab nicht viel“, sagte sie. „Kein Auto, keine Rücklagen, keine tollen Urlaube. Aber ich hatte das Glas. Wenn einer ’nen guten Abend hatte, hat er was reingetan. Das war wie ein Schulterklopfen, nur in Münzen. Und du hast mir die Schultern geklaut.“ Es war kein Geschrei, kein Drama, nur eine nüchterne Feststellung. Die tat mehr weh als jede Schimpftirade.

Der Kobold beugte sich vor, sah Doc in den Spiegel direkt in die Augen. „Das ist es, was ihr nicht begreift“, murmelte er. „Ihr klaut nicht nur Geld. Ihr klaut euch selbst den letzten Rest Anstand. Und dann wundert ihr euch, wenn ihr irgendwann keinen mehr findet, der euch noch ernst nimmt.“

„Warum bist du überhaupt wiedergekommen?“, fragte ich, ohne groß nachzudenken. Doc sah mich an, als wäre er überrascht, dass ich noch da war. „Weil ich keinen anderen Laden hab“, sagte er. „Und weil ich gehofft hab, dass das hier immer noch der Ort ist, wo man auch als Arschloch ein Bier kriegt.“ Der Wirt zögerte, dann nickte er. „Ist er“, sagte er. „Aber Trinkgeld gibt’s für dich erstmal keins. Weder ins Glas noch in Worte.“

Es war ein seltsamer Frieden, der sich danach einstellte. Keiner klatschte, keiner sagte „alles gut“. Doc blieb noch ein Bier, bezahlte auf den Cent genau, legte nicht einen Euro zu viel hin, nicht einen zu wenig. Die Kellnerin nahm das Geld, wortlos. Der Kobold kletterte vom Tresen, setzte sich auf meinen Hocker. „Siehst du“, sagte er, „das ist der Unterschied zwischen dir und ihm. Du klaust nichts, aber du gibst auch kaum was. Er hat einmal genommen und schleppt es seitdem mit sich rum. Du nimmst jeden Tag ein bisschen und nennst es Leben.“

Auf dem Heimweg dachte ich über dieses verschissene Glas nach. Und über alles, was wir so mitgehen lassen im Laufe der Jahre. Vertrauen, Geduld, Zeit. Die Liebe von Menschen, die sich irgendwann nicht mehr zurückmelden. Die Jugend der Kellnerin, die sie gegen müde Beine eintauscht. Die Nerven vom Wirt, der jeden Abend seine Stühle hochstellt und hofft, dass morgen einer mehr kommt, der zahlt als der, der nicht zahlt. Und mittendrin wir, die Stammgäste, die glauben, ein Bier zu bestellen würde ihnen das Recht geben, sich alles andere kostenlos zu nehmen.

Zuhause, in meiner Küche, stand kein Trinkgeldglas. Nur ein Aschenbecher, ein Stapel Rechnungen, ein halbleeres Päckchen Kippen. Ich setzte mich hin, öffnete das Fenster, ließ die kalte Luft rein. Der Kobold hockte auf dem Tisch. „Wenn es bei dir ein Trinkgeldglas gäbe“, sagte er, „wäre es leer. Du gibst dir selber nichts extra. Kein Lob, keine Gnade, keinen Bonus. Nur Vorwürfe. Vielleicht solltest du anfangen, dir ab und zu was reinzuwerfen.“

„Und was?“, fragte ich. „Wofür?“ Er zuckte mit den Schultern. „Für jeden Tag, an dem du niemandem was klaust, was du nicht ersetzen kannst“, sagte er. „Für jeden Abend, an dem du wenigstens ehrlich zu dir bist. Für jeden Gedanken, in dem du kurz daran denkst, dass es nicht nur dich gibt.“ Ich lachte schwach. „Dann brauch ich ein kleines Glas“, meinte ich. „Das wird nicht oft voll.“

Er grinste. „Das alte Glas im Schlusslicht war auch nie richtig voll“, sagte er. „Und trotzdem war es wichtig.“ Ich sah ihn an, dann die Kippe, dann meine Hände. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht passt in so ein Glas mehr Anstand, als man denkt. Und vielleicht ist es nie ganz verschwunden, solange einer noch weiß, dass es mal da war.

Am nächsten Abend war ich wieder im „Schlusslicht“. Ich setzte mich auf meinen Hocker, sah das Gurkenglas, das inzwischen weniger fremd aussah. Ich kramte in der Tasche, fand einen zerknitterten Schein und schob ihn rein. Die Kellnerin sagte nichts, der Wirt auch nicht. Der Kobold allerdings verneigte sich spöttisch. „Guck an“, sagte er. „Der Mann, der nie die Zeche zahlt, legt freiwillig was ins Glas. Die Welt geht doch noch ein bisschen anders kaputt, als ich dachte.“

Ich trank mein Bier, rauchte meine Kippe und sah in den Spiegel hinter der Bar. Für einen Moment sah ich da nicht nur mein Gesicht und den Kobold, sondern auch ein schlichtes Glas mit ein paar Münzen und Scheinen. Und ich dachte: Vielleicht ist es nicht viel. Aber es ist mehr, als nichts.

Kapitel 21 – Zwischen Räuspern, Rülpsern und Reue

Es gibt eine bestimmte Geräuschkulisse, die du nur in Kneipen findest, die schon zu alt sind, um noch renoviert zu werden. Die Musik läuft irgendwo im Hintergrund, der Fernseher murmelt stumm Katastrophen, aber das, was wirklich zählt, sind die Geräusche dazwischen. Räuspern, Rülpser, das Klirren von Gläsern, das scharfe Zischen, wenn eine Flasche aufgeht, dieses trockene Husten von Lungen, die längst aufgegeben haben, aber weiterarbeiten, weil keiner ihnen gesagt hat, dass Feierabend ist. Dazwischen die Sätze, die keiner zu Ende bringt, und die Reue, die keiner richtig ausspricht.

Ich sitze mitten drin, wie immer, und könnte wahrscheinlich an den Geräuschen erkennen, wer gerade den Mund aufmacht, ohne hinzugucken. Harry hat dieses tiefe Kehlenräuspern, bevor er was sagt, als müsste er seine Stimme erst durch eine Schicht Teer schieben. Heiner rülpst leise, fast höflich, und guckt danach immer kurz entschuldigend, obwohl es schon längst niemanden mehr interessiert. Der Automatenspieler stöhnt manchmal vor sich hin, wenn er wieder verliert, so ein trockenes, kurzes Keuchen, das mehr über sein Leben erzählt als alles, was er sagt.

Der Kobold liebt diese Geräuschkulisse. „Das ist eure Symphonie“, sagt er. „Nicht die Musik aus der Box, sondern die Töne, die ihr selber produziert, ohne nachzudenken. Ein Räuspern, bevor einer lügt. Ein Rülpser, nachdem einer zu schnell getrunken hat. Ein Seufzer, wenn die Wahrheit kurz durchrutscht.“ Er sitzt auf dem Rand meines Aschenbechers und dirigiert mit einer imaginären Zigarette. „Und zwischendrin: Reue. Leise. Unsauber. Wie ein falscher Ton.“

An diesem Abend war die Luft besonders schwer. Es war einer dieser Tage, an denen du schon beim Aufstehen weißt, dass du wieder Mist gebaut hast, ohne dich an Details zu erinnern. Ich hatte diese typische Lücke von „irgendwann nach dem dritten Schnaps“ bis „aufwachen mit Schuhen an“, und in dieser Lücke passen ganze Kriege. Ich kam ins „Schlusslicht“, und schon beim ersten Schritt über die Schwelle hatte ich das Gefühl, dass ich gestern zu laut gewesen war.

Der Wirt sah kurz hoch, dann wieder runter. Kein extra Lächeln, kein „Na, du Held“, aber da war dieses minimale Zögern, bevor er mir das Bier hinstellte. Die Kellnerin war noch am Aufbauen, Gläser hinstellen, Kasse aufmachen, Aschenbecher verteilen. Sie sah mich an, nur einen Hauch länger als sonst. Kein Vorwurf, kein Kopfschütteln. Aber da war was. So eine Art inneres Räuspern.

„Na“, sagte ich, „war was gestern?“ Der Kobold lachte hämisch. „Frag doch gleich: ‚Wen hab ich beleidigt?‘“, flüsterte er. Der Wirt zuckte mit den Schultern. „Du warst gut drauf“, sagte er. „Vielleicht zu gut.“ Das ist Wirts-Sprache für „du warst peinlich“. Ich nahm einen Schluck und versuchte, durch den ersten Schluck hindurch zu erinnern, was genau passiert war. Es kamen Bruchstücke. Ein lautes Lachen, das nicht meins war. Mein eigener Arm, der übertrieben gestikuliert. Ein Glas, das umkippte. Eine Stimme, die sagte: „Lass mal gut sein, Alter.“

Heiner saß schon da, sah aus wie ein schlecht gelöschter Brand. Er räusperte sich, bevor er mich ansah. „Du hast gestern wieder die große Lebensberatung ausgepackt“, sagte er. „Für alle. Ungefragt.“ Harry, der gerade reinkam, rülpste einmal tief, setzte sich neben mich, klopfte mir auf die Schulter. „Du hast mich einen Feigling genannt“, grinste er. „Weil ich zum Arzt gehe, statt es auszusitzen. War ’ne schöne Show.“

Der Kobold applaudierte. „Ja, ja“, sagte er, „der Philosoph im Vollsuff. Du bist dann am besten, wenn du am wenigsten weißt, was du laberst.“ Ich spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog. Ich weiß, dass ich im Suff gern zum Missionar werde. Da, wo ich nüchtern nur noch ein müdes Achselzucken übrig habe, komme ich betrunken plötzlich auf Ideen, wie alle ihr Leben ändern sollten. Immer natürlich so, dass es nichts mit mir zu tun hat.

„Hab ich mich entschuldigt?“, fragte ich. Heiner lachte trocken. „Du?“ Er nahm einen Zug an seiner Kippe, räusperte sich danach. „Du hast irgendwann jedem einen Schnaps bestellt und gesagt, wir wären deine Familie. Das ist bei dir die Deluxe-Entschuldigung.“ Harry nickte. „War rührend“, sagte er. „Aber du hast danach noch zwei Mal wieder von vorne angefangen.“

Es ist seltsam, wenn dir andere deine Reue erzählen müssen, weil du sie verpasst hast. Du sitzt da, hörst dir an, wie du gestern versucht hast, deinen Kram geradezubiegen, und heute fühlst du nichts davon. Nur Scham. So eine dumpfe, klebrige Scham, die sich hinter den Augen festsetzt. Der Kobold merkt das. „Jetzt kommt die Reue-Phase“, kommentiert er. „Gleich fängst du an mit ‚Ich bin halt so‘ und ‚War nicht so gemeint‘.“

Ich schwieg. Vielleicht zum ersten Mal an diesem Tresen, seit ich ihn kenne, schwieg ich, obwohl alle auf einen Spruch warteten. Ich sah in mein Glas, dann in den Spiegel, dann zu der Stelle, an der gestern vielleicht irgendwas kaputtgegangen war, von dem ich nichts mehr wusste. Die Kellnerin kam rüber, wischte neben meinem Bier, ohne mich anzusehen. „Du warst laut“, sagte sie. „Nicht schlimm. Nur laut. Und du hast Heiner gesagt, er soll mal endlich aufhören zu jammern und was tun. Und dir selbst hast du das exakt nie gesagt.“

Da war sie, die Reue. Nicht nur wegen Heiner oder Harry oder dem umgekippten Glas. Sondern weil sie recht hatte. Ich war schon immer groß in „anderen sagen, wie sie ihr Leben in den Griff kriegen sollen“. Ich konnte ganze Tiraden halten darüber, wie einer weniger trinken, mehr arbeiten, besser schlafen, die Familie besser behandeln sollte. Und dann hab ich selber am nächsten Morgen nicht mal den Müll rausgebracht.

Der Kobold nickte anerkennend. „Das ist der Punkt“, sagte er. „Zwischen deinen Räusperern und deinen Rülpsern steckt mehr Reue, als du verträgst. Deswegen redest du dazwischen so viel. Damit du sie nicht hörst.“ Ich nahm noch einen Schluck, mehr aus Reflex als aus Durst. Es war früh, der Abend hatte gerade erst angefangen, und ich war jetzt schon müde von allem.

Die Geräusche im „Schlusslicht“ gingen weiter. Räuspern, rülpsen, husten, lachen, Gläser klirren. Aber ich hörte plötzlich noch etwas anderes, leiser, irgendwo darunter: dieses stille Nachklang-Ding, das sich meldet, wenn wir etwas sagen, das wir nicht hätten sagen sollen, oder etwas lassen, was wir hätten tun müssen. Ein ganz leichtes Inneres „Scheiße“. Kein großes Drama, nur eine kleine, ernste Note.

„Reue ist wie Sodbrennen“, flüsterte der Kobold. „Du merkst sie erst, wenn du was geschluckt hast, das dir nicht bekommt. Und dann glaubst du, ein Schnaps hilft.“ Er grinste. „Spoiler: tut er nicht.“ Ich sah ihn an, wollte irgendwas Schlaues erwidern, aber ich hörte nur meinen eigenen Magen knurren und irgendwo drinnen dieses leise Ding sagen: „Du bist zu alt, um dich noch für den großen Propheten zu halten.“

Ich schob das erste Bier langsam weg, bevor es leer war. Kein heroischer Akt, kein „ab heute alles anders“, nur ein kleines, stummes „nicht ganz so schnell“. Vielleicht war es nur ein Reflex. Vielleicht doch ein bisschen Reue. Schwer zu sagen, bei dem Lärm.

Im „Schlusslicht“ wird selten klar gesagt: „Es tut mir leid.“ Das klingt zu sehr nach Gerichtssaal oder Beziehungsdrama. Hier läuft Reue anders. Hier kommt sie in Form von halbgaren Gesten, ungeschickten Bemerkungen, neuen Runden, die als Pflaster auf alte Wunden gekippt werden. Ein „War nicht so gemeint“ verschwindet hinter einem „Komm, ich geb einen aus“. Ein „Ich hab Scheiße gebaut“ wird übersetzt in „Gestern war nicht mein Tag“. Und manchmal ist die einzige Entschuldigung ein Räuspern, bevor einer das Thema wechselt.

Der Kobold kennt das Wörterbuch dieser halben Einsichten. „Wenn er sagt ‚War doch nur Spaß‘“, flüstert er mir zu, „meint er: ‚Ich weiß, dass ich dir wehgetan hab, aber ich will jetzt nicht über Gefühle reden.‘ Wenn er sagt ‚Hab ich schon schlimmer erlebt‘, meint er: ‚Ich will mir nicht eingestehen, dass mich das gerade fertig macht.‘ Und wenn du sagst ‚Ach, passt schon‘, meinst du: ‚Ich komme eh nicht damit klar, dass sich einer vor mir nackig macht.‘“ Er ist ein mieser Übersetzer. Aber meistens hat er recht.

An einem dieser Abende, an denen die Luft dicker war als die Gespräche, saßen wir am Tresen, und Reue lag schwer in der Luft, ohne dass einer das Wort benutzt hätte. Harry hatte am Tag vorher im Suff seine Ex-Frau angerufen, nachts um halb zwei, natürlich. Er hat irgendwas gebrüllt von „Kinder entfremden“ und „ich hab auch Rechte“ und „du hast mich kaputtgemacht“. Sie hat aufgelegt. Heute hatte er das Handy auf dem Tresen liegen, als wäre es ein Beweisstück, und starrte es an wie eine Waffe, die von allein losgehen könnte.

„Sie hat mich blockiert“, sagte er. „Komplett. Kein Bild mehr, kein Status, kein gar nichts. Meine Tochter auch.“ Er räusperte sich, tief, als müsste er Tränen wegdrücken, die er nicht zeigen will. „Ist ja nicht so, dass ich nicht gewusst hätte, was passiert, wenn ich wieder betrunken anrufe. Hab ich ja schon zehnmal gemacht.“ Der Automatenspieler grinste schief. „Dann weißt du ja, was du falsch gemacht hast“, sagte er. „Du hättest ein elftes Mal warten sollen.“

Die Kellnerin schüttelte den Kopf. „Manchmal bewundere ich euch“, sagte sie. „Ihr schafft es, euch selbst in Stücke zu reißen und dann Witze drüber zu machen, bevor das Blut ganz

fließt.“ Der Wirt wischte in Zeitlupe den Tresen. „Was willst du denn, dass er macht?“, fragte er. „Sich hier hinstellen und heulen? Dann lachst du auch wieder.“ Sie sah auf das Trinkgeldglas. „Vielleicht wäre das einmal wenigstens ehrlich“, murmelte sie.

Reue sitzt bei uns meistens ganz hinten im Hals. Genau da, wo das Räuspern herkommt. Wenn einer den Fehler schon geschluckt hat, aber er ihm querliegt. Dann fängt er an zu kratzen, zu drücken, zu brennen. Und der Mund weiß nicht, ob er jetzt „Entschuldigung“ sagen oder „Scheiß drauf“ spucken soll. Meistens wird es irgendwas dazwischen. Sowas wie: „Ich war halt besoffen.“ Als wäre der Alkohol ein eigener Mensch, der nachts deinen Körper übernimmt und tagsüber nicht mehr erreichbar ist.

Der Kobold macht sich einen Spaß daraus, diese Momente zu dokumentieren. „Reue-Monolog, Version Harry“, flüstert er, während Harry wieder erklärt, dass er „eigentlich kein schlechter Vater“ sei. „Reue-Monolog, Version Heiner“, wenn der erzählt, dass er seinen Bruder seit Jahren nicht besucht hat. „Reue-Monolog, Version du“, wenn ich wieder anfange mit: „Ich hätt damals…“ und dann ins Glas gucke, als könnte ich darin die Zeit zurückdrehen.

Einmal, an einem Mittwoch, tauchte ein Mann im „Schlusslicht“ auf, den ich noch nie gesehen hatte, aber der eindeutig jemandem ähnelte, den ich kannte. Gleiche Nase, gleiche Stirn, nur die Augen wacher. Er setzte sich mit einem Abstand von zwei Hockern neben mich, bestellte Wasser. Wasser. Im „Schlusslicht“. Das hat schon fast was Aggressives. Die Kellnerin schaute ihn kurz prüfend an, der Wirt auch. „Ich such meinen Vater“, sagte der Mann, bevor einer was fragen konnte.

Es wurde still. Du merkst, wie still es in einer Kneipe wirklich ist, wenn plötzlich keiner mehr auf dem Stuhl rumrutscht, keiner mehr am Glas dreht, keiner hustet. Der Mann holte ein altes Foto aus der Jacke. Darauf ein Gesicht, verwaschen, jüngere Version eines Gesichts, das ich schwach kannte. Er hielt es dem Wirt hin. „Früher war er oft hier“, sagte er. „Zumindest hat meine Mutter das gesagt. Sie meinte, wenn ich ihn irgendwann finden will, soll ich hier fragen.“

Der Wirt nahm das Foto, sah es sich lang an. Dann schüttelte er den Kopf. „Tut mir leid“, sagte er. „Ich kenn ihn nicht. Vielleicht war er mal hier, bevor ich übernommen hab. Vielleicht war er in einer anderen Kneipe. Aber an den da kann ich mich nicht erinnern.“ Die Kellnerin beugte sich vor, sah hin, schüttelte ebenfalls den Kopf. „Sorry“, murmelte sie.

Der Mann nickte nur, als hätte er mit der Antwort genau so gerechnet. „Schon gut“, sagte er. „War nur eine Idee.“ Er nahm sein Wasser, trank einen Schluck, stand auf. „Ich guck noch in ein paar anderen Läden vorbei. Vielleicht hat er ja irgendwo doch Spur hinterlassen.“ Dann ging er. Keine Szene, kein Drama, nur eine Tür, die zuging. Und ein Foto, das noch kurz im Raum hängen blieb.

Der Kobold sah mir direkt in die Augen. „Merk dir das“, sagte er leise. „Das ist deine Zukunft in umgekehrt. Einer, der hier reinkommt und fragt nach dir – und keiner kann sich erinnern. Oder schlimmer: Sie können sich erinnern und sagen nichts.“ Ich spürte, wie mir heiß wurde, vom Magen hoch in den Kopf. Der Wirt legte das Foto kurz auf die Theke, bevor er es dem Mann hatte zurückgeben wollen. Ich sah es im Spiegel. Der Typ sah nicht besonders besonders aus. So wie wir alle mal aussahen.

„Der hatte Reue im ganzen Gesicht“, sagte die Kellnerin, nachdem der Mann weg war. „Nicht für sich, für seinen Alten.“ Harry räusperte sich. „Mein Sohn kommt hier hoffentlich nie

rein“, murmelte er. „Sonst muss ich ihm erklären, warum ich ihn lieber am Tresen gesucht hab als auf dem Spielplatz.“ Es war einer dieser Sätze, nach denen niemand was sagen wollte, weil alles, was käme, zu wenig wäre. Also rülpste Heiner leise, und irgendwer lachte zu schnell.

Der Kobold grinste traurig. „Das ist euer Problem“, meinte er. „Reue kommt immer zu spät oder an die falsche Adresse. Ihr sitzt hier und bereut Dinge vor Leuten, die nichts damit zu tun haben, und die, die es hören sollten, sind anderswo beschäftigt, sich zu fragen, warum sie euch nicht reichen.“ Ich wollte ihm widersprechen, aber ich hörte im selben Moment mein Handy in der Jackentasche vibrieren. Ich ließ es vibrieren. Dann aufhören. Dann wieder anfangen. Irgendwann wurde es still.

Später, als der Laden sich geleert hatte und der Wirt schon müde auf die Uhr sah, blieb ich noch sitzen. Die Kellnerin wischte ein letztes Mal den Tresen, räusperte sich, als wollte sie was sagen. „Du könntest sie zurückrufen“, sagte sie dann. Ich tat so, als wüsste ich nicht, wen sie meinte. „Wen?“, fragte ich. Sie sah mich an, als wäre ich durchsichtig. „Wen wohl“, sagte sie. „Die, bei denen deine Reue eigentlich hingehört.“

Ich nickte, sagte „mach ich“ und wusste im selben Moment, dass ich es wieder nicht tun würde. Der Kobold schüttelte den Kopf. „Zwischen Räuspern und Rülpsern bleibt bei dir nicht viel Platz für Taten“, sagte er. „Nur für gute Vorsätze und schlechte Ausreden.“ Ich nahm den letzten Schluck, schmeckte mehr Bitterkeit als Bier, und dachte: Vielleicht ist Reue nur ein Geräusch. Und bei uns geht sie im Rest des Lärms unter.

Es gibt Nächte, da kommst du nach Hause und der Lärm der Kneipe hängt dir noch im Kopf wie Rauch in der Jacke. Jede Stimme, jeder Spruch, jedes Räuspern klebt irgendwo an dir. Und zwischen all dem Lärm sitzt die Reue wie ein kleiner, sturer Knoten im Bauch, der sich weigert, sich zu lösen. Du stellst die Schuhe in den Flur, setzt dich an den Küchentisch, zündest dir eine letzte Kippe an und merkst, dass du den Mund aufmachen willst, ohne zu wissen, zu wem du eigentlich redest.

An so einem Abend saß ich da, der Aschenbecher voll, der Kopf auch, und der Kobold mir gegenüber auf der Tischkante. Kein Gelächter, keine Sprüche. Nur dieses seltsame Schweigen zwischen uns. „Na?“, sagte er schließlich. „Heute mal keine große Theorie? Kein ‚alle sind Schuld, nur ich nicht‘? Kein ‚früher war alles besser, weil ich weniger nachgedacht hab‘?“ Ich zog den Rauch tief in die Lunge, spürte das Brennen, und dachte: Scheiße, vielleicht hat er sich durch mich auch müde gequatscht.

„Ich hab das Gefühl, ich rede mein ganzes Leben lang nur um etwas herum“, sagte ich. „Um denselben Punkt, den ich nie treffe. Ich entschuldige mich nicht richtig, ich ändere nichts, ich dreh mich im Kreis.“ Der Kobold nickte. „Das ist ja das Faszinierende“, meinte er. „Du bist nicht stumpf. Du siehst alles ziemlich klar. Du könntest eine komplette Analyse schreiben über dein Scheitern. Aber sobald ein Absatz fertig ist, gehst du an den Tresen statt an die Arbeit.“

Ich lachte kurz, ohne Spaß. „Meinst du, Reue bringt überhaupt was?“, fragte ich. „Oder ist das nur so ein internes Programm, das abläuft, damit man sich nicht komplett wie ein Soziopath fühlt?“ Der Kobold dachte nach, was selten vorkam. „Reue ist wie ein Alarm“, sagte er dann. „Sie sagt dir: ‚Da stimmt was nicht.‘ Was ihr daraus macht, steht auf einem anderen Blatt. Ihr lasst den Alarm meistens so lange laufen, bis ihr ihn nicht mehr hört.“

Ich musste an Harrys blockierte Nummer denken, an den Typen, der seinen Vater gesucht hatte, an meine Tochter, deren Anrufe ich lieber ignoriert hatte als meinen Stolz runterzuschlucken. Ich dachte an all die halben Entschuldigungen, die ich losgelassen hatte, wenn ich schon zu betrunken war, um sie ernst zu meinen, und zu nüchtern, um sie als Ausrede durchgehen zu lassen. „Manchmal hab ich wirklich ein schlechtes Gewissen", sagte ich leise. „Und dann denk ich: Wenn ich es wirklich hätte, würde ich was tun. Und weil ich nichts tue, war es wohl doch nicht so schlimm."

Der Kobold zog die Nase kraus. „Du verwechselst Reue mit Action", meinte er. „Du glaubst, nur das zählt, was du danach machst. Aber es gibt noch eine andere Ebene: dass du zumindest nicht mehr so tust, als wäre alles in Ordnung. Das ist kein Happy End, aber besser als freiwillige Blindheit." Er lehnte sich zurück. „Du bist nicht stolz auf das, was du verbockt hast. Das ist schon mehr, als manche von sich behaupten können."

„Super", sagte ich. „Dann kann ich mir „nicht stolz" auf den Grabstein schreiben lassen." Ich stand auf, holte mir ein Glas Wasser, das ich nicht trinken wollte, stellte es hin, nur der Geste wegen. „Was soll ich denn machen?", fragte ich. „Anrufen? Briefe schreiben? In die Kneipe gehen und mich bei jedem entschuldigen, bei dem ich mal drüber war?" Der Kobold grinste. „Du fragst den Falschen", sagte er. „Ich lebe von euren Fehlern. Wenn du plötzlich alles regeln würdest, wäre ich arbeitslos."

Ich musste trotz allem lachen. „Du weißt schon, dass du ohne mich nicht existierst", sagte ich. „Wenn ich morgen nüchtern bleibe, bist du nur noch eine Erinnerung." Er zuckte mit den Schultern. „Mag sein", meinte er. „Aber ich mach mir da keine Sorgen. Du bist sehr konstant in deiner Inkonsequenz." Er sah mich an, ernst. „Reue ist übrigens nichts, was du archivierst. Die muss man frisch konsumieren. Alte Reue bringt nichts, die ist wie abgestandener Kaffee."

Ich dachte an all die Nächte, in denen ich mir vorgenommen hatte, „morgen ruf ich an" oder „morgen trink ich nichts" oder „morgen geh ich zum Arzt" oder „morgen fang ich an, was zu schreiben, das kein Bierdeckel ist". Und wie schnell der Morgen dann vom nächsten Abend aufgefressen wurde. Wie oft ich mir selbst irgendwas versprochen und es gebrochen hatte, ohne Zeuge, ohne Vertrag. Nur ich, meine Kippe und der Kobold, der mitgezählt hat.

„Vielleicht ist mein größter Fehler gar nicht, dass ich so viel verkackt hab", sagte ich irgendwann. „Vielleicht ist es, dass ich so selten wirklich gesagt hab: ‚Es tut mir leid.' Ohne Witz, ohne Spruch, ohne Schnaps hinterher." Der Kobold nickte langsam. „Das könnte sein", sagte er. „Und weißt du, was das Ironische ist? Du kannst das noch sagen. Nicht alles reparieren, nicht alles heilen, nicht alles rückgängig machen. Aber du könntest anfangen, Dinge zumindest nicht mehr schönzureden."

Ich sah ihn an, dann das Telefon auf dem Tisch, das stumm dalag, wie ein Tier, das schläft, aber jederzeit beißen kann. „Anfangen", murmelte ich. „Das sag ich ständig." Er grinste. „Stimmt", meinte er. „Aber meistens meinst du: „Anfangen zu trinken." Ich nahm das Handy in die Hand, nur um sein Gewicht zu spüren. Die Zahl von verpassten Anrufen war klein, aber schwer. Zwei verpasste Anrufe, drei ungeöffnete Nachrichten. Jede davon ein kleiner Brief der Realität.

Ich wählte nicht. Ich schrieb nicht. Ich saß da, sah auf den Bildschirm, bis er schwarz wurde. Der Kobold seufzte. „Na gut", sagte er. „Dann eben nicht heute." Er sprang vom Tisch, kletterte auf den Fensterrahmen und sah hinaus in die Nacht. „Weißt du, was das Schöne an

Reue ist?“, fragte er. „Sie kommt wieder. Morgen. Übermorgen. Nächste Woche. Solange, bis du entweder nichts mehr fühlst oder doch einmal nicht den einfachsten Weg gehst.“

„Und was ist, wenn sie irgendwann nicht mehr kommt?“, fragte ich. Er drehte sich um. „Dann bist du fertig“, sagte er. „Ganz fertig. Nicht körperlich, sondern innen. Dann bist du einer von denen, die hier am Tresen sitzen und nur noch über andere lachen. Ohne dass ihnen jemals kurz schlecht wird dabei.“ Ich dachte an ein paar Gesichter, die ich kannte, die tatsächlich so waren. Da war nichts mehr zwischen Räuspern und Rülpser. Keine Reue, nur Gewohnheit.

Ich legte das Handy wieder auf den Tisch, löschte die Kippe im Aschenbecher, trank das Wasser halb aus. Kein großer Sieg, nur ein paar Millimeter Abstand zu dem, was ich sonst gemacht hätte. „Das reicht dir doch nicht“, sagte der Kobold. „Mir schon“, antwortete ich. „Für heute.“

Im Bett, später, hörte ich noch die Nachbarn über mir gehen, ein Auto in der Straße, eine Tür, die ins Schloss fiel. Kleine Geräusche aus anderen Leben. Meine eigene Reue summte leise im Hintergrund, nicht laut genug, um mich wachzuhalten, nicht leise genug, um zu verschwinden. Ich drehte mich auf die Seite, schloss die Augen, und der Kobold setzte sich irgendwo in meinen Kopf wie ein schlecht gelaunter Nachtwächter.

„Zwischen Räuspern und Rülpser“, hörte ich ihn sagen, kurz bevor ich einschlief, „da ist ein schmaler Streifen, auf dem man aufrecht gehen könnte. Du stolperst da jede Nacht drüber. Vielleicht bleibst du ja irgendwann mal stehen.“ Ich sagte nichts mehr. Vielleicht aus Trotz. Vielleicht aus Müdigkeit. Vielleicht, weil ich wusste, dass morgen wieder dieselben Geräusche auf mich warten würden: ein Räuspern, ein Rülpser – und die Reue, die sich dazwischen drängelt und hofft, diesmal nicht ganz unterzugehen.

Kapitel 22 – Der Stammtisch der Gescheiterten

Der Tisch hinten links im „Schlusslicht“ war nie offiziell als Stammtisch gekennzeichnet. Kein geschnitztes Schild, keine Messingplatte mit „Reserviert“, kein Wimpel von irgendeinem Verein. Es war einfach nur der Tisch, den sonst keiner haben wollte. Zu nah an der Kloschneise, zu weit weg von der Tür, zu wenig Licht. Ein toter Winkel des Ladens. Genau deshalb wurde er unser Platz. Wenn du lange genug nicht gesehen werden willst, landest du irgendwann da hinten. Und wenn du lange genug da hinten sitzt, wirst du Stammgast, ob du willst oder nicht.

Der Wirt hat ihn irgendwann „unseren runden Tisch“ genannt, obwohl er eckig war. Vielleicht, weil „rund“ besser zu dem passte, was sich da abspielte: dieselben Gesichter, dieselben Sätze, immer im Kreis. Heiner, Harry, der Automatenspieler, Manni, manchmal noch ein paar Durchreisende, die sich aus Versehen dazusetzen und nach zwei Abenden merken, dass das hier nicht nur Bier ist, sondern ein Abo auf Abgesänge. Und ich. Ich sitze da, als wäre ich nur der Beobachter, aber der Kobold lacht sich jedes Mal kaputt, wenn ich mir das einrede.

„Willkommen beim Stammtisch der Gescheiterten“, sagt er oft, wenn ich mich setze. „Ein exklusiver Klub ohne Beitrag und ohne Hoffnung. Einzige Aufnahmebedingung: Du musst dein Leben irgendwann konsequent in die falsche Richtung gelenkt haben. Der Rest ergibt

sich.“ Er läuft auf der Tischplatte hin und her, springt über Bierdeckel, balanciert auf Zigarettenschachteln, als wären das Trophäen. Für ihn sind wir eine Art Dauerausstellung: gescheiterte Pläne, geplatzte Träume, ausgenüchterte Ideale.

An dem Abend, an den ich mich besonders erinnere, war der Tisch voller als sonst. Es war Monatsanfang, der Tag, an dem das Geld kurz so tut, als wäre es genug. Dann kommen sie alle. Heiner saß schon da, die Ellenbogen aufgestützt, als müsste er seinen Kopf festhalten, damit er nicht runterfällt. Harry war in Redelaune, dieses gefährliche Stadium zwischen „lustig“ und „unerträglich“. Der Automatenspieler hatte das seltene Kunststück geschafft, zweimal hintereinander zu gewinnen, und glaubte schon wieder, das sei eine Art Zeichen. Manni war müder als sonst, was hieß, dass er aussah, als wäre er von einem müden LKW überfahren worden.

„Also gut, meine Herren“, eröffnete Harry, nachdem das erste Bier halb weg war. „Heute reden wir mal über Erfolge.“ Heiner rülpste leise, so etwas wie Hohn. „Falscher Tisch“, sagte er. „Die sind da vorne, wo die Jüngeren sitzen und glauben, sie hätten noch was vor sich.“ Der Automatenspieler kicherte. „Unsere Erfolge“, sagte er, „zählen rückwärts. Wir sind stolz auf alles, was wir nicht komplett verkackt haben.“

Der Kobold setzte sich mitten in unsere Runde, direkt auf den versifften Bierdeckel, der seit Wochen nicht ausgetauscht worden war. „Fangen wir mit einer Vorstellungsrunde an“, schlug er vor. „Name, Alter, wie viel du mal vorhattest und was draus geworden ist.“ Ich verdrehte die Augen. „Wir sind nicht in der Therapiegruppe“, murmelte ich. „Doch“, grinste er. „Nur ohne Therapeut. Und ohne Therapie.“

Heiner nahm einen tiefen Zug und setzte an. „Ich fang an“, sagte er. „Ich bin Heiner, ich bin zu alt für den Scheiß, ich war mal Bäcker. Hatte meinen Meister fast in der Tasche. Dann hab ich beschlossen, dass ich kein Bock hab, jeden Morgen um vier aufzustehen, hab mich auf Feiertage gesoffen und mir irgendwann gedacht: Die Welt braucht keine Brötchen, wenn ich nicht ausgeschlafen bin.“ Er lachte selbst kurz, aber da war nichts Fröhliches mehr drin. „Heute back ich höchstens noch Ausreden.“

Harry klatschte langsam. „Ich bin Harry, ehemaliger Hilfsarbeiter, gescheiterter Familienvater, Hobby-Feigling“, erklärte er. „Ich hab mal geglaubt, ich würde anders sein als mein Alter. Der hat auch lieber gesoffen als sich um uns zu kümmern. Hab mir geschworen, ich mach’s besser. Heute erzähl ich meinen Kids dieselben Sprüche, die er mir erzählt hat. Nur mit anderen Schimpfwörtern.“ Er hob sein Glas. „Auf die genetische Weitergabe von Scheiße.“

Der Automatenspieler ließ den Stuhl auf zwei Beinen wippen. „Ich bin der Idiot, der dachte, Mathe wäre seine Superkraft“, sagte er. „Hab immer gut rechnen können. Dachte, damit kann ich das Glück bescheißen. Heute kann ich sehr genau ausrechnen, wie viel ich verloren hab. In Zahlen, in Jahren, in Beziehungen. Grobe Schätzung: zu viel.“ Er grinste schief. „Aber hey, mein Kopf funktioniert noch, wenigstens da hab ich nicht alles verspielt.“

Manni meinte erst, er mache nicht mit. Dann trank er sein Bier halb leer und resignierte. „Ich bin Manni“, knurrte er. „Ich wollte irgendwann mal ein ruhiges Leben, ’nen kleinen Garten, meine Ruhe. Stattdessen hab ich Lärm im Kopf, Schulden auf dem Konto und wohne in einer Wohnung, in der die Nachbarn mich hassen, weil ich ständig besoffen durchs Treppenhaus wanke. Wenn das ein Plan war, hab ich ihn nicht geschrieben.“

Alle lachten irgendwie, so wie man lacht, wenn einer einen Witz erzählt, der ein bisschen zu nah an der Wahrheit liegt. Der Kobold sah mich an. „Na los“, sagte er. „Deine Reihe.“ Ich hob die Schultern, nahm mir Zeit, als müsste ich meine eigene Biographie erstmal googeln. „Ich bin der Typ, der sein ganzes Leben lang dachte, er wäre für was Besseres bestimmt, ohne jemals rauszufinden, was genau. Und je länger ich gewartet hab, desto kleiner wurde das, was ich hätte machen können. Heute krieg ich nicht mal den Papierkram auf die Reihe. Aber ich kann gut sitzen.“

„Und saufen“, ergänzte Harry. „Und anderen sagen, was sie falsch machen.“ Ich nickte. „Ja“, sagte ich. „Das ist wohl mein Haupttalent.“ Wir stießen an, jeder mit seinem Glas, und für einen Moment hatten wir so etwas wie ein Manifest: Wir, der Stammtisch der Gescheiterten, erheben unsere Gläser auf all die Sachen, die wir nie zu Ende gebracht haben.

Das Ding ist: Keiner von uns ist wirklich überrascht, wo er gelandet ist. Wenn du ehrlich bist, siehst du die Kurve schon, wenn sie anfängt. Du merkst, dass du nicht so pflichtbewusst bist wie die anderen, nicht so belastbar, nicht so ambitioniert. Du merkst, dass du lieber Feierabend machst, bevor die Arbeit angefangen hat. Du merkst, dass du Streit vermeidest, indem du einfach nicht mehr auftauchst. Wir alle haben diese Hinweise bekommen. Wir alle haben sie ignoriert.

Der Kobold deutete auf unsere Runde. „Ihr seid wie eine Sammlung abgebrochener Versuchsreihen“, sagte er. „Beziehungen, Jobs, Therapien, Entzüge, Projekte – alles mal angefangen, nie langfristig durchgezogen. Aber ihr seid konsequent in eurem Abbruch. Das muss man auch erstmal schaffen.“ Heiner warf ihm einen Bierdeckel durch die Luft, natürlich erfolglos. „Halt deinen Koboldmaul“, knurrte er. „Du zahlst hier nicht, du kommentierst nur.“

Ich dachte an die anderen Tische. Da saßen manchmal Leute, die nur einmal die Woche kamen, sich zwei Bier gönnten, ein bisschen vom Job erzählten, vom Wochenende, von den Kindern. Sie hatten Stress, klar, aber sie hatten sowas wie Abläufe. Wir saßen hinten und hatten nur noch Abläufe, aber keine Inhalte mehr. Aufstehen, rauchen, saufen, jammern, heim, bereuen, weitermachen. Wenn sich unser Leben im Fernsehen abspielen würde, würde jeder nach zwei Folgen umschalten, weil nichts passiert.

„Wir könnten auch Schach spielen oder Karten“, warf Manni irgendwann in die Runde. „Irgendwas, das unsere Hirne beschäftigt, bevor sie endgültig abdanken.“ Harry grinste. „Und du willst dann verlieren?“, fragte er. „Wir verlieren doch schon den ganzen Tag. Lass uns wenigstens am Tisch nicht auch noch Rekorde brechen.“ Der Automatenspieler zuckte mit den Schultern. „Wir spielen doch längst“, sagte er. „Nur keine Spiele, die einer gewinnen kann.“

Der Kobold nickte. „Das hier ist euer Wettbewerb: Wer hat den besten Absturz hingelegt, ohne ganz unten anzukommen. Wer hat das meiste verspielt, ohne auf der Straße zu landen. Wer hat das meiste verloren, ohne zuzugeben, dass es weg ist.“ Er sah uns der Reihe nach an. „Und das Lustige ist: Keiner von euch will den Pokal. Aber keiner steht auf und geht.“

Es gab so einen Moment, als ich mich kurz fragte, wie dieser Tisch wohl von außen aussieht. Wenn einer reinkommt, frisch, neugierig, und nach hinten blickt. Er sieht fünf Typen, die aussehen, als hätte man sie aus verschiedenen Jahrzehnten zusammengesetzt und in denselben Raum gestellt. Alle mit Geschichten, die sie nicht mehr erzählen wollen, weil sie sie zu oft erzählt haben. Alle mit Gesichtern, die schon bei der Begrüßung sagen: „Verpass uns. Mach

einen Bogen um uns.“ Und trotzdem setzen sich immer wieder welche dazu. Kurz. Dann nie wieder.

Der Wirt sagt manchmal: „Ihr seid mein Barometer. Solange ihr noch lacht, ist der Laden nicht ganz tot.“ Ich weiß nicht, ob das ein Kompliment ist oder eine Diagnose. Der Kobold lacht darüber. „Ihr seid der Bodensatz“, sagt er, „aber auch der Geschmack. Ohne euch wäre das Schlusslicht nur eine weitere Kneipe mit Leuten, die glauben, sie hätten das noch im Griff.“ Vielleicht stimmt das. Vielleicht sind wir die, an denen man ablesen kann, wie weit es kommen kann, wenn man zu lange „Morgen“ sagt.

An diesem Abend jedenfalls hingen wir an unserem Tisch wie immer. Der Rauch stand über uns, das Bier stand vor uns, die Reue saß zwischen uns. Wir nannten uns nicht „gescheitert“, wenn einer Neues von seiner letzten Pleite erzählte. Wir sagten nur: „Komm, setz dich. Erzähl.“ Und der Kobold setzte sich dazu und machte sich Notizen, unsichtbar, aber gründlich.

Der Stammtisch hatte seine eigenen Regeln, auch wenn wir sie nie aufgeschrieben haben. Die erste: Du darfst jammern, so viel du willst, solange du andere auch jammern lässt. Keiner hat das Monopol auf Elend. Die zweite: Du darfst ehrlich sein, aber nicht zu lange am Stück. Ehrlichkeit ist hier drinnen wie harter Schnaps – ein, zwei Shots vielleicht, dann wieder Bier drüber, sonst kippt einer. Die dritte: Du machst dich über dich selbst lustig, bevor es die anderen tun. So rettest du, was an Würde noch übrig ist.

„Regel vier“, ergänzte der Kobold mal, „du musst wenigstens einmal pro Abend einen Satz sagen, der zeigt, dass du kapiert hast, wie im Arsch du bist. Sonst gehörst du nicht richtig dazu.“ Ich sagte ihm, er soll sich seine Regeln sonstwohin stecken, aber ich wusste, dass er recht hat. Es gibt hier keinen Platz für „eigentlich ist alles ganz okay“. Wer das behauptet, hält es nicht lange bei uns aus.

An einem dieser Abende kam ein Neuer dazu. Er war schon ein paar Mal im „Schlusslicht“ gewesen, hatte bisher vorne an der Theke gesessen, brav sein Bier getrunken, freundlich genickt, bezahlt, gegangen. Zu jung für uns, dachte ich. Irgendwas mit Anfang Dreißig, vielleicht Mitte. Zu gute Zähne, zu wenig Falten, Jacke ohne Brandloch. Aber heute trieb es ihn nach hinten. Vielleicht war vorne kein Platz mehr. Vielleicht hatte er einfach keinen Bock, immer nur aus der Ferne zu gucken.

„Ist hier frei?“, fragte er, deutete auf den letzten Stuhl am Tisch. Heiner zuckte die Schultern. „Kommt drauf an“, sagte er. „Wir sind hier so ein exklusiver Club für Leute, die’s verkackt haben.“ Der Neue grinste. „Dann sitz ich richtig“, sagte er. „Ich hab die Aufnahmeprüfung schon hinter mir.“ Der Kobold war sofort Feuer und Flamme. „Aha“, flüsterte er. „Frischfleisch fürs Elendsbuffet.“

Der Neue bestellte ein Bier, stellte es vor sich hin, ohne gleich anzusetzen. Das ist hier ein Zeichen dafür, dass einer was sagen will, bevor er sich betäubt. „Ich bin Timo“, stellte er sich vor. „Ich bin Alkoholiker, Spielsüchtiger, arbeitslos, frisch getrennt und hab vor drei Wochen erfahren, dass ich Vater werde. Reicht das für eure Runde?“ Es wurde kurz still, dann sagte Harry: „Du bist überqualifiziert.“

Wir lachten, aber da war Respekt drin. Nicht für seine „Leistungen“, sondern für die Art, wie er es auf den Tisch knallte. Ohne Umwege, ohne Humor-Hülle. Der Kobold nickte anerkennend. „Der überspringt Stufe eins und zwei“, kommentierte er. „Der kommt direkt bei

der Reue an.“ Heiner prostete ihm zu. „Willkommen im Club“, sagte er. „Setz dich, erzähl. Wir haben Zeit, wir gehen eh nicht mehr weg.“

Timo fing an, zu erzählen. Nicht von allem – niemand holt gleich am ersten Abend die ganze Scheiße aus dem Keller –, aber von genug. Dass er seinen Job verloren hatte, weil er öfter krankgemeldet als erschienen war. Dass er geglaubt hatte, Gewinnchancen wären ein Plan. Dass er seine Freundin so lange angelogen hatte, bis sie die Schnauze voll hatte und ging. Dass sie ihm eine Nachricht geschrieben hatte: „Ich bin schwanger, aber ich will das ohne dich durchziehen.“ Und dass er seitdem nicht mehr wusste, ob er um sie, um das Kind oder um sich selbst trauern sollte.

„Ich komm hierher“, sagte er, „weil ich das Gefühl hab, dass ihr wenigstens versteht, was es heißt, alles falsch zu machen und trotzdem weiter aufzulaufen.“ Der Automatenspieler nickte. „Da bist du richtig“, sagte er. „Wir sind Experten im Weiterlaufen mit kaputten Schuhen.“ Harry kratzte sich am Bart. „Und was willst du jetzt?“, fragte er. „Trinken, bis du nichts mehr fühlst? Oder hoffen, dass du irgendwann nüchtern genug bist, um irgendwas zu retten?“

Timo lachte kurz, bitter. „Ich weiß es nicht“, sagte er. „Heute will ich nur nicht allein sein.“ Das war ehrlich. Wir verstanden das. Der Stammtisch der Gescheiterten ist kein Ort, an dem jemand Lösungen verteilt. Hier kriegst du höchstens eine bessere Formulierung für dein Problem. Manchmal hilft das schon, weil du merkst, dass dein Mist sich reimt auf den Mist der anderen.

Der Kobold sprang auf Timos Glas. „Du bist jung“, sagte er – nur zu ihm, nur in seinem Kopf, vermute ich. „Du hast noch Chancen, was anders zu machen. Du könntest jetzt den großen Dreh kriegen, Reha, Therapie, neue Stadt, sonstwas. Oder du bleibst hier sitzen, bis du aussiehst wie die da.“ Er deutete auf uns, der Reihe nach. „Das hier sind deine Zukunftsmodelle.“

Ich beobachtete Timo. Wie er unser Gelächter einordnete, wie er sich in den Stuhl sinken ließ, wie er gleichzeitig hoffte, dazuzugehören und nicht so zu werden wie wir. Das ist der Witz: Viele kommen hierher, weil sie sich schlimmer fühlen wollen, als sie sind, um sich dann einreden zu können, es wäre noch nicht so weit. „So kaputt wie die bin ich nicht“, sagen sie sich. Das gibt ihnen einen komischen Trost. So lange, bis sie merken, dass sie die gleiche Richtung eingeschlagen haben.

„Weißt du“, sagte Heiner irgendwann zu ihm, „hier am Tisch sitzen nicht nur Versager. Hier sitzen auch Leute, die es immerhin versucht haben. Wir sind nicht einfach so aus dem Bauch unserer Mütter direkt auf den Barhocker gefallen. Wir haben zwischendurch ein paar Runden gedreht. Jobs gehabt, Frauen geliebt, Kinder gezeugt, Ärger bekommen, Glück verspielt. Wir sind nicht nichts. Wir sind nur nicht das, was wir mal hätten sein können.“ Timo nickte, langsam.

Harry ergänzte: „Das Problem ist nicht, dass wir gescheitert sind. Das Problem ist, dass wir uns an die Rolle gewöhnt haben. Du bist noch nicht so weit. Du denkst noch, du könntest was drehen. Wir hier hinten…“ Er sah in die Runde. „…wir haben uns mit der Aussicht ans Fenster gesetzt. Wir kommentieren nur noch.“ Der Kobold lachte. „Endlich sagt es mal einer von euch selbst“, meinte er. „Ich fühl mich entlastet.“

Die Kellnerin kam vorbei, stellte eine neue Runde auf den Tisch, warf einen kurzen Blick auf Timo. „Der ist neu“, sagte sie. „Den versucht ihr hoffentlich nicht zu adoptieren.“ Heiner

grinste. „Der ist schon volljährig“, entgegnete er. „Der ist freiwillig hier. Wir haben nur klargemacht, dass es keine Rückgabegarantie gibt.“ Sie schnaubte. „Manchmal denke ich, ich sollte hier einen Bewerbungstisch aufmachen: ‚Stammtisch der Gescheiterten – Aufnahme nur nach Vorgespräch.‘“ Der Wirt rief von der Theke: „Dann musst du aber auch die ablehnen, die noch eine Chance haben.“

Timo hörte sich das alles an, schwieg eine Weile, dann sagte er: „Wisst ihr, was das Schlimmste ist? Ich weiß genau, was ich machen müsste. Einen Entzug, ’ne Schuldnerberatung, einen Job suchen, zumindest versuchen, nicht komplett den Anschluss zu verlieren. Ich weiß das alles. Aber wenn ich morgens aufwache, ist alles in mir so schwer, dass ich froh bin, wenn ich mir nur die Zähne putze.“ Er zuckte mit den Schultern. „Und dann sitz ich hier.“

Eine seltsame Solidarität legte sich über den Tisch. Nicht das „wir schaffen das“-Gelaber von Selbsthilfegruppenplakaten. Sondern dieses stille „Ja, kennen wir“-Ding. Reue hängt bei uns nicht an großen Gesten. Sie sitzt in den Sätzen, die nach einem Räuspern kommen und vor einem Schluck enden. Der Kobold sah einmal in die Runde, dann sagte er fast sanft: „Es gibt zwei Arten von Gescheiterten. Die, die so tun, als hätten sie alles im Griff und sich fragen, warum keiner ihnen glaubt. Und die, die zugeben, dass sie es nicht mehr schaffen und sich trotzdem nicht aus dem Leben schleichen. Ihr seid die zweite Sorte.“

„Ist das jetzt ein Kompliment?“, fragte ich. Er grinste. „Nenn es, wie du willst“, sagte er. „Aber ihr seid noch da. Und ihr wisst, dass ihr verloren habt. Das ist mehr, als viele behaupten können.“ Heiner hob sein Glas. „Auf uns“, sagte er. „Auf den Stammtisch der Gescheiterten. Mögen wir wenigstens in Ruhe scheitern dürfen.“ Wir tranken. Nicht aus Stolz. Aus Gewohnheit.

Mit der Zeit begann ich zu merken, dass der Stammtisch nicht nur ein Ort war, an dem wir unsere Niederlagen verwalteten, sondern auch eine Art schief gelaufene Universität. Jeder hatte sein Spezialgebiet im Versagen, und wenn du aufpasst, lernst du eine Menge darüber, wie man Dinge gründlich in den Sand setzt. Es war Nachhilfe in Lebensvermeidung.

Heiner war der Experte für „verpasste Chancen in der Arbeitswelt“. Er konnte dir detailgetreu erzählen, wie man einen Job nach dem anderen so halb macht, dass niemand dich sofort rauswirft, aber auch niemand auf die Idee kommt, dir Verantwortung zu geben. „Du musst immer genau so viel tun, dass sie dich nicht ersetzen wollen“, erklärte er mal. „Aber nie so viel, dass sie auf dich angewiesen sind. Dann können sie dich auch nicht enttäuschen, wenn sie dich fallen lassen.“ Der Kobold kommentierte: „Masterclass in prophylaktischer Enttäuschung.“

Harry war Fachmann für Familiendramen. Er kannte alle Stufen: die anfängliche Begeisterung, das „wir schaffen das“, die ersten Risse, die unausgesprochenen Vorwürfe, die falschen Versprechen, die Weinattacken, die Brüllereien, die Nachtanrufe, die geprügelten Türen. Er konnte dir für jede Phase sagen, an welchem Punkt er hätte abbremsen müssen – und wie er stattdessen Gas gegeben hat. „Ich weiß genau, wann ich zu weit war“, sagte er mal. „Immer etwa zwei Sätze später als ich denken konnte.“

Der Automatenspieler war unser Mathematiker des Untergangs. Er rechnete gern aus, wie sich ein Fehler über Jahre aufaddiert. „Wenn ich mit zwanzig aufgehört hätte, Geld in Automaten zu stecken“, sagte er, „hätte ich heute vielleicht ein Auto, eine Wohnung mit Balkon, eine andere Leber. So hab ich ein Kundenkonto in jeder Spielothek und den Blick

von Kassiererinnen, die sich denken: ‚Nicht der schon wieder.'" Der Kobold schrieb unsichtbare Formeln in die Luft. „Summe aus Hoffnung, Dummheit und schlechtem Timing", erklärte er. „Ergebnis: ihr."

Manni war der Mann für allgemeine Lebenserschöpfung. Der konnte dir erklären, wie man sich so lange „nur ausruht", bis das Leben an dir vorbeigelaufen ist. „Ich hab nie bewusst entschieden: ‚Ich mach nichts mehr'", sagte er. „Ich hab nur immer gedacht: ‚Ich mach es morgen.' Und irgendwann waren so viele Morgens rum, dass ich nicht mehr wusste, wo ich anfangen soll. Also hab ich gar nicht mehr angefangen." Er war die personifizierte Snooze-Taste. Wenn er sprach, hörte es sich immer an, als habe er gerade eine Gelegenheit weggedrückt.

Und ich? Ich war der, der gut erklären konnte, warum das alles so gekommen war, ohne dass deswegen irgendwas anders wurde. Ich hatte Wörter dafür. Ich konnte Zusammenhänge sehen, Muster, Wiederholungen. Ich hätte aus unseren Geschichten ein Buch machen können, wenn ich irgendwann mal den Stift länger in der Hand gehalten hätte als die Flasche. Der Kobold bezeichnete mich als „Sprachrohr der Nutzlosigkeit". „Du kannst alles benennen", sagte er, „aber du kannst nichts bewegen."

Eines Abends, als wir wieder unsere Fächer durchgingen – Arbeitslosigkeit, gescheiterte Beziehungen, Schulden, Gesundheit im Eimer –, fragte Timo plötzlich: „Gibt es hier irgendwas, worauf ihr stolz seid?" Es wurde still. Der Wirt stellte uns gerade eine Runde hin, blieb stehen. Die Kellnerin lehnte sich kurz an den Türrahmen. Selbst der Automatenspieler hörte kurz auf, die Lichter hinten anzustarren. Das war keine typische Stammtischfrage. Die war zu direkt, zu sehr aus einer anderen Liga.

Heiner räusperte sich. „Ich hab meinem Neffen mal bei den Hausaufgaben geholfen", sagte er nach einer Weile. „Mathe. Der hat's gecheckt. Hat danach bessere Arbeiten geschrieben." Er zog die Schultern hoch. „Erzähl ich nicht oft. Passt nicht zu meinem Image." Harry dachte nach. „Ich war einmal nüchtern, als mein Sohn ins Krankenhaus musste", murmelte er. „Hab ihn hingefahren, hab beim Arzt aufgepasst, hab die Medikamente aus der Apotheke geholt. War alles nicht heroisch. Aber ich hab's nicht verkackt. Da bin ich froh drum."

Der Automatenspieler starrte in sein Glas. „Ich hab meiner Mutter irgendwann gesagt, dass ich nicht bei ihr einziehen will, als sie alleine war", sagte er leise. „Nicht, weil ich keine Lust hatte. Sondern weil ich wusste, dass ich ihr alles klaue, was sie noch an Vertrauen in Menschen hat. Hab ihr geholfen, eine andere Lösung zu finden. Pflege, Nachbarin, Kram. Das war das Vernünftigste, was ich in den letzten zehn Jahren gemacht hab." Er sah uns an, fast trotzig. „Stolz ist vielleicht zu viel gesagt. Aber ich bin froh, dass ich das nicht auch noch zerstört hab."

Manni überlegte lange. „Ich hab nie ein Tier schlecht behandelt", sagte er schließlich. „Klingt lächerlich, ist aber so. Ich hab Frauen enttäuscht, Leute angelogen, mir selber ins Knie geschossen. Aber wenn ich betrunken war und da war irgendwo ein Hund oder eine Katze, war ich immer vorsichtig. Hab nie getreten, nie geschrien, nie irgendwas Gemeines gemacht. Die konnten nichts dafür. Das war mir wichtig." Der Kobold lächelte schief. „Der Mann der Tiere", murmelte er. „Noah ohne Arche."

Alle sahen dann mich an. Ich starrte erst auf meine Hände, weil ich mich schämte, überhaupt drüber nachzudenken. Stolz war ein Wort, das sich wie ein Anzug anfühlte, der mir nicht passt. „Ich weiß es nicht", sagte ich. „Vielleicht, dass ich noch da bin. Dass ich mich nicht

komplett rausgenommen hab. Dass ich mich noch frage, ob ich stolz sein darf oder nicht. Viele hier drin sind schon einen Schritt weiter. Die fragen gar nichts mehr."

Der Kobold nickte langsam. „Das ist dein Mini-Ruhm", sagte er. „Du hast dich noch nicht komplett betäubt. Du spürst noch genug, um dich über dich selbst aufzuregen. Das ist unangenehm, aber auch der einzige Grund, warum ich mir die Mühe mache, bei dir zu bleiben." Er sprang auf den Tisch, ging einmal unsere Runde entlang, klopfte uns nacheinander auf die imaginäre Schulter. „Stammtisch der Gescheiterten, ja. Aber nicht der Leichen. Noch nicht."

Der Wirt stellte das letzte Glas ab, blieb kurz stehen. „Wenn ihr wüsstet, wie viele hier saßen, bevor ihr da wart", sagte er. „Leute, die genauso gelacht haben wie ihr, genauso gejammert, genauso große Sprüche gemacht. Manche sind weggezogen, manche haben's wirklich gepackt, manche sind einfach nur verschwunden. Von manchen hab ich später gehört, dass sie unter der Erde sind. Ihr seid nicht die ersten Gescheiterten hier. Aber ihr seid die, die hier noch auftauchen."

Die Kellnerin sah von der Seite zu uns rüber. „Ihr seid nicht nur gescheitert", sagte sie. „Ihr seid auch treu. Ihr kommt wieder. Da draußen gibt's genug Leute, die alles richtig machen, aber keiner erinnert sich an sie. An euch erinnert man sich. Auch wenn's manchmal nervt." Sie hob ihr Glas Wasser in unsere Richtung. „Auf euch", sagte sie. „Auf die, die's verkackt haben und trotzdem Trinkgeld geben."

Wir lachten, wir prosteten, wir tranken. Und irgendwo zwischen dem nächsten Räuspern, dem nächsten Rülpser und dem nächsten schlechten Witz spürte ich einen kurzen, absurden Stolz. Nicht auf das, was ich aus meinem Leben gemacht hatte. Sondern darauf, dass ich mich mit diesem Haufen hier an denselben Tisch setzte, Nacht für Nacht, und nicht so tat, als wären wir etwas anderes, als wir sind.

Der Kobold setzte sich auf meine Schulter und flüsterte: „Weißt du, was das eigentlich ist? Kein Stammtisch der Gescheiterten. Das ist ein Notausgang ohne Tür. Ihr hockt davor und raucht. Vielleicht geht irgendwann einer durch, vielleicht keiner. Aber ihr sitzt nicht allein im Flur." Ich nickte. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass dieser Tisch nicht nur ein Endpunkt war. Vielleicht auch eine letzte Kreuzung.

Es war spät, als wir aufbrachen. Einer nach dem anderen, in unsere kleinen Wohnungen, unsere vollen Aschenbecher, unsere ungeöffneten Briefe. Wir verabschiedeten uns mit denselben Sprüchen wie immer. „Bis morgen." „Mach keinen Scheiß." „Pass auf dich auf." Keiner glaubte so richtig dran. Aber wir sagten es trotzdem. Und ich wusste: Morgen würden wir wieder da hinten sitzen, im toten Winkel des „Schlusslichts". Der Stammtisch der Gescheiterten. Und irgendwie war das, so verdreht es klingt, besser als gar kein Tisch.

Kapitel 23 – Wenn der Morgen dich im Stehen erwischt

Es gibt Nächte, die gehen nicht zu Ende, sie werden einfach nur heller. Kein richtiger Abschluss, kein „Schluss jetzt“, keine letzte Runde, in der einer ans Glas klopft und die Realität kurz durchs Fenster guckt. Du trinkst, du rauchst, du redest, du schweigst, und irgendwann merkst du, dass der Morgen nicht darauf wartet, dass du schlafen gehst. Er erwischt dich da, wo du gerade bist. Im Stehen. Mit Kippe in der Hand, halb leerem Glas und einem Körper, der schon seit Stunden „Stop“ ruft, während dein Kopf noch „Weiter“ murmelt.

Es war eine von diesen Nächten, in denen keiner von uns den Absprung geschafft hat. Erst war es nur ein normaler Abend im „Schlusslicht“, halb voll, halb laut, halb schlimm. Dann wurde es später, die Hälfte ging nach Hause, die andere Hälfte blieb aus Prinzip. Wir gehörten wie immer zur zweiten Hälfte. Die Musik aus der Küche war zu leise, um sie zu erkennen, aber laut genug, um uns das Gefühl zu geben, dass noch was läuft. Der Wirt war längst in diesem Modus, in dem er nichts mehr sagt, was nicht unbedingt nötig ist. Die Kellnerin bewegte sich automatisiert, Gläser holen, Gläser bringen, ab und zu ein Spruch, der wie eine abgenutzte Münze klang.

Ich hatte den Punkt verpasst, an dem ich hätte aufstehen und zahlen können, ohne mir lächerlich vorzukommen. Es gibt immer so ein Zeitfenster, in dem du noch sagen kannst: „War nett, ich geh dann mal.“ Wenn du drüber bist, bleibst du automatisch hängen, bis der Laden dicht macht. Danach ist alles egal. Danach bist du sowieso zu weit weg von jeder Art von Vernunft. Der Kobold wusste das. „Du bist über die unsichtbare Linie gegangen“, sagte er, als ich mir den dritten Schnaps nach Mitternacht reinkippte. „Ab hier ist es Bonusmaterial. Und das Bonusmaterial ist immer das Peinlichste.“

Wir quatschten über nichts mehr. Die Gespräche hatten dieses Stadium erreicht, in dem sich Sätze wiederholen, als hätte einer eine alte Kassette eingelegt. Harry erzählte zum fünften Mal, wie sein Chef ihn damals „vollkommen unterschätzt“ hat. Heiner philosophierte darüber, dass Frühstück überschätzt sei, weil man eh nur etwas esse, um den Alkohol zu binden. Der Automatenspieler war längst wieder pleite, blieb aber sitzen, weil er im „Schlusslicht“ wenigstens nur Geld verlor und nicht auch noch Selbstachtung. Manni nickte abwechselnd ein und wachte wieder auf, sobald ein neues Glas auf den Tisch gestellt wurde.

Irgendwann war die Uhr irrelevant. Wir hatten alle unsere Handys ignoriert, die Uhr an der Wand war stehen geblieben, nachdem irgendein Betrunkener vor Monaten eine Kippe dagegen geschnipst hatte. Zeit war nur noch: vor dem nächsten Bier, nach dem letzten Schnaps, kurz vorm Kippen, endgültig drüber. Ich merkte nur, dass die Luft anders wurde. Nicht mehr diese schwere Nachtluft, sondern so eine dünne, frühe, die durch den Türspalt kroch, wenn einer mal rauchen ging und die Tür nicht richtig hinter sich zu zog.

Der Kobold war bestens gelaunt. „Nacht ohne Bremse“, jubelte er. „Du weißt, was das heißt: Der Morgen muss dich suchen kommen. Und ich liebe es, wenn er dich findet wie eine herrenlose Tonne in der Einfahrt.“ Er sprang auf die Rückenlehne meines Stuhls, ließ die Beine baumeln und beobachtete, wie meine Hände unsicherer wurden. Das Feuerzeug fiel mir zweimal runter, die Kippe glühte bis zum Filter, bevor ich sie ausdrückte, das Glas fand den Weg zum Mund nicht mehr so elegant wie zu Beginn des Abends.

Die Kellnerin fing an, aufzuräumen, ohne es „Feierabend“ zu nennen. Stühle hoch, wo keiner mehr saß, Aschenbecher leeren, da, wo nur noch kalte Kippen lagen. „Letzte Runde“, sagte der Wirt irgendwann, mehr aus Anstand als aus Überzeugung. Wir nickten, bestellten trotzdem noch eine. „Letzte Runde“ ist für uns nur eine Ankündigung, dass wir anfangen, langsamer zu trinken. Nicht, dass wir aufhören.

Draußen wurde es heller. Erst so ein diffuses Grau, das sich in den Fensterscheiben spiegelte, dann ein blasses Blau, das nichts von Romantik hatte. Die Straße vor der Kneipe bekam Konturen, Schatten wurden zu Dingen: Autos, Mülltonnen, ein Fahrrad, das halb auf dem Gehweg lag. Ich stand zum Rauchen auf, taumelte zur Tür, trat raus und blinzelte. Kein Vogelgezwitscher, keine kitschige Morgenszene. Nur ein kalter Hauch, der mir ins Gesicht schlug, und der Gedanke: Du hättest längst im Bett liegen sollen.

Der Morgen erwischte mich auf dem Bürgersteig, mit Kippe im Mund und dem Gefühl, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen jahrzehntelang langsam weggesägt und heute Nacht den letzten Rest gelöst. Ich sah die ersten Leute zur Arbeit gehen. Jacken dicht zu, Taschen über der Schulter, Blick nach vorn. Saubere Gesichter, klare Bewegungen, Kaffee in der Hand statt Bier. Die guckten nur kurz rüber, sahen mich in der Tür vom „Schlusslicht“ stehen, die Augen rot, die Haut grau, und ich konnte in ihren Blicken lesen, was ich früher auch gedacht hätte: „So will ich nicht enden.“

Der Kobold setzte sich mir auf die Schulter, sah mit mir zusammen auf die Straße. „Da hast du sie“, sagte er. „Die Parallelwelt. Die da gehen arbeiten, bezahlen Miete, kümmern sich um Kinder, bauen irgendwas, das vielleicht hält. Du stehst hier, stinkst nach Rauch und Alkohol und glaubst trotzdem, du hättest irgendwas durchschaut, was die nicht sehen. Was genau ist es eigentlich?“ Ich antwortete nicht. Weil ich keine Antwort hatte, die nicht lächerlich klang.

Ich drückte die Kippe aus, sah kurz hoch zum Himmel. Stadtmorgen, keine Sonne, nur Helligkeit. Ich fühlte mich plötzlich fehl am Platz. Nicht in der Kneipe – die gehörte mir, die kannte ich, die trug meinen Geruch. Aber hier draußen, auf dem Bürgersteig vor halb acht, zwischen frischen Gesichtern und müden Arbeitern, die immerhin wussten, wo sie hinmussten, sah ich aus wie ein Fehler im Bild. Einer, der vergessen hatte, die Bühne zu verlassen, bevor der nächste Akt anfing.

„Komm rein, Opa“, rief die Kellnerin aus der Tür. „Du kriegst Sonnenbrand.“ Sie grinste, aber ihre Augen waren weich. Ich drehte mich um, ging wieder hinein, zurück in die Dämmerung der Kneipe. Drinnen war es immer noch Nacht, solange kein Rollladen klapperte. Der Wirt zog die Jalousie ein Stück weiter runter, als wollte er die Welt draußen aussperren. „Noch einen?“, fragte er. Ich zögerte. Der Kobold flüsterte: „Jetzt ist der Punkt. Wenn du noch einen nimmst, gehört dir der Morgen offiziell nicht mehr.“

Ich nahm ihn. Natürlich.

Es gibt einen Unterschied zwischen „zu spät ins Bett gehen“ und „den Morgen einfach durchlaufen lassen“. Das eine ist menschlich, das andere ist ein Konzept. Wenn du so lange wach bleibst, bis die Leute zur Arbeit fahren, hast du eine Grenze überschritten, die nichts mehr mit Müdigkeit zu tun hat. Du hast dich offiziell von der Schicht abgemeldet, die den Tag ernst nimmt. Du bist dann Bürger der Restzone, in der Uhrzeiten keine Rolle spielen, nur noch der Abstand zum nächsten Glas.

Nachdem ich den „letzten“ noch genommen hatte, saß ich halb auf meinem Hocker, halb daneben. Die anderen waren auch in diesem Zustand, in dem keiner mehr wirklich gerade sitzt, aber noch keiner bereit ist zu sagen: „Ich kann nicht mehr.“ Heiner hatte die Augen halb geschlossen, hörte aber erstaunlich genau, wenn jemand seinen Namen erwähnte. Harry war in diesen melancholischen Modus gerutscht, in dem er über seine Vergangenheit redete, als wäre sie ein Film, den er nur teilweise selbst gespielt hat. Der Automatenspieler war plötzlich still geworden. Das ist bei ihm immer gefährlicher als seine Sprüche. Manni starrte auf den Tisch, als könnte er mit purem Willen den Kater abwenden, der schon in der Tür stand.

Der Kobold lief auf der Lehne meines Stuhls im Kreis. „Ihr seid Kunstwerke“, sagte er. „Eine Installation namens ‚Männer, die vergessen haben, wie Bett funktioniert‘. Man könnte Eintritt nehmen für Leute von draußen. ‚Hier sehen Sie die Spezies Homo Kneipius, beobachtbar in ihrem natürlichen Habitat, kurz vor der Havarie.‘“ Ich hätte ihn gern runtergeschubst, aber meine Hand fand die richtige Bewegung nicht mehr.

Die Kellnerin goss Kaffee in eine Tasse, ohne zu fragen, wer ihn bestellt hatte, und stellte ihn mir hin. „Trink“, sagte sie. „Nicht weil’s hilft, sondern weil du sonst umfällst.“ Der Kaffee schmeckte nach Filter, nach altem Wasser und nach einem verzweifelten Versuch, dem Körper vorzuspielen, dass es einen Plan gibt. Ich trank trotzdem. Mit jeder Schluckbewegung protestierte der Magen. Alkohol und Kaffee mischen sich im leeren Bauch wie zwei Kollegen, die sich hassen, aber im selben Büro sitzen müssen.

„Muss einer von euch noch was heute?“, fragte Heiner plötzlich, die Stimme rau von zu vielen Zigaretten und zu wenig Schlaf. Es war eine ernst gemeinte Frage. Nicht im Sinne von „habt ihr Termine“, sondern im Sinne von „gibt es irgendjemanden oder irgendwas, der euch vermisst, wenn ihr jetzt zusammenklappt?“ Harry lachte ohne Humor. „Ich sollte später zum Arzt“, sagte er. „Blutwerte checken. Wenn ich da so auftauche, schicken sie mich direkt rüber in die Entgiftung. Vielleicht sogar zu Recht.“ Der Automatenspieler murmelte: „Ich sollte zum Amt. Formular. Wenn ich nicht hingehe, streichen die mir was. Wenn ich hingeh, sehen die mich an und denken sich: ‚Schon wieder der.‘“

Ich dachte kurz nach. Was stand heute an? Ein Anruf, den ich seit Wochen vor mir herschob. Ein Arztbrief, der offen auf dem Küchentisch lag. Ein Enkel, der irgendwann in der Schule saß und wahrscheinlich nicht darüber nachdachte, wo sein Großvater gerade rumhing. „Ich hab nichts“, sagte ich. „Ich muss nichts. Ich sollte tausend Sachen, aber ich muss gar nichts.“ Es klang, als wäre es eine Art Freiheit. In Wahrheit war es nur ein anderes Wort für Leere.

Der Kobold lachte. „Du bist vogelfrei“, sagte er. „Kein Termin, keine Verpflichtung, keine Verabredung. Du kannst den ganzen Tag tun, was du willst. Und du willst: weiterflüchten.“ Er hatte recht. Der Morgen hatte uns im Stehen erwischt – und statt zu erschrecken, taten wir so, als wäre das ein Lifestyle.

Der Wirt sah auf die Uhr an seinem Handy, weil die an der Wand ja tot war. „Ich mach gleich zu“, sagte er. „Nicht, weil ich euch nicht mag, sondern weil ich noch schlafen muss, bevor die Lieferung kommt. Ihr könnt nicht hier bleiben.“ Das war der Moment, in dem die Realität anfing, zaghaft anzuklopfen. Wir würden gleich raus auf die Straße müssen. In eine Welt, die gerade erst wach wurde, während wir gerade auseinanderfielen.

Wir zahlten, so gut wir konnten. Einer vergaß, einer legte zu viel hin, einer wusste nicht mehr, wie viel er gestern schon angeschrieben hatte. Der Bierdeckel mit den Strichen sah aus wie

ein kleiner Lebenslauf in Bleistift. Der Wirt nickte, sagte nichts, nur ein „Passt schon“, das so viel heißen konnte wie „das klär ich später“ oder „irgendwann bringt ihr mich alle um“.

Draußen war es inzwischen fast hell. Kein schöner Morgen, keine Postkartenstimmung. Ein grauer, normaler Stadttag, der so tat, als hätten alle denselben Ausgangspunkt. Wir standen zu viert vor der Tür wie schlecht ausgedachte Statisten. Heiner zündete sich direkt die nächste Kippe an, obwohl seine Lunge schon bei jeder Bewegung pfiff. Harry sah die Straße hoch und runter, als würde er überlegen, ob er in die eine Richtung zur Praxis gehen oder in die andere Richtung nach Hause taumeln sollte. Der Automatenspieler starrte auf seine Schuhe, als hätten die ihm was getan. Manni rieb sich das Gesicht, hinterließ rote Spuren.

„Jetzt kommt die Königsdisziplin“, sagte der Kobold. „Mit so wenig Schlaf und so viel Restalkohol aufrecht irgendwo auftauchen, wo Menschen bei Tageslicht funktionieren. Und so tun, als würdest du dazugehören.“ Er setzte sich mir auf den Kopf, als wäre ich ein ausrangierter Helm.

Heiner murmelte: „Ich geh direkt in den Laden gegenüber, hol Brötchen. Dann seh ich aus wie jemand, der was frühstückt und nicht wie jemand, der gerade seine restliche Würde verloren hat.“ Harry entschied sich spontan für den Arzt. „Wenn ich jetzt heimgeh, leg ich mich hin und wach morgen erst wieder auf“, sagte er. „Und dann muss ich mir nächste Woche wieder dieselbe Scheiße anhören. Dann lieber heute.“ Der Automatenspieler wollte „nur kurz nach Hause“, was bei ihm meistens bedeutete: hinfallen, liegenbleiben, irgendwann mit Kopfschmerzen und einer vergessenen Verpflichtung aufwachen.

Ich stand da und wusste nicht, wohin mit mir. Wohnung hieß: Stille, Spiegel, ungeöffnete Briefe. Draußen rumlaufen hieß: sehen, wie andere ihr Leben in Takt bringen, während ich im Off beat blieb. „Geh spazieren“, flüsterte der Kobold. „Mach einen auf Normalo. Geh an der Bäckerei vorbei, am Supermarkt, so tun, als wärst du einer von denen, die ihren Tag planen. Ist fast wie Theater.“

Also ging ich. Nicht nach Hause, nicht in eine andere Kneipe, das wäre selbst für mich zu plump gewesen. Ich lief einfach los. Füße vor die Tür, eine Richtung, die sich nach „weiter weg vom Schlusslicht“ anfühlte. Die Stadt um diese Uhrzeit war ein anderer Ort. Autos mit Menschen drin, die aussahen, als hätten sie geschlafen. Frauen mit Pferdeschwanz, Männer mit Hemden, Arbeiter mit Thermoskannen. Keiner roch nach Schnaps. Ich dagegen stank wie eine alte Theke.

In einer Bäckerei stand eine Schlange. Menschen in Arbeitssachen, eine Mutter mit Kind im Schlafanzug unter der Jacke, ein Rentner mit Hut, der wahrscheinlich seit fünf auf war. Ich stellte mich hinten an, ohne zu wissen, warum. Wahrscheinlich, weil ich glaubte, wenn ich ein Brötchen in der Hand hätte, würde ich weniger auffallen. Die Gespräche um mich herum klangen fremd: „Meeting“, „Kita“, „Bus verpasst“, „später noch einkaufen“. Worte aus einer Welt, in der man den Morgen im Sitzen am Tisch erwischt, nicht im Stehen vor einer Kneipe.

Der Kobold kommentierte jeden Satz. „Die da vorne hat heute mehr vor als du in einer Woche“, flüsterte er. „Der Typ mit dem Anzug wird sich später über Kollegen aufregen, aber er wird Geld verdienen. Und du kaufst dir jetzt ein Brötchen, um so zu tun, als würdest du an irgendwas teilnehmen.“ Ich hätte ihn am liebsten aus meinem Kopf geprügelt, aber er hatte nicht Unrecht.

Als ich dran war, wusste ich nicht mal, was ich bestellen wollte. „Äh… zwei Schrippen“, brachte ich raus. Die Verkäuferin sah mich an, einen Tick länger, als höflich war. Ihre Nase zuckte minimal. Sie erkannte den Kneipengeruch, den Mix aus Rauch, Bier, altem Schweiß. Sie sagte nichts, packte die Brötchen ein, kassierte, wünschte „einen schönen Tag“, ohne zu glauben, dass ich einen haben würde.

Draußen hielt ich die Tüte in der Hand und fühlte mich noch fehlplatzierter als vorher. Ich hatte keine Küche, die nach Kaffee duftete, keine Familie, die am Tisch saß. Nur eine Wohnung mit Aschenbecher und Papierstapel. „Du siehst aus wie ein Statist im Morgenprogramm der anderen“, sagte der Kobold. „Requisitentyp: Mann mit Brötchentüte, innerlich leer.“ Ich ging weiter. Weg von den Bäckereien, weg von den Leuten, deren Münder nach Zahnpasta rochen.

Der Morgen hatte mich eindeutig erwischt. Nicht mit einem Schlag, sondern mit diesem langsamen, gnadenlosen Licht, das keine Ausreden mehr zulässt. Es war nicht dramatisch. Kein Zusammenbruch, kein Heulen auf offener Straße. Nur dieses sehr klare Gefühl: Du gehörst hier nicht mehr hin. Nicht zu dieser Uhrzeit, nicht in diesem Zustand. Und trotzdem war ich da, wach, im Stehen.

Ich ging eine Weile ziellos durch die Gegend, mit der Brötchentüte in der Hand wie ein Alibi, das keiner verlangte. Die Straßen füllten sich, Busse kamen, spuckten Menschen aus, die aussahen, als hätten sie einen Grund, wohin zu fahren. Auf den Balkonen wurden Blumentöpfe gegossen, irgendwo lief ein Staubsauger, ein Hund wurde Gassi geführt, ein Kind weinte, weil es in die Kita musste. Ganz normales Leben, dieser banale Horror.

Der Kobold kommentierte weiter, aber leiser. „Das ist die Schicht, die du verpasst hast“, murmelte er. „Jahrelang. Während du nachts im Schlusslicht gesessen hast, haben die hier gelernt, morgens nicht zusammenzubrechen. Du bist wie einer, der jahrelang in einer Kneipe neben einem Bahnhof sitzt und sich wundert, dass alle irgendwann wegfahren, außer ihm.“

Ich blieb an einer Bushaltestelle stehen, setzte mich auf die Bank, obwohl meine Beine noch nicht richtig verstanden hatten, dass sie jetzt Pause hatten. In der Tüte raschelten die Brötchen, der Magen meldete sich halbherzig. Hunger ist so eine Sache, wenn du die Nacht durchgesoffen hast. Der Körper weiß nicht, ob er was will oder nur Ruhe. Ich biss trotzdem in eins rein. Es schmeckte nach Mehl, Luft und Schuld. Besser als nichts, aber nicht gut.

Ein paar Leute an der Haltestelle warfen mir diese kurzen, vorsichtigen Blicke zu, die man Alkis morgens so zuwirft. Nicht offen feindselig, mehr so eine Mischung aus Mitleid und Abgrenzung. „Da, aber nicht ich.“ Ich kannte den Blick, ich hatte ihn früher selber draufgehabt, wenn ich in der Bahn jemanden gesehen hatte, der nach Flasche roch. „Der hat’s verkackt“, dachte ich damals. „Ich nicht.“ Heute war ich der, der es verkackt hatte. Und sie dachten wahrscheinlich: „Hoffentlich nie.“

Der Kobold setzte sich neben mich, sah die Busnummern an uns vorbeifahren. „Du könntest einfach einsteigen“, sagte er. „Irgendeine Richtung, irgendeine Endhaltestelle. Gucken, ob es da was gibt, was nicht nach deinem Leben aussieht.“ Ich schnaubte. „Und dann?“, fragte ich. „Am anderen Ende aussteigen, genauso müde, genauso leer, nur mit anderer Aussicht?“ Er lächelte schief. „Manchmal ist Aussicht auch schon was.“

Ich dachte kurz darüber nach. Einsteigen, weit weg fahren, irgendwo ankommen, wo keiner das Schlusslicht kennt, keiner mich kennt, keiner die Striche auf meinem Bierdeckel zählt.

Aber ich wusste, dass ich das nicht bin. Ich bin nicht der Typ, der in den Bus steigt und sein Leben ändert. Ich bin der, der an der Haltestelle sitzt, bis ihm kalt wird, und dann zurück in die Wohnung geht, die er kennt. Flucht in Gedanken, Rückzug in der Realität.

Also stand ich irgendwann auf und lief nach Hause. Der Weg kam mir länger vor als sonst. Jeder Schritt war ein kleines Geständnis: Ja, ich hab die Nacht durchgemacht. Ja, ich seh so aus. Ja, ich weiß, wie das wirkt. Der Kobold ging neben mir her, Hände in den Hosentaschen, als wäre es auch für ihn zu früh. „Weißt du, was das Problem ist, wenn der Morgen dich im Stehen erwischt?“, fragte er. „Du kriegst alles mit. Du siehst, wie andere anfangen, während du am Ende bist. Wenn du schlafen würdest, würdest du das alles verpassen. Schlaf schützt.“

„Schlaf ist aber das Einzige, worin ich wirklich schlecht geworden bin“, sagte ich. „Trinken kann ich besser. Weggucken auch.“ Er nickte. „Du bist Profi im Vermeiden“, bestätigte er. „Deswegen ist der Morgen gefährlich. Der ist nicht vermeidbar. Der kommt, egal, wie sehr du ihn ignorierst. Und irgendwann stehst du da, alt, mit leeren Flaschen im Rückblick und fragst dich, wie viele Morgen du im Stehen verpasst hast, im Bett wach zu sein.“

Oben in der Wohnung war die Luft abgestanden, obwohl ich das Fenster gekippt gelassen hatte. Der Aschenbecher auf dem Tisch sah aus wie gestern Abend, die Briefe daneben wie letzte Woche, die Tasse mit altem Kaffee wie letztes Leben. Ich legte die Brötchentüte hin, zog die Jacke aus, setzte mich hin. Plötzlich war die Müdigkeit nicht mehr nur im Kopf, sondern im ganzen Körper. Ein schweres, dumpfes Ziehen, als würde jemand an meinen Knochen ziehen und sagen: „Setz dich hin, leg dich hin, tu irgendwas, das nicht Stehen heißt.“

Ich aß das zweite Brötchen, ohne Geschmack, einfach nur als Beschäftigung. Dann nahm ich das Handy, sah auf die verpassten Anrufe, die Nachrichten, die ich ignoriert hatte. Die Namen, die da standen, hatten alle ihre eigenen Morgen. Arbeit, Kinder, Termine, Leben. Und ich saß hier, mit Brötchenkrümeln auf dem Tisch und einer Leber, die wahrscheinlich schon Petitionen ans Universum schrieb.

Der Kobold war auf den Fensterrahmen geklettert, sah raus. „Siehst du die da unten?“, fragte er. „Die Frau mit dem Kind an der Hand, den Mann mit der Werkzeugtasche, die Alte mit dem Einkaufsroller? Die haben auch Probleme. Die sind nicht alle glücklich. Aber die haben Routine. Die haben vielleicht weniger Abstürze, aber mehr Richtung. Du hast nur Abstürze.“ Ich sah nicht hin. Ich hatte genug echte Bilder vom Morgen gesehen.

„Was willst du eigentlich von mir?“, fragte ich schließlich. „Dass ich ab heute um zehn ins Bett gehe, ab morgen nüchtern bleibe, ab nächste Woche mein Leben ordne? Du weißt doch selber, dass ich das nicht bin.“ Er zog eine Augenbraue hoch. „Ich will gar nichts“, sagte er. „Ich bin nicht dein Therapeut. Ich bin dein Zeuge. Ich bin nur dafür da, dich daran zu erinnern, wenn der Morgen dich im Stehen erwischt, dass du nicht so tun kannst, als wäre das normal.“

Ich legte mich hin, ohne mich auszuziehen. Die Schuhe blieben in der Ecke, die Hose an, das Hemd offen. Der Körper war dankbar für jeden Zentimeter Horizontale. Mein Kopf war noch im Stehen. Die Bilder der letzten Stunden liefen in mir nach: der Tresen, der Rauch, die Gesichter, der graue Morgen vor der Kneipe, die Bäckerei, die Haltestelle. Und irgendwo dazwischen das Gefühl, dass ich am Rand von etwas stehe, das ich nicht mehr im Griff habe.

„Du weißt schon“, hörte ich den Kobold noch sagen, kurz bevor ich wegdriftete, „dass das nicht dein letzter Morgen im Stehen war. Du wirst das wieder machen. Vielleicht nicht

morgen, vielleicht nicht nächste Woche. Aber irgendwann sitzt du wieder im Schlusslicht, verpasst wieder den Absprung, stehst wieder da draußen, wenn andere zur Arbeit gehen. Es geht nicht darum, ob du das vermeidest. Es geht nur darum, ob du irgendwann merkst, dass dir die Beine lahm werden."

Ich murmelte irgendwas, vielleicht ein „Ja", vielleicht ein „Lass mich", ich weiß es nicht mehr. Der Schlaf kam dann doch, schwer und unruhig, voller kleiner Zuckungen, als würde der Körper nicht glauben, dass er jetzt wirklich runterfahren darf. Draußen wurde der Tag lauter, in mir leiser. Der Morgen hatte mich im Stehen erwischt. Zum Glück hatte ich mich irgendwann doch hingelegt. Auch das ist eine Form von Überleben: nicht immer rechtzeitig, aber immerhin noch rechtzeitig genug.

Als ich Stunden später wieder aufwachte, war es Nachmittag. Der Kopf pochte, der Mund war trocken, der Magen beleidigt. Ein ganz normaler Tag nach einer durchgemachten Nacht. Ich setzte mich langsam auf, sah auf den Tisch. Die Brötchentüte war leer, die Briefe waren immer noch ungeöffnet, das Handy lag da, stumm. Der Kobold saß auf der Stuhllehne und grinste. „Na?", fragte er. „Bereit für den nächsten Abend?"

Ich seufzte. „Noch nicht", sagte ich. „Aber frag mich in ein paar Stunden noch mal." Er nickte. „Mach ich", sagte er. „Der Abend ist geduldig. Der Morgen nicht."

Kapitel 24 – Der Kobold, der über meine Leber lacht

Ich habe meine Leber nie gesehen, aber ich kenne ihre Geräusche. Nicht wörtlich, klar, sie klingelt ja nicht wie eine Kasse, wenn wieder ein Bier durchläuft. Aber ich kenne dieses dumpfe Ziehen auf der rechten Seite, das Brennen irgendwo unter den Rippen, das sich meldet, wenn ich mal wieder geglaubt habe, das sechste Bier wäre „ja jetzt auch egal". Die Leber ist wie ein überarbeiteter Kellner im eigenen Körper: Sie rennt, sie filtert, sie räumt hinter dir her, und du merkst sie erst, wenn sie beginnt, die Teller fallen zu lassen.

Der Kobold liebt sie. Nicht im Sinne von „schützt", eher wie einer, der sich eine Lieblingszielscheibe ausgesucht hat. „Deine Leber ist mein Arbeitsplatz", sagt er gern. „Da geh ich morgens stempeln, da hol ich mir meinen Spaß. Solange die noch zuckt, hab ich hier Saison." Manchmal, wenn ich diesen stechenden Schmerz habe, tippt er mir genau auf die Stelle. „Hörst du sie jammern?", fragt er. „Sie ruft: ‚Kollegen, ich bin unterbesetzt!' – und du antwortest mit einem Schnaps."

Ich weiß, dass meine Leber aussieht wie ein Tatort, wenn man sie aufschneiden würde. Ärzte nennen das „verfettet", „angegriffen", „belastet". Ich nenne es: verdient. Du kannst nicht drei Jahrzehnte lang Bier in dich reinschütten, als wäre dein Körper ein bodenloses Fass, und dann erwarten, dass da drin alles aussieht wie in einer Gesundheitsbroschüre. Mein Körper ist ein Altbau ohne Sanierung. Die Leber ist der Heizkessel, der seit den Achtzigern durchläuft und jedes Jahr einen anderen Ton macht.

Es gab mal eine Phase, da hab ich versucht, mich vernünftig zu geben. Blöde Idee, aber sie hat mich bis in ein Wartezimmer gebracht. Mein Hausarzt – so ein Typ mit Brille, sauberen Händen und diesem Blick, der sagt: „Ich habe schon zu viele von euch gesehen" – hatte mir nach einem Blutbild geraten, „über den Alkoholkonsum nachzudenken". Wenn ein Arzt

„nachdenken“ sagt, meint er: „Wenn du so weitermachst, bist du bald Stammkunde in der Abteilung, in der keiner mehr alleine zur Toilette geht.“

Ich saß also in seiner Praxis, der Geruch von Desinfektionsmittel in der Nase, die Leberwerte im Umschlag. Der Kobold hockte auf dem Stuhl neben mir, schlenkerte die Beine und pfiff leise. „Na, aufgeregt?“, grinste er. „Gleich erfährst du, wie viel Restfunktion dir noch bleibt.“ Ich tat so, als würde ich in einer Zeitschrift blättern, in der irgendwelche Menschen über „Work-Life-Balance“ schrieben. Ich war das Gegenteil davon. Bei mir war es „Work: kaum“, „Life: Kneipe“, „Balance: am Tresen festhalten“.

Der Arzt setzte sich mir gegenüber, legte das Blatt hin, auf dem meine Werte standen. „Also“, sagte er, „wir müssen reden.“ Ich hasse diesen Satz. Es gibt keinen Kontext, in dem er etwas Gutes ankündigt. Er sprach von Gamma-GT, GOT, GPT, Zahlen, die klingen wie Autokennzeichen, aber in Wahrheit einfach nur Codes für: „Ihre Leber schreit.“ Ich sah zu, wie sein Finger über die Zahlen fuhr. Alles, was höher sein sollte, war niedrig, alles, was niedrig sein sollte, war hoch. Ich war das Gegenteil von einem Börsenwunder.

„Sie trinken, oder?“, fragte er irgendwann, als wäre das nicht längst klar. Ich nickte. „Gelegentlich“, log ich reflexartig. Der Kobold prustete los. „Gelegentlich“, wiederholte der Arzt langsam. „Was heißt das bei Ihnen?“ Ich hätte sagen können: „Jeden Tag.“ Stattdessen zählte ich ihm die Tage auf, an denen ich „nichts“ trank. Das waren wenige, und je länger ich redete, desto schlimmer hörte es sich an. Er sah mich an, diese Mischung aus professioneller Distanz und menschlicher Genervtheit. „Ihre Leber ist am Limit“, sagte er. „Sie ist noch nicht völlig kaputt, aber sie schleppt sich. Wenn Sie jetzt nicht bremsen, fährt sie irgendwann nicht mehr.“

Der Kobold nickte begeistert. „Hast du gehört?“, flüsterte er. „Sie fährt nicht mehr. Dann steh ich hier allein vor dem Tresen und hab keine Theke mehr.“ Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Nicht aus Angst vor dem Tod, dafür war ich zu abgestumpft. Eher aus dem dumpfen Wissen: Ich hab es so lange ignoriert, dass es jetzt peinlich ist, überrascht zu tun.

„Was heißt denn ‚bremsen‘?“, fragte ich, obwohl die Antwort klar war. Ärzte mögen dieses Wort, weil es harmloser klingt als „aufhören“. Er seufzte. „Weniger“, sagte er. „Deutlich weniger. Am besten gar nicht. Zumindest eine Zeit lang nicht. Ihre Werte sind nicht mehr im Spaßbereich. Das ist jetzt ernst.“ Ich nickte, sah auf den Boden, auf meine Hände. Sie sahen aus wie Hände von jemandem, der viel trägt. Ich trage hauptsächlich Flaschen.

Ich ging aus der Praxis mit einem Zettel in der Hand, auf dem stand, dass ich in drei Monaten wiederkommen sollte. Kontrolle. Leberwerte. „Schauen, ob eine Verbesserung eintritt.“ Der Kobold blätterte in meinem Hirn, als wären dort Termine eingetragen. „Drei Monate“, sagte er. „Drei Monate weniger trinken, mindestens. Kriegen wir das hin?“ Ich lachte kurz, ohne Humor. „Wir?“, fragte ich. „Du bist doch der, der mich in die Kneipe schiebt.“ Er legte den Kopf schief. „Ich zwing dich nicht. Ich geb nur Kommentare.“

In den ersten Tagen danach tat ich so, als würde ich meine Leber ernst nehmen. Ich kaufte Wasser, stellte es demonstrativ in den Kühlschrank, als wäre es ein neuer Mitbewohner. Ich sagte im Schlusslicht Sätze wie: „Heute nur zwei Bier.“ Der Wirt hob eine Augenbraue, die Kellnerin grinste, die anderen lachten. „Der Doktor hat ihm die gelbe Karte gezeigt“, kommentierte Harry. Ich trank zwei Bier, ging früher heim und fühlte mich fast so, als hätte ich einen kleinen Sieg errungen.

Der Kobold saß auf meiner Schulter, klatschte sarkastisch. „Brav“, sagte er. „Zwei Bier sind wie eine Diät mit zwei Pizzen weniger. Deine Leber applaudiert lautlos vor Rührung.“ Ich legte mich ins Bett, konnte nicht schlafen, starrte die Decke an. Der Körper war irritiert. Er kannte dieses Gefühl nicht: halb nüchtern ins Bett, halb nüchtern aufwachen. Mein Kopf war klarer, als mir lieb war. Da war kein weicher Schleier mehr, nur noch der harte Blick auf meine eigenen Gedanken. Vielleicht war das der Moment, in dem ich begriff, warum ich so viel trank. Nicht wegen der Leber. Wegen der Leere dahinter.

Am dritten Tag war die Kneipe wieder voll. Monatsmitte, irgendwer hatte Geburtstag, irgendwer hatte Ärger, irgendwer hatte Geld. Ich stand wie immer am Tresen, sah die Gläser, hörte das Lachen, die Musik, die wir schon tausendmal gehört hatten. Ich sagte mir: „Heute auch nur zwei.“ Der Kobold grinste. „Leberkur light“, meinte er. Der Wirt stellte das erste Bier hin, es war kalt, golden, vertraut. Ich nahm einen Schluck, und alle guten Vorsätze schmeckten auf einmal dünner als der Schaum.

Die Leber meldete sich leise, irgendwo hinten, dieses Kribbeln, das sagt: „Du weißt, was du tust.“ Ich wusste es. Ich trank trotzdem.

Es ist erstaunlich, wie gut sich eine Leber wehren kann, ohne ein einziges Wort zu sagen. Sie streikt nicht laut, sie schickt dir nur Signale. Müdigkeit, die nicht mehr weggeht. Übelkeit am Morgen, die nicht mehr nach zwei Schlucken Wasser verschwindet. Dieses grausame Gefühl, als würde jemand mit einer stumpfen Gabel von innen gegen deine Rippen drücken. Die Leber ist kein Drama-Organ wie das Herz, das sofort mit Todesdrohungen kommt. Die Leber ist eine stille Buchhalterin. Sie macht weiter und macht weiter, bis die Zahlen nicht mehr stimmen.

Der Kobold liest diese Zahlen, ohne Labor. „Heute gelblich“, sagt er, wenn er mich im Spiegel anschaut. „Hautton: Spülwasser mit Nikotin.“ Er tippt auf meine Augen. „Weiß ist das nicht mehr. Das ist so ein schönes Amtsflur-Beige.“ Ich sehe in den Spiegel, versuche mich davon zu überzeugen, dass das Licht schuld ist, die Neonröhre im Bad, der müde Morgen. Aber irgendwo weiß ich: Der Körper zeigt dir, was du ihm antust. Du musst nur hinsehen, statt wegzuschielen.

Die drei Monate, die der Arzt mir gegeben hatte, waren eine Art schlechte Wette. Ich sagte mir: „Ich trink weniger, dann sind die Werte besser.“ Der Kobold sagte: „Du trinkst anders, dann sind die Werte vielleicht anders, aber du bleibst derselbe.“ Wir beide hatten halb recht. Ich schaffte es, ein paar Tage pro Woche weniger zu trinken, ein paar Schnäpse auszulassen, ein paar Nächte kürzer zu machen. Die Leber antwortete mit weniger stechenden Schmerzen, mehr dumpfem Ziehen. Fortschritt auf niedrigem Niveau.

Im Schlusslicht bekam mein Gesundheitszustand seine eigene Rubrik. „Na, wie geht’s der Leber?“, fragte der Wirt manchmal, wenn er mir das Bier hinstellte. „Hat sie schon gekündigt?“ Harry war schlimmer. „Du solltest ihr mal Trinkgeld geben“, sagte er. „Die schuftet hier am meisten.“ Die Kellnerin sah mich hin und wieder so an, als wäre ich eine Wette, die schon halb verloren ist. „Geh weniger bei uns arbeiten“, sagte sie. „Du bist der einzige Gast, der gewinnt, wenn er nicht kommt.“

Der Automatenspieler, der sonst lieber auf seine eigenen Zahlen starrte, hatte auch eine Theorie. „Leber ist wie ein Spielautomat“, erklärte er. „Du kannst ewig reinknallen, irgendwann gibt sie nichts mehr her. Der Unterschied ist: Beim Automaten kannst du

weggehen. Vor deiner Leber hängst du fest.“ Ich nickte. „Wenigstens macht der Automat bunte Lichter, wenn er aufgibt“, sagte ich. „Meine Leber macht nur dunkel.“

Der Kobold lachte sich schief. „Ihr redet über das Ding, als wäre es nicht da“, meinte er. „Dabei sitzt sie da drin und versucht, eure Dummheit in Enzyme zu übersetzen.“ Manchmal stellte ich mir tatsächlich vor, meine Leber hätte ein Gesicht. Kleines, müdes Ding, Augenringe, gelbe Haut, zitternde Hände. Eine überforderte Sekretärin, die jeden Tag die Post aufreißt, die ich nicht lesen will, und dann meine ankommenden Biere abheftet.

Als die drei Monate rum waren, stand ich wieder im Wartezimmer. Gleiche Zeitschriften, gleiche Gerüche, gleiche Angst, die ich nicht Angst nennen wollte. Der Kobold war nervös aufgekratzt, wie ein Kind vor dem Zeugnis. „Ich hab alles gegeben“, verkündete er. „Wenn der jetzt sagt, alles okay, dann ist das der Beweis, dass das System kaputt ist.“ Ich hoffte auf irgendein Wunder, das mir sagt: „Du bist zwar ein Idiot, aber ein zäher.“

Der Arzt sah auf die neuen Werte, dann auf die alten, dann wieder auf mich. „Es ist etwas besser“, sagte er. „Nicht gut. Aber besser.“ Er zeigte mit dem Finger auf Zahlen, die sich minimal nach unten bewegt hatten. Gamma-GT, irgendwas. „Sie haben offenbar etwas reduziert“, stellte er fest. Ich nickte. „Ich hab’s versucht“, sagte ich. Ich ließ offen, wie oft ich gescheitert war. „Aber Sie sind noch längst nicht aus dem Schneider“, fuhr er fort. „Das ist keine Phase. Das ist eine grundlegende Veränderung, die nötig wäre.“

Der Kobold verdrehte die Augen. „Grundlegende Veränderung“, schniefte er. „Das sagen sie alle. Als wäre das ein neues T-Shirt. Für dich heißt das: anders leben. Und du hast doch gesehen, wie du drauf bist, wenn du halbwegs nüchtern bist. Das hältst du doch im Kopf nicht aus.“ Er hatte recht. Es war nicht nur die Sucht. Es war auch die Frage: Wer bin ich, wenn ich nicht der bin, der im Schlusslicht am Tresen hängt? Wer bin ich ohne Bierglas in der Hand und Rauch vor dem Gesicht? Was bleibt übrig außer Leberflecken und Rechnungen?

Der Arzt fragte, ob ich mir Unterstützung holen wolle. Suchtberatung, Entgiftung, Selbsthilfegruppe. Er nannte Adressen, druckte Zettel aus, legte sie mir hin. Ich nahm sie wie Flyer, die einer in der Fußgängerzone verteilt. Der Kobold kicherte. „Guck mal“, sagte er, „Einladungen in eine Welt, in der du mit Leuten im Kreis sitzt, die über ihre Gefühle reden und Wasser trinken. Klingt das nicht verlockend?“ Ich sah auf die Zettel, steckte sie ein, wohl wissend, dass sie in der Küche neben den ungeöffneten Briefen landen würden.

Draußen vor der Praxis blieb ich stehen, zündete mir eine Kippe an, obwohl der Arzt zu mir gesagt hatte: „Rauchen hilft Ihrer Leber auch nicht.“ Ich lachte ihn damals fast aus. „Die hat so viel anderes zu tun“, hatte ich gesagt. „Da wird sie über eine Kippe mehr oder weniger nicht diskutieren.“ Aber ich wusste: Jeder Zug ist ein weiterer Strich auf einer Liste, die irgendwer über mich führt. Arzt, Leber, Schicksal, wer auch immer.

Der Kobold hockte auf dem Geländer, sah mich an. „Du hast eine Wahl“, sagte er. „Nicht heute, nicht morgen, aber grundsätzlich. Du kannst weiter saufen, bis die Leber aufgibt. Dann reden andere über dich in der Vergangenheitsform. Oder du reißt dir irgendwann den Arsch so weit auf, dass du den Laden zumindest halbwegs weniger oft siehst. Beides hat Nachteile. Bei der zweiten Option muss ich mir einen anderen Vollidioten suchen.“ Ich zog an der Kippe, blies den Rauch aus, sah ihm zu, wie er in der Luft verschwand.

„Weißt du, was mich am meisten nervt?“, fragte ich ihn. „Nicht, dass ich sterben könnte. Das ist irgendwann sowieso fällig. Es nervt mich, dass ich keine Garantie hab, wie lange das noch

so weitergeht. Wäre fast leichter, wenn einer sagt: ‚Du hast noch zwei Jahre, mach draus was du willst.‘ Dann könnte ich planen. Aber so… häng ich einfach zwischen Müssen und Weitermachen.“ Er grinste. „Du willst eine Deadline vom Leben. Nett. Aber so läuft das nicht. Das einzige, was du kriegst, sind Warnungen. Und die lacht deine Leber langsam aus.“

Im Schlusslicht war man höflich neugierig. „Na, was sagt der Doc?“, fragte der Wirt. Ich hob die Schultern. „Er sagt, ich sei zäh“, murmelte ich. „Aber nicht unkaputtbar.“ Harry prostete mir zu. „Zäh ist gut“, sagte er. „Unkaputtbar ist eine Lüge.“ Die Kellnerin stellte mir das Bier hin, diesmal mit Wasser daneben. „Ich stell dir das nicht mehr kommentarlos hin“, sagte sie. „Wenn du dich kaputt machst, will ich wenigstens sagen können, ich hätte dir ab und zu ein Glas Wasser hingestellt.“ Ich trank es tatsächlich. Nicht alles, aber mehr als sonst.

Die Leber meldete sich in den nächsten Wochen weiter zu Wort, mal laut, mal leise. Der Kobold lachte über jede Regung. „Siehst du?“, meinte er. „Sie lebt noch. Sonst würdest du nichts mehr fühlen.“ Ich wusste nicht, ob das tröstlich oder bedrohlich sein sollte. Vielleicht beides.

Man gewöhnt sich schneller daran, krank zu sein, als gesund zu werden. Gesund sein ist für Leute, die früh genug gemerkt haben, wann sie aufhören müssen. Krank sein ist für uns, die den Zeitpunkt verpasst haben und jetzt mit Restbeständen hantieren. Meine Leber ist kein Organ mehr, sie ist ein Thema. Im Kopf, am Tresen, im Wartezimmer. Sie ist das, worüber wir reden, wenn wir gerade mal nicht über verpasste Chancen oder verschwundene Trinkgeldgläser reden.

Der Kobold hat angefangen, sie wie eine eigene Person zu behandeln. „Deine Leber und ich, wir sind Geschäftspartner“, sagt er. „Ich bring das Material, sie macht die Verarbeitung. Und du bist der Trottel, der die Lieferung unterschreibt.“ Manchmal, wenn ich nach einem langen Abend im Bett liege und dieses dumpfe Pochen spüre, lehnt er sich über mich und flüstert: „Sie klopft. Sie fragt, ob du überhaupt noch mitbekommst, was du mit ihr machst.“ Ich antworte nicht. Ich drücke sie weg wie alle, die zu viel wissen.

Es gab einen Abend im Schlusslicht, der sich tief eingebrannt hat. Nicht, weil er spektakulärer war als andere, sondern weil er so beiläufig gezeigt hat, wie weit ich schon bin. Die Kneipe war nur halb voll, ein stinknormaler Wochentag. Heiner war nicht da, Harry musste früh raus, der Automatenspieler hatte „mal Pause“ vom Zocken, was hieß, er saß mit verschränkten Armen da und starrte sein Bier an. Ich stand am Tresen, trank langsamer als sonst, weil der Körper vom letzten Wochenende noch müde war.

In der Ecke saß ein Typ, den ich nur flüchtig kannte. Ich wusste, dass er mal Lkw gefahren war, mehr nicht. Er sah heute schlechter aus als sonst. Grauer, schmaler, mit dieser gelben Färbung, die nicht vom Licht kam. Die Kellnerin stellte ihm ein Wasser hin, ohne dass er gefragt hatte. „Der trinkt nichts mehr“, flüsterte der Wirt, als er bemerkte, dass ich rübersah. „Der war hier Stammgast, bevor du überhaupt deinen ersten Ausweis verloren hast. Leber im Eimer. War im Krankenhaus, Reha, der ganze Scheiß. Sie haben ihm gesagt, noch ein Absturz und er ist weg.“

Der Kobold sprang auf den Tresen, ließ den Blick zwischen uns hin- und herwandern. „Zukunfts-Ich“, sagte er. „Achtung, Anschauungsobjekt.“ Der Mann in der Ecke hielt seine Hände um das Wasserglas, als wäre es etwas Zerbrechliches. Er sah nicht hoch, redete mit niemandem, trank in kleinen Schlucken. Kein Bier, kein Schnaps, keine Kippe. Nur Wasser. Ich starrte ihn an, als würde ich eine Warnung auf einer Zigarettenschachtel studieren.

Irgendwann stand er auf, tappte langsam an den Tresen, legte einen Geldschein hin. „Für das Wasser und die alten Zeiten“, sagte er zum Wirt. „Und wenn ich noch mal auf die Idee komme, hier was anderes zu bestellen, hau mir eine rein.“ Der Wirt nickte, nahm das Geld, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Pass auf dich auf“, sagte er. Es klang anders als bei uns, wenn wir uns das sagen. Weniger Floskel, mehr Auftrag.

Der Mann ging. Die Tür fiel zu. Das Schlusslicht war wieder eine ganz normale Kneipe. Der Kobold drehte sich zu mir. „Das ist einer, der aufgehört hat“, sagte er. „Nicht aus Willenskraft, sondern weil der Körper Stopp gesagt hat. Der hat nicht mehr viel Auswahl.“ Ich nickte, spürte dieses unangenehme Ziehen, das nichts mit der Leber zu tun hatte. So eine Art neidischer Respekt. Nicht auf seine Krankheit, sondern auf die Tatsache, dass er zumindest den Absprung noch geschafft hatte, bevor ihn einer mit dem Krankenwagen aus dem Laden getragen hatte.

„Meinst du, ich krieg das auch noch hin?“, fragte ich leiser, als ich beabsichtigt hatte. Der Kobold sah mich an, ernst. „Physisch vielleicht“, sagte er. „Mental bist du schwieriger. Du bist nicht nur süchtig nach dem Zeug. Du bist süchtig nach dem Leben um das Zeug herum. Nach der Rolle, die du hier spielst. Nach dem Tresen, den Leuten, dem Lärm. Aufhören bedeutet nicht nur, die Leber zu entlasten. Aufhören bedeutet, dich selber umzubauen. Du bist so eingerichtet, dass hier alles auf Saufen ausgelegt ist. Ohne das stehst du in einer leeren Wohnung mit dir selbst.“

Das war der Punkt, an dem ich merkte, dass die Angst vor der Leber nicht nur Angst vor dem Sterben ist. Es ist Angst davor, was vorher kommt: die Zeit, in der ich vielleicht nicht mehr saufen kann, aber noch leben muss. In der ich morgens wach werde und die Leber nicht mehr brennt, dafür aber der Kopf, weil er nicht mehr wegbetäubt wird. In der ich im Schlusslicht sitze und Wasser trinke, während die anderen sich die Reste ihres Mutes reinziehen. In der ich mit ansehen muss, wie Clurichaun über irgendeine andere Leber lacht, weil meine ihm langweilig geworden ist.

„Ich werd nicht ewig hier bleiben“, sagte der Kobold plötzlich. Das war neu. Normalerweise redet er, als wäre er unsterblich. „Irgendwann ist deine Show vorbei. Entweder, weil du dich zusammenreißt und ich mir jemanden suchen muss, der weniger bremst. Oder weil du abtrittst. Ich bin an dich gebunden, aber nicht an deinen Körper. Wenn der nicht mehr kann, geh ich weiter. Du bleibst hier. Oder auch nicht.“ Er lächelte dünn. „Du hast mehr zu verlieren als ich.“

Ich dachte an meine Enkel, die noch klein genug waren, mich nur als „den Opa“ zu sehen, der manchmal komische Geschichten erzählt und immer nach draußen will, um zu rauchen. Ich dachte an meine Tochter, die längst aufgehört hatte, mir Moralpredigten zu halten, weil sie wusste, dass sie an die Wand prallen. Ich dachte an meine Leber, die da drin ihren Job machte, während ich ihre Bilanz ignorierte. Und ich dachte daran, wie es wäre, wenn ich plötzlich wirklich im Krankenhaus aufwache, Schläuche, Geräte, ein Arzt, der sagt: „Sie hatten Glück. Oder Pech, je nachdem, wie man es sieht.“

Der Kobold sah mir in die Augen. „Du glaubst, es knallt irgendwann und dann ist Schluss“, sagte er. „Aber meistens ist es kein Knall. Es ist ein langsames Ausgehen. Ein Bier weniger, ein Tag mehr Schmerzen, ein weiterer Wert im roten Bereich. Und du sitzt dazwischen und machst Witze.“ Ich wollte ihm sagen, er soll endlich das Maul halten, aber ich brachte nur ein „Ich weiß“ hervor. Und das war schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte.

Später, als ich heimging, fühlte sich jeder Schritt an, als würde ich eine alte Maschine einen Berg hochschieben. Die Luft war kalt, die Straßenlampen warfen dieses unsanfte Licht, das jede Falte im Gesicht hervorhebt. Ich legte die Hand auf die Seite, wo es manchmal zog. Kein richtiger Schmerz, eher eine Erinnerung. „Ich bin noch da", schien sie zu sagen. „Ich arbeite noch. Aber ich hab keine Lust mehr auf Überstunden."

Zu Hause setzte ich mich an den Küchentisch, ein Glas Wasser vor mir, das ich ausnahmsweise nicht nebenbei, sondern bewusst trank. Der Kobold hockte auf der Lehne, sah mich an, ohne Kommentar. Das war fast schlimmer als seine Sprüche. „Na?", fragte ich irgendwann. „Was sagst du?" Er lächelte müde. „Heute nichts", sagte er. „Heute hat deine Leber genug geredet. Ich komm später wieder, wenn du vergisst, was sie gesagt hat."

Ich trank das Wasser aus, legte mich hin, die Hand auf dem Bauch, als könnte ich damit irgendwas beruhigen. Vielleicht war es nur Einbildung, aber in dieser Nacht tat es weniger weh. Oder ich war zu kaputt, um es zu merken. Am Morgen wachte ich auf, der Kopf schwer, der Mund trocken, die Leber still. Der Kobold saß schon wieder auf der Bettkante. „Na gut", meinte er. „Eine Nacht Gnade. Nicht übertreiben. Heute Abend ist das Schlusslicht wieder auf."

Ich seufzte und wusste: Er hatte recht. Die Leber war nicht plötzlich gesund, nur weil ich einen Abend weniger gesoffen hatte. Aber sie war auch noch nicht ganz hinüber. Und irgendwo dazwischen, in diesem beschissenen Zwischenzustand, lachte ein Kobold, der genau wusste, wie weit er mich treiben kann, bevor alles reißt.

Kapitel 25 – Eine Bar ist kein Zuhause, aber wärmer als draußen

Es gibt Leute, die gehen in eine Bar, um „mal rauszukommen". Ich gehe in die Bar, um nicht nach Hause zu müssen. Das ist ein Unterschied. Wer rauskommen will, hat einen Ort, in den er später zurückkehrt. Ich hab vier Wände, eine Matratze, einen Küchentisch, einen Aschenbecher, einen Stapel Briefe – aber Zuhause ist das nicht. Zuhause ist ein Gefühl, und bei mir riecht das nach warme Luft, altem Holz und verschüttetem Bier. Also nach dem „Schlusslicht".

Der Kobold sagt, die Bar sei mein Wohnzimmer mit Ausschankgenehmigung. „Du machst hier alles, was normale Leute daheim machen", meint er. „Du isst, du trinkst, du redest, du streitest, du langweilst dich, du starrst auf irgendwas, das flimmert. Nur dass du hier zahlen musst und andere mithören können, wenn du zusammenklappst." Er hat recht. In meiner Wohnung rede ich mit niemandem. Im Schlusslicht rede ich mit allen und tue so, als wäre ich gern hier. Die Wahrheit liegt irgendwo dazwischen, an diesem klebrigen Tresen.

An einem dieser Abende, an denen die Kälte draußen durch die Ritzen kriecht wie ein Mahnschreiben, bin ich viel zu früh in der Kneipe gelandet. Ich hätte noch gut eine Stunde in meiner Wohnung sitzen können, einen Tee kochen oder irgendeinen sinnlosen Haushaltsscheiß machen. Stattdessen stand ich fast mit Öffnung da. Die Kellnerin war noch am Stühle runterstellen, der Wirt hatte die Kaffeemaschine noch nicht mal entkalkt, und das Licht war heller als sonst, dieses nackte Neon, das alles ehrlicher aussehen lässt, als es sein sollte.

„Du bist früh“, meinte der Wirt, ohne Vorwurf, eher als nüchterne Feststellung. Ich zuckte die Schultern. „Meine Wohnung friert“, sagte ich. „Die Heizung ist alt, der Vormieter auch.“ Die Kellnerin sah kurz zu mir, dann zur Tür, hinter der noch die Kälte hing. „Eine Bar ist kein Wohnzimmer“, murmelte sie. „Aber ich versteh dich.“ Sie stellte mir einen Kaffee hin, ohne dass ich gefragt hatte. Bier morgens um halb fünf abends macht sogar im Schlusslicht ein schlechtes Bild.

Der Kobold hockte bereits auf dem Zapfhahn, als hätte er da seit der letzten Nacht gesessen. „Du bist wie ’ne Katze, die vor der Tür sitzt, bevor einer aufschließt“, grinste er. „Nur dass Katzen sich wenigstens putzen.“ Ich verzog das Gesicht. „Daheim ist kalt“, wiederholte ich. „Und laut.“ Laut im Kopf, laut in der Stille, laut im Summen des Kühlschranks, der mehr arbeitet als ich. Die Wohnung ist kein Rückzugsort. Sie ist ein Spiegelkabinett, in dem nur einer steht – und der ist besoffen.

Langsam trudelten die anderen ein. Heiner kam mit hochgezogenen Schultern, als hätte er Angst, die Kälte könnte ihm die letzten Nerven aus dem Nacken ziehen. Harry sah aus wie jemand, der sich vorgenommen hatte, „heute mal früh wieder zu gehen“ – man sah ihm an, dass das nur eine theoretische Überlegung war. Der Automatenspieler hatte die Hände tief in den Taschen, der Blick auf Flucht gestellt. Sie alle sagten Sätze wie: „Zuhause ist es auch nicht besser“, „Frau dreht am Rad“ oder „Nachbarn gehen mir auf den Sack“. Im Grunde hieß es: Die Bar ist kein Zuhause, aber wärmer als das, was auf dem Papier so heißt.

„Was ist eigentlich der Unterschied?“, fragte ich irgendwann, als wir zu viert am Tresen standen und so taten, als wäre das unser natürlicher Lebensraum. „Zwischen einem Zuhause und einer Bar?“ Heiner lachte trocken. „Zu Hause wirst du gefragt, warum du so bist, wie du bist“, sagte er. „Hier fragen sie nur, was du trinken willst.“ Harry nickte. „Zu Hause musst du erklären, wofür das Geld weg ist“, ergänzte er. „Hier wissen alle, wofür.“

Der Kobold tippte mir gegen den Kopf. „Zuhause ist da, wo Leute wären, die enttäuscht sind, wenn du zugrunde gehst“, sagte er. „Hier bist du nur ein Stammgast, den sie vermissen, weil er Umsatz gebracht hat und für Sprüche gut war.“ Ich trank einen Schluck und merkte, wie der Satz sitzen blieb. Im Schlusslicht kennt man meinen Namen, meine Geschichten, meine Macken. Aber keiner hat je gesagt: „Bitte komm heil nach Hause.“ Sie sagen: „Komm gut hin.“

Es gibt den Typen, der wirklich draußen schläft, seit Monaten schon. Er sitzt manchmal vor dem Schlusslicht, wenn es noch zu hat, mit seiner Plastiktüte, in der sein Leben verschrumpelt ist. Wir nennen ihn „Rolle“, weil er immer auf einer alten Isomatte sitzt. Er kommt selten rein, nur wenn jemand ihm ein Bier mitbezahlt oder der Wirt ihm einen Kaffee hinstellt. „Der hat gar nichts“, sagt die Kellnerin manchmal, wenn sie ihm den Pappbecher bringt. „Kein Zuhause, keine Post, kein Vermieter. Der hebt seine Briefe vom Boden auf.“

Ich sehe Rolle und denke: Ich bin nicht weit weg von ihm, nur besser angezogen. Ich hab noch eine Tür, die ich abschließen kann, eine Klingel mit meinem Namen, eine Dusche, die mehr kann als tropfen. Aber die innere Distanz ist nicht groß. Rolle sagt: „Draußen ist hart, aber wenigstens weiß ich, woran ich bin.“ Ich sage: „Drinnen ist hart, weil ich nie weiß, ob ich noch reinpasse.“ Wir treffen uns irgendwo dazwischen, am Rand der Bar, wo es warm ist, solange die Tür nicht zu lange offen steht.

Eines Abends, als der Winter einmal kurz beschlossen hat, richtig zu werden, blieb Rolle länger drin. Es hatte geschneit, der Schnee war schon wieder zu braunem Matsch gestampft,

und der Wirt hatte keine Lust auf einen erfrorenen Penner vor der Tür. „Setz dich hinten hin“, sagte er. „Solange du nicht randalierst, kannst du bleiben, bis wir zumachen.“ Rolle nahm das Angebot an wie ein Hund ein trockenes Brötchen: ohne Würde, aber dankbar.

Wir sahen zu, wie er am Tisch saß, die Hände um das Bierglas, die Schultern etwas tiefer, als hätte er zum ersten Mal seit Tagen das Gefühl, sein Körper würde von mehr als einer Jacke zusammengehalten. „Für ihn ist die Bar gerade ein Zuhause“, sagte die Kellnerin leise. „Nicht nur wärmer als draußen. Einfach der einzige Ort, wo keiner ihn wegschickt.“ Der Kobold nickte. „Ihr seid alle nur ein, zwei Rechnungen davon entfernt, genau da zu sitzen“, kommentierte er. „Mit dem Unterschied, dass er nicht so tut, als wäre das freiwillig.“

Ich dachte an meine Wohnung mit dem kalten Flur. An die Nachbarn, die mich halb grüßen, halb beäugen, wenn ich um Mitternacht im Treppenhaus auftauche und der Fahrstuhl wieder mal nicht geht. An den Briefkasten, in dem mehr Drohungen als Grüße liegen. Ich kenne den Unterschied zwischen Dach über dem Kopf und Zuhause. Das Schlusslicht füllt die Lücke. Es ist der Wartesaal für Leute, die weder ganz drin noch ganz draußen sind.

„Was würdest du machen, wenn die Bar morgen dicht macht?“, fragte der Kobold plötzlich. „Stell dir vor, der Wirt hängt ein Schild hin: ‚Endgültig geschlossen‘. Kein Bier mehr, kein Tresen, keine Stühle, keine Kellnerin. Nur noch du und deine Wohnung.“ Ich bekam fast Panik bei dem Gedanken. Die Vorstellung, dass der Laden einfach weg wäre, fühlte sich an wie der Verlust eines Körperteils, von dem man dachte, man braucht ihn nicht, bis er fehlt.

„Dann“, sagte ich langsam, „würd ich wahrscheinlich in eine andere Bar gehen.“ Der Kobold schüttelte den Kopf. „Nicht dasselbe“, meinte er. „Du kannst nicht einfach umziehen wie eine Pflanze im Topf. Du bist hier eingewachsen. In den Tresen, in die Luft, in die Gesichter. In einer anderen Bar bist du nur der Fremde. Hier bist du der Versager mit Stammplatz. Das ist ein Unterschied.“ Und so traurig es klang: Er hatte recht. Das Schlusslicht ist nicht nur eine Bar. Es ist das einzige Zuhause, wo ich mich mit meinem Scheitern nicht erklären muss.

Man merkt erst, wie sehr man eine Bar als Wohnzimmer missbraucht, wenn sie mal kurz so tut, als wäre sie ein Laden mit Regeln. Es war an so einem Abend, an dem sich die halbe Stadt plötzlich wichtig vorkam, weil irgendein Fußballspiel lief. Ein Verein gegen einen anderen Verein, beide in Farben, die wie schlecht gewaschene Arbeitskleidung aussahen. Der Laden war voller als sonst, vorn an der Theke standen die Gelegenheitsgäste, die sich sonst Dosenbier im Späti holen. Hinten am Stammtisch war es enger, lauter, und die Luft war dicker als die Schaumkrone.

Der Wirt hatte den Fernseher lauter gedreht, weil alle „Stimmung“ wollten. Wir wollten nur unser Ruhe-Elend, aber wenn die Bar voll ist, gehört der Laden den Lautesten. Heiner fluchte über die „Eventtrinker“, Harry kommentierte jede verpasste Torchance, als hätte er selber mal in der Bundesliga verkackt, der Automatenspieler ignorierte alles und starrte trotzdem in Richtung Bildschirm, als würden die Zahlen dort was bringen. Ich saß, wo ich immer saß, mit dem Rücken zur Wand, das Gesicht zum Tresen, der Kobold auf meiner Schulter.

„Heute ist dein Wohnzimmer vermietet“, sagte er. „Du bist nur noch Untermieter. Die da vorne haben das Haus übernommen, mit Fahnen und Geschrei.“ Er hatte recht. Das Schlusslicht fühlte sich an wie eine Wohnung, in die plötzlich Verwandtschaft eingefallen ist, die du nie sehen wolltest. Alle fuchtelten mit Armen, schrien, klatschten, standen im Weg. Das Bier floss schneller, das Geld auch. Aber die Wärme, die uns sonst hielt, war heute Stress.

Zwischendurch warf die Kellnerin genervte Blicke in den Raum. Sie hatte keine Zeit für Sprüche, nur für volle Tabletts. Der Wirt rief Bestellungen durch, als wäre er Dirigent eines Orchesters aus Vollidioten. „Zwei Pils, drei Weizen, vier Kurze, einer auf Rechnung, einer auf Pump," – das ganze Programm. Wir vom Stammtisch waren heute nur Statisten. Unsere Sprüche gingen im Fußballlärm unter, unsere Witze prallten an der Wand aus Gegröle ab.

Rolle saß draußen heute. Kein Platz für ihn drin, keine Nerven beim Wirt, sich auch noch um einen frierenden Penner zu kümmern. Ich sah ihn im Vorbeigehen kurz durch die Fensterscheibe, zusammengerollt, die Plastiktüte im Schoß. „Heute habt ihr volles Haus", sagte der Kobold. „Aber dein Platz ist trotzdem frei, wenn auch nur für Bier und nicht für Ruhe." Es klang zynisch, aber stimmte: Die Bar war überfüllt, und trotzdem war da dieser leere Raum in mir, der sonst vom dumpfen Normalbetrieb aufgefüllt wurde.

Mitten in der zweiten Halbzeit wurde einer der Eventtrinker übermütig. So ein Typ mit frischer Jacke, frischem Haarschnitt, aber alten Sprüchen. Er hatte jetzt genug Bier intus, um sich für witzig zu halten. Er tanzte halb, gröhlte halb, rempelte die falschen Leute an. Irgendwann stand er plötzlich bei uns am Tisch, klopfte Heiner auf die Schulter, als wären sie seit Jahren beste Freunde. „Na, ihr Rentner", rief er, „heute mal wieder Ausgang?"

Heiner sah ihn an wie einen Insektenbiss. „Setz dich woanders hin, Kleiner", knurrte er. „Das hier ist kein Spieleabend." Der Typ lachte, schnappte sich Heiners Bier, nahm einen Schluck. „Ihr seid doch eh schon alle voll", sagte er. „Da merkt ihr den Diebstahl nicht mehr." Harry stand halb auf, Manni murmelte was von „Respekt", der Automatenspieler blinzelte, als würde er kalkulieren, wann Prügel beginnen. Der Kobold rieb sich begeistert die Hände. „Oh, jetzt wird's spannend", kicherte er.

Der Wirt war schneller. „Lass die Stammgäste in Ruhe", rief er von der Theke. „Die haben hier mehr bezahlt als du in einem Jahr." Der Typ machte eine wegwerfende Bewegung, warf den Rest von Heiners Bier auf den Boden und drehte sich wieder Richtung Fernseher. Es war kein großer Skandal, nicht mal eine Schlägerei. Nur so ein kleiner, mieser Moment, der klar machte: Für manche sind wir nur Teil der Kulisse. Alte Typen am Tisch, gehören halt dazu, stören aber, wenn sie nicht in die Stimmung passen.

Die Kellnerin kam später zu uns rüber, als der Lärm kurz abebbte. „Alles okay?", fragte sie. Heiner starrte immer noch auf die Pfütze aus Bier, die unter seinem Stuhl trocknete. „Ich war mal der, der Bier über andere gegossen hat", murmelte er. „Jetzt gilt mein Glas als Deko." Sie seufzte, wischte den Boden, so gut es ging. „Heute ist Ausnahmezustand", sagte sie. „Morgen gehört der Laden wieder euch."

„Und danach wieder niemandem", flüsterte der Kobold. „Bars sind Waisenhäuser für Erwachsene. Die meisten bleiben nicht lange. Nur ein paar kleben fest." Ich sah mich um. Die lauten Typen vorne, die irgendwann mit dem Taxi weggebracht werden würden. Wir hinten, die irgendwann im Dunkeln taumelnd nach Hause wanken. Die Bar, die danach wieder still da steht. Es war wie eine Bühne, auf der immer das gleiche Stück gespielt wird, nur mit wechselnden Statisten.

Als das Spiel vorbei war – ich hab vergessen, wer gewonnen hat, vermutlich keiner von uns – leerte sich der Laden. Die Eventtrinker zogen ab, ließen leere Gläser und volle Lautstärke zurück. Die Luft war dicker als vorher, die Aschenbecher voller, die Kellnerin blasser. Der Wirt drehte den Fernseher leiser, dann aus. Es war, als würde jemand das Wohnzimmer wieder zurückgeben, nachdem fremde Leute es für eine Party benutzt haben.

„So“, sagte der Wirt, „jetzt atmen wir mal.“ Er stellte uns eine Runde auf den Tisch, dieses Mal ohne zu fragen. „Hausrunde“, sagte er. „Für die, die immer bleiben, wenn die anderen schon weg sind.“ Die Kellnerin setzte sich auf einen Hocker in unserer Nähe, rückte sich das Haar aus dem Gesicht. „Ihr seid anstrengend“, sagte sie zu uns. „Aber wenigstens wisst ihr, wo der Aschenbecher steht.“

Ich dachte: Das ist der Unterschied zwischen Bar und Zuhause. Zuhause musst du dein eigenes Chaos wegmachen. In der Bar macht jemand anders das für dich – gegen Geld und Nerven. Du kaufst dir nicht nur Alkohol, du kaufst dir auch die Illusion, dass jemand anders sich um deinen Dreck kümmert, während du tust, als wäre alles noch irgendwie im Rahmen.

Der Kobold lehnte sich zurück. „Du verwechselst Dienstleistung mit Nähe“, sagte er. „Nur weil hier einer deinen Kippenberg leert, heißt das nicht, dass er dein Leben mitträgt.“ Ich sah zur Kellnerin, wie sie den nächsten Aschenbecher ausleerte. Sie sah nicht zu mir. Sie sah auf die Kippen, auf die Gläser, auf die Uhr. Sie hatte ihr eigenes Zuhause, ihren eigenen Schrott, um den sie sich kümmern musste, nachdem sie unseren hier weggewischt hatte.

Spät in der Nacht, als der Laden wieder so leer war wie zu Beginn, fühlte sich das Schlusslicht für einen Moment tatsächlich an wie ein Zuhause. Nicht, weil es schön war. Weil es vertraut war. Die Flecken am Tresen, die kaputte Uhr, der immer gleiche Song, der irgendwann aus der Jukebox kam, wenn einer vergaß, die Playlist umzuschalten. Der Wirt, der müde Gläser abtrocknete, die Kellnerin, die sich den Rücken rieb. Wir am Tisch, halb besoffen, halb wach.

„Du weißt schon“, sagte der Kobold, „eine Bar ist immer ein Zuhause auf Zeit. Für manche Abende, für manche Jahre. Aber irgendwann macht einer die Tür zu, entweder der Wirt oder das Leben. Und dann stehst du draußen. Und draußen ist kalt.“ Ich sah zur Tür, hinter der noch der Rest der Nacht hing. Und ich wusste: Solange der Laden auf hat, werde ich hier sitzen. Nicht, weil es mein Zuhause ist. Sondern weil es das einzige ist, das mich noch reinlässt, ohne Fragen zu stellen.

Es gibt diesen Moment, kurz bevor der Wirt das Licht heller dreht, in dem die Bar am ehrlichsten ist. Die Musik ist leiser, die Gespräche sind langsamer, die Gesichter sind schärfer. Der Alkohol hat seine Arbeit getan, aber der Schlaf hat noch nicht übernommen. Alle hängen irgendwie zwischen „noch ein Bier“ und „wenn ich jetzt nicht gehe, komme ich gar nicht mehr hoch“. Das ist die Stunde, in der man merkt, wie wenig man eigentlich nach Hause will – und wie wenig die Bar das kompensieren kann.

Eines Nachts traf es mich besonders. Kein spezieller Anlass, kein Streit, keine Hiobsbotschaft. Nur dieser schleichende Gedanke, der sich festfrisst wie ein Kaugummi unterm Schuh: Wenn ich jetzt nach Hause gehe, wartet da nichts. Kein Licht im Fenster, kein „Wo warst du?“, kein Teller auf dem Tisch, kein Lachen aus einem anderen Zimmer. Nur die kalte Küche, die stillen Wände und der Blick in den Spiegel, der sagt: „Du bist der Grund, warum hier keiner mehr wartet.“

Der Kobold merkte, dass es diesmal tiefer ging. Er war ungewöhnlich ruhig, saß auf dem Rand meines Glases, sah mich an, ohne zu grinsen. „Du hast zu lange so getan, als würde dir das nichts ausmachen“, sagte er. „Dieses ‚Ich brauch niemanden, ich komm allein klar‘. Klingt cool am Tresen, aber im Flur deiner Wohnung ist das schon weniger beeindruckend.“ Ich zuckte die Schultern, trank den Rest, fühlte ihn schwer in mir landen.

Heiner verabschiedete sich, früher als sonst. „Morgen hab ich Termin beim Amt“, murmelte er. „Wenn ich verschlafe, bin ich dran.“ Harry war schon weg, mit zwei „Letzten“ im Bauch und der vagen Hoffnung, dass er sich morgen an den Weg zum Arzt erinnern würde. Der Automatenspieler blieb noch, starrte auf sein Wasser, als wäre das die letzte Strafe. Die Kellnerin räumte Gläser ab, ihre Bewegungen langsamer, der Schwung raus. Der Wirt stand mit den Händen auf dem Tresen, als müsste er sich selbst abstützen.

„Na, Opa“, sagte die Kellnerin, als sie an mir vorbeikam, „gehst du heute noch in deine Luxuswohnung?“ Ich grinste dünn. „Guck dir doch mein Domizil an“, deutete ich auf den Tresen. „Hier hab ich Gesellschaft, daheim hab ich Strom.“ Sie lachte kurz, stellte einen Aschenbecher weg. „Strom ist auch was“, meinte sie. „Glaub mir, es gibt Leute, die hätten den gern.“

Der Kobold klatschte leise. „Du bist halt zu bequem für echte Einsamkeit“, sagte er. „Du brauchst Menschen im Hintergrund, damit du dir einreden kannst, du wärst nicht allein, obwohl du dich nie anrufbar machst.“ Ich dachte an meine Tochter, die längst aufgehört hatte, spontane Besuche auch nur anzukündigen. An meine Enkel, die mich eher als „den, der seltsam riecht“ kennen als als Bezugsperson. An die Frauen, die irgendwann ihre Sachen gepackt haben, weil sie keine Lust mehr hatten, mit einem Mann zusammen zu wohnen, dessen wahre Adresse „Stammtisch“ war.

„Eine Bar ist kein Zuhause“, murmelte ich, mehr zu mir selbst als zu irgendwem. Der Wirt hörte es trotzdem. „Soll sie auch nicht sein“, sagte er ruhig. „Wenn du hier wohnst, bist du am Arsch. Eine Bar ist wie ein Bahnhof. Du kommst, du gehst. Wenn du bleibst, dann stimmt was nicht.“ Die Kellnerin nickte. „Bahnhof ohne Züge“, ergänzte sie. „Ihr seid alle hier gestrandet und tut so, als wäre das der Plan gewesen.“

Ich sah mich um. Der Automatenspieler, der nie irgendwo anders sitzt als an seinem Hocker. Rolle, der ab und zu reinkommt, wenn es draußen zu weh tut. Manni, der mittlerweile so selten lacht, dass man fast klatschen möchte, wenn er mal kurz grinst. Und ich, der jeden Abend so tut, als würde er „nur kurz vorbeischauen“ und dann zufällig in der letzten Runde sitzt. Wir waren keine Gäste mehr. Wir waren Möbel mit Atmung.

Der Kobold streckte sich, gähnte. „Du könntest es ausprobieren“, sagte er. „Einen Abend mal nicht herkommen. Zuhause bleiben. Den Fernseher anschreien, den Kühlschrank auf- und wieder zumachen, aus dem Fenster gucken, ohne zu hoffen, dass jemand nach dir ruft.“ Ich verzog das Gesicht. „Wozu?“, fragte ich. „Damit ich merke, dass es sich genauso sinnlos anfühlt, nur mit weniger Bier?“ Er sah mich ernst an. „Damit du merkst, dass es dein sinnloses Leben ist. Nicht unseres. Nicht vom Wirt, nicht von der Kellnerin, nicht von Heiner. Deins.“

Der Wirt drehte die Musik aus, das Licht einen Tick hoch. „Schluss für heute“, sagte er. „War lang genug.“ Wir zahlten, zogen Jacken an, suchten Mützen, die plötzlich verschwunden waren, als hätten sie beschlossen, jemandem mit besserem Humor zu gehören. Die Kellnerin wischte die letzten Ränder von Gläsern weg, leerte Aschenbecher, stellte Stühle hoch. Routine. Abschluss eines Arbeitstages, Mitte eines Lebensabends.

Draußen war es kalt, aber trocken. Kein Regen, kein Schnee, nur diese klare Kälte, die sagt: „Geh nach Hause oder erfrier.“ Ich stand einen Moment vor der Tür, sah den Schriftzug „Schlusslicht“, der halb kaputt war. Die Neonröhre flackerte, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie noch leuchten will. „Eine Bar ist kein Zuhause“, sagte ich wieder, diesmal

lauter. Der Kobold nickte. „Aber wärmer als draußen“, ergänzte er. „Und du bist noch nicht bereit, im Kalten zu stehen.“

Der Weg zur Wohnung war derselbe wie immer, aber er fühlte sich fremder an. Jede Laterne beleuchtete einen Teil von mir, den ich normalerweise im Dunkeln halte. Die Hände, die zitterten. Die Schultern, die hingen. Die Beine, die wussten, wohin sie gehen, ohne dass der Kopf nachdenken musste. Auf der Treppe roch es nach Kohl, Waschmittel und viel zu viel Leben in zu kleinen Wohnungen. Hinter Türen hörte ich Stimmen, Fernseher, Wasser, das irgendwo lief. Bei mir würde es still sein, bis ich den Schlüssel rumdrehe.

Ich schloss auf, trat ein, machte automatisch das Licht in der Küche an. Der Tisch stand da, wie ich ihn verlassen hatte. Aschenbecher, Briefe, eine alte Tasse, in der irgendwas vertrocknet war. Kein „Willkommen zurück“. Nur die Geräusche des Hauses: Heizung, die knackt, Nachbarn, die über mir herumlaufen, ein Auto draußen, das viel zu laut ist. Ich zog die Jacke nicht aus, setzte mich einfach hin, so wie ich war.

Der Kobold setzte sich mir gegenüber, auf den Tisch, schlenkerte die Beine. „Tja“, sagte er, „hier bist du. Dein Zuhause. Kein Bier, kein Wirt, keine Kellnerin, kein Stammtisch. Nur du, deine Leber und ich.“ Ich atmete durch, hörte mich selbst. Es klang ungewohnt laut, dieses Atmen. „Warum fühl ich mich hier fremder als in der Bar?“, fragte ich. Er lächelte mild. „Weil hier der Ort ist, an dem du alles siehst, was du nicht geworden bist“, sagte er. „Und in der Bar bist du nur der, der du bist. Ein Besoffener mit Geschichten.“

Ich stand auf, ging ans Fenster, sah raus. Unten auf der Straße war nichts Spektakuläres. Ein paar Autos, eine Laterne, eine Katze, die zwischen Mülltonnen verschwand. Nichts, was einen Film wert wäre. Aber da war dieses merkwürdige Gefühl, dass mein Leben irgendwo zwischen der Kneipe und dieser Küche festgeklemmt war. Zu müde für große Veränderungen, zu stolz für offene Kapitulation.

„Weißt du“, sagte der Kobold, „vielleicht ist das der ehrlichste Gedanke, den du seit langem hattest: Eine Bar ist kein Zuhause. Aber du hast dir deins so lange kaputtgesoffen, dass du froh bist, wenn es irgendwo einen Raum gibt, der so tut, als wärst du willkommen. Der Trick wäre, dass dein Zuhause wieder weniger fremd wird als der Tresen.“ Ich lachte bitter. „Klingt nach Arbeit“, sagte ich. „Und da hab ich eine Allergie gegen.“

Er nickte. „Ich weiß“, meinte er. „Deswegen bin ich ja noch da.“ Ich machte das Fenster einen Spalt auf, ließ kalte Luft rein, als müsste ich beweisen, dass ich draußen nicht komplett verloren bin. Dann setzte ich mich wieder hin, zündete mir aus reiner Gewohnheit eine an, obwohl ich eigentlich genug für heute hatte.

Der Rauch zog zur Decke, die Uhr tickte, irgendwo lief Wasser. Ich war alleine, aber nicht tot. Die Bar war zu, aber nicht verschwunden. Mein Zuhause war kein Zuhause, aber immerhin ein Raum, in dem ich sitzen konnte, ohne rausgeworfen zu werden. Vielleicht war das für heute genug.

„Morgen“, sagte der Kobold, „stehst du wieder vor der Bar, bevor sie aufmacht.“ Ich nickte. „Wahrscheinlich“, sagte ich. „Aber heute sitz ich hier.“ Er grinste. „Na siehst du“, meinte er. „Ein kleiner Schritt für dich, ein winziger für die Leber.“ Ich aschte ab, lehnte mich zurück und ließ die Stille eine Weile machen, wovor die Musik im „Schlusslicht“ mich sonst bewahrt: mich mit mir selbst allein lassen.

Es war nicht schön, aber es war ehrlich. Und das, dachte ich, ist mehr, als man von vielen Abenden sagen kann.

Kapitel 26 – Die Nacht, in der wir den Mond austranken

Es war einer von diesen seltenen Abenden, an denen der Himmel über der Stadt aussah, als hätte jemand vergessen, den Dreckfilter drüberzulegen. Keine tiefhängenden Wolken, kein Smog, kein Regen, nur ein klarer, fast unverschämter Himmel, mitten zwischen Häusern, die aussahen, als hätten sie das nicht verdient. Und oben drauf ein Mond, so groß und rund, als hätte er sich verlaufen. Ich stand vor dem Schlusslicht, Kippe in der einen Hand, Bier in der anderen, und dachte: Wenn es einen Gott gibt, muss er einen komischen Humor haben, so einen Mond über unsere Straße zu hängen.

Der Kobold saß auf dem Neon-Schild, das über der Tür flackerte. „Guck dir das an“, sagte er. „Die da oben schmeißen mit Romantik um sich, und du stehst hier mit deiner Fluppe wie ein Statist in einem Film, für den du nie das Drehbuch gelesen hast.“ Ich blinzelte in das Licht, dieser bleiche Teller, der alles irgendwie heller machte, aber nicht freundlicher. „Wenn der so weiterglotzt“, murmelte ich, „kipp ich mir aus Prinzip einen mehr rein.“

Drinnen im Schlusslicht war es voller als an normalen Wochentagen. Vollmond wirkt auf Idioten wie Sonderangebot, hat der Wirt mal gesagt. Heiner saß am Stammtisch, Kopf leicht im Nacken, als würde er in der Decke nach Antworten suchen. Harry war schon in der erzählerischen Phase, in der er alles, was ihm je passiert war, für eine epische Geschichte hielt, die dringend neu aufgelegt werden musste. Der Automatenspieler hatte sich heute ausnahmsweise vom Blinkkasten gelöst und saß bei uns. „Die Maschine ist launisch bei Vollmond“, erklärte er. „Ich will nicht, dass sie mir was Persönliches rechnet.“

„Na, hast du den Mond schon gesehen?“, fragte die Kellnerin, als ich mich auf meinen Hocker setzte. „Der tut so, als hätte er uns was zu sagen.“ Ich nickte. „Ja“, sagte ich. „Er sagt: ‚Ihr seht von hier oben aus wie kleine Fehler, die keiner mehr korrigiert.‘“ Sie verzog den Mund. „Dann passt er zu euch“, meinte sie und stellte mir ein Bier hin, das im Spiegel hinter der Bar diesen kleinen Lichtsaum bekam, als wäre es heiliges Wasser für Leute ohne Religion.

Der Kobold rutschte vom Schild runter, durch die Tür, über die Flaschen, bis er auf dem Rand meines Glases landete. „Heute könnte was passieren“, flüsterte er. „Es ist zu klar. Zu hell. Zu viel Mond für so viel Elend. Das Leben liebt Kontraste.“ Ich nahm einen tiefen Schluck, spürte das kalte Ding durch mich durchlaufen wie eine billige Erlösung. „Was soll passieren?“, fragte ich. „Wir sitzen hier wie immer, reden Scheiße wie immer und wachen morgen auf wie immer, nur mit mehr Hunger.“

Heiner starrte wieder nach draußen, durch die verrauchten Scheiben. „Früher“, sagte er, „war Vollmond was Besonderes. Da sind wir raus aufs Feld, haben gesoffen, auf dem Rücken gelegen und in den Himmel geglotzt, als wären wir Teil von irgendwas Großem. Heute steh ich zwischen Parklücke und Ampel und guck hoch, damit ich nicht nach vorne schauen muss.“ Harry grunzte. „Früher war auch Schnaps billiger“, sagte er. „Und unsere Lebern jünger.“

Es gab diesen Moment, in dem einer von uns – ich weiß nicht mehr, wer den Satz zuerst sagte – meinte: „Wir sollten rausgehen. Richtig raus. Nicht nur vor die Tür, sondern weg von der Straße. Wo man den Mond sieht, ohne dass ein Lieferwagen dazwischenparkt.“ Der Kobold sprang sofort an. „Ausflug!“, rief er in meinem Kopf. „Die Expedition „Alkoholiker im Mondlicht“. Das wird gut.“

Normalerweise enden unsere Pläne am Tresen. „Irgendwann fahren wir mal ans Meer.“ „Wir gehen mal zusammen auf ein Konzert.“ „Wir machen mal ’nen Grillabend.“ Alles Sätze, die im Glas enden. Aber an diesem Abend war irgendwas anders. Vielleicht die Luft, vielleicht der Mond, vielleicht nur der Umstand, dass der Wirt ab elf keine Lust mehr auf uns hatte. „Wenn ihr eh nur draußen am Aschenbecher steht“, sagte er, „könnt ihr auch gleich weggehen. Ich mach um eins zu, Punkt.“

„Na dann“, sagte Harry, stand wacklig auf. „Lasst uns den Mond austrinken.“ Das war so ein bescheuerter Satz, dass er schon wieder gut war. Heiner lachte kurz, dieses ausgehöhlte Lachen, das er sonst für besonders traurige Geschichten reserviert. „Wir und der Mond“, murmelte er. „Wer wohl zuerst alle ist.“ Der Automatenspieler nickte. „Ich kenn ein Gerüst an der alten Bahnbrücke“, sagte er. „Da sieht man den Himmel besser als von hier. Und keiner sagt was, wenn wir zu laut werden. Da sind nur Tauben.“

Der Kobold tanzte auf meinem Glasrand, begeistert. „Ja“, rief er. „Geht hoch. Ganz hoch. Je näher am Mond, desto besser schmeckt der Schnaps.“ Ich hätte in jedem anderen Zustand abgewunken. Zu alt für nächtliche Kletteraktionen, zu müde für romantische Ideen. Aber der Abend hatte diese seltsame Schieflage, in der du glaubst, dass es schlimmer wäre, nichts zu tun, als irgendwas Dummes zu machen. Also nickte ich. „Dann los“, sagte ich. „Bevor wir es uns anders überlegen.“

Wir nahmen unsere Gläser mit, als würde uns der Wirt bei lebendigem Leib filetieren, wenn wir sie nicht zurückbrächten. „Spätestens morgen früh wieder hier“, rief er uns hinterher. „Und wenn ihr runterfallt, bringt mir vorher den Deckel.“ Die Kellnerin sah uns nach, den Lappen in der Hand, die Stirn in Falten. „Ihr seid zu alt für so’n Scheiß“, sagte sie. „Und zu jung, um es sein zu lassen.“

Der Mond hing über der Straße wie ein riesiger, stummer Zeuge, als wir losstolperten. Und der Kobold lief voraus, unsichtbar für alle außer mir, und lachte, als hätte er uns gerade in die beste Dummheit unseres Lebens geschickt.

Der Weg zur alten Bahnbrücke war nicht weit, aber in unserem Zustand fühlte er sich an wie eine Pilgerreise. Wir marschierten zu viert durch die Nacht, jeder mit seinem Glas in der Hand, als wäre es ein religiöses Symbol. Der Automatenspieler vorneweg, weil er den Weg kannte, Harry daneben, übermotiviert wie immer, wenn er etwas als „Aktion“ verbuchte. Heiner und ich eher hinterher, unsere Schritte schwer, unsere Gedanken irgendwo zwischen „Was, wenn wir wirklich stürzen?“ und „Was, wenn nichts passiert und wir morgen einfach nur einen Kater mehr haben?“

Der Kobold sprang von Laterne zu Laterne, vom Briefkasten auf ein Verkehrsschild, immer ein Stück vor uns. „Schneller“, rief er. „Der Mond wartet nicht auf euch. Der dreht seine Runden ohne Rücksicht auf eure Besäufnisse.“ Ich hob mein Glas zu ihm. „Der Mond ist wie der Wirt“, murmelte ich. „Wenn wir gehen, macht er weiter.“

Wir kamen an der Unterführung vorbei, wo die Wände vollgeschmiert waren mit Sprüchen, die keiner mehr ernst nahm. „Freiheit“, „Revolution“, „Liebe“. Wörter, die so abgenutzt waren wie unsere Ausreden. Harry blieb kurz stehen, zündete sich eine Kippe an und sah auf das Wort „Freiheit“, das in krummer Schrift über einem Pimmelgraffiti stand. „Weißt du noch“, fragte er, „als wir dachten, Freiheit heißt, dass keiner uns sagt, was wir tun sollen? Heute heißt es: keiner gibt einen Fick, was wir machen.“ Heiner klopfte ihm auf die Schulter. „Freiheit heißt, nachts betrunken Bahngerüste hochzuklettern, obwohl du Rückenschmerzen hast“, sagte er. „Alles andere ist Theorie.“

Die Brücke war alt, rostig, halb verfallen, wie wir. Offiziell war der Zugang gesperrt, was in unserer Welt nur hieß: interessant. Der Automatenspieler kannte eine Stelle im Zaun, die so oft „zufällig“ aufgebogen worden war, dass sie aussah wie ein zweiter Eingang. „Hier“, flüsterte er, als würde uns jemand belauschen, obwohl weit und breit niemand war, außer dem Mond und ein paar schlaflosen Tauben.

Wir quetschten uns durch den Spalt, einer nach dem anderen. Mein Bauch blieb fast hängen, die Jacke riss an einer Stelle, die schon vorher dünn war. „Wir sind wirklich nicht mehr die Jüngsten“, keuchte ich, als ich drüben war. Der Kobold stand auf einem alten Pfeiler und applaudierte. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte er. „Ihr habt die Sicherheitszone verlassen. Willkommen im Bereich, in dem keine Versicherung mehr zahlt.“

Die Treppe hoch zum Gerüst war schmal und voller Dreck. Jede Stufe knackte, als würde sie uns nicht trauen. Ich packte mich am Geländer fest, das sich kalt und feucht anfühlte, wie die Hand eines Toten. Mit jedem Meter wurde der Mond größer. Der Himmel tat so, als würde er näher kommen. Ich spürte meinen Puls in den Ohren, die Leber in der Seite, das Bier im Kopf. „Wenn wir hier runterfliegen“, keuchte Heiner hinter mir, „steht in der Zeitung: Betrunkene Idioten stürzen vom Bauwerk. Keiner wird schreiben, dass wir wenigstens den Mond sehen wollten.“

Oben angekommen, standen wir auf einer Art Plattform, einem Stück Metall, das eigentlich dazu gedacht war, Männer mit Werkzeugen zu tragen, nicht alte Säufer mit Reststolz. Unter uns die Stadt, vor uns die Schienen, über uns der Mond. Er war wirklich näher, so nah, wie solche Dinge halt sein können, wenn man schon zwei, drei Bier Intus hat und zu wenig Schlaf im Konto. Weiß, groß, leicht grau am Rand. Eine flache Scheibe am Himmel, als hätte einer ein Loch in die Dunkelheit gestanzt.

Wir setzten uns, mehr aus Sicherheitsgründen als aus Komfort. Keiner traute seinen Beinen mehr so richtig. Der Automatenspieler kippte sich den Rest seines Biers rein, hielt das leere Glas hoch Richtung Himmel. „Auf dich, du alter Scheinwerfer“, rief er. „Du siehst alles und sagst nichts. Du wärst ein guter Wirt.“ Harry lachte schief. „Der würde uns aber nicht anschreiben lassen“, sagte er. „Der würde jeden Abend Strich machen.“

Der Kobold lief am Rand der Plattform entlang, als sei er schwindelfrei. „Ihr seht aus wie die letzten Apostel“, sagte er. „Nur ohne Hoffnung auf Auferstehung. Vier Typen auf einer Brücke, die glauben, sie könnten den Mond austrinken, indem sie sich selber löschen.“ Er setzte sich auf meine Schulter, lehnte den Kopf an meine Schläfe. „Na los“, flüsterte er. „Trink. Stell dir vor, jeder Schluck macht ihn kleiner.“

Ich hob mein Glas, sah in das Bier, dann in den Himmel. Der Mond spiegelte sich schwach in der Oberfläche, verwackelt von meinen zittrigen Händen. Für einen Moment sah es so aus, als würde ich ihn wirklich im Glas halten. Nur einen winzigen, gelben Fleck, wie eine Münze

ganz unten im Trinkgeldglas, die keiner rausfischt. Ich nahm einen Schluck. Der Mond blieb, wo er war. Aber in meinem Kopf verschob sich etwas.

Heiner kramte eine kleine Flasche Billigschnaps aus der Jacke. „Hab gedacht, wir brauchen noch was Stärkeres“, sagte er. „Nicht, dass wir mit halbem Mut hier stehen.“ Er schraubte sie auf, reichte sie rum. Wir tranken direkt aus der Flasche, jeder einen Zug, der in die Brust fuhr wie eine rostige Schraube. Der Geschmack war aggressiv, süß, billig. Der Mond wurde dadurch nicht freundlicher, aber der Abstand zwischen uns und der Vernunft wurde größer.

„Weißt du, was ich mir manchmal einbilde?“, sagte Harry nach einer Weile. „Dass da oben irgendwer sitzt und zählt, wie oft wir uns betrinken, statt irgendwas zu ändern. Und dass er sich denkt: ‚Na gut, dann halt so.‘“ Der Automatenspieler schnaubte. „Wenn da jemand zählt, hat der besseres zu tun, als auf uns zu achten“, meinte er. „Wir sind Fußnoten, keine Hauptfiguren.“ Heiner nickte in Richtung Himmel. „Wer so lange da oben hängt, hat alles schon gesehen“, sagte er. „Wir sind maximal eine Wiederholung.“

Der Kobold kicherte. „Ihr unterschätzt eure Unterhaltungswert“, sagte er. „Ihr seid wie diese Nebenhandlung in einem schlechten Roman, die besser ist als die Hauptstory, aber nie jemand liest sie zu Ende.“ Ich zündete mir oben noch eine Kippe an – wahrscheinlich das Dümmste, was man auf einem Metallgerüst über Schienen tun kann –, und sah zu, wie der Rauch nach oben zog, als wollte er mit dem Mond verhandeln.

„Die Nacht, in der wir den Mond austranken“, murmelte ich vor mich hin. „Stell dir vor, wir wachen morgen auf, gucken in den Himmel – und da ist nix mehr. Nur schwarz.“ Heiner lachte heiser. „Würden wir nicht merken“, sagte er. „Wir gucken doch eh nicht mehr hoch, wenn wir wieder unten sind. Wir starren nur noch aufs Glas, den Boden, den Fernseher. Der Mond ist nur heute wichtig, weil wir ihn ausnahmsweise mal sehen.“

Wir tranken weiter, ohne zu wissen, wofür. Nicht auf irgendwas, nicht gegen irgendwas. Einfach nur, weil es das war, was wir konnten. Der Mond hing über uns, unbeeindruckt. Er sah aus, als hätte er all das schon tausendmal beobachtet: Männer auf Brücken, Frauen auf Balkonen, Kinder, die nicht schlafen können, Betrunkene, die glauben, dass Licht irgendwas ändert.

Irgendwann fing die Kälte an zu kriechen. Durch die Jacken, in die Knochen, in die Finger, die die Gläser nicht mehr so fest halten konnten. Der Schnaps wärmte nur noch in der ersten Sekunde, danach machte er die Kälte von innen klarer. Der Automatenspieler rutschte ein Stück näher zur Mitte der Plattform. „Ich hab keinen Bock, heute als Feature im Lokalteil zu enden“, murmelte er. „‚Vier Idioten trinken sich den Mut zum Runterfallen an‘.“

Der Kobold gähnte. „Ihr seid feige“, sagte er. „Nicht mal ordentlich abstürzen kriegt ihr hin.“ Ich schüttelte den Kopf. „Für einen grammgroßen Kobold hast du Maul für drei Leben“, sagte ich. „Wir sind nicht hier, um was zu beweisen. Wir sind hier, weil wir nicht wissen, wohin mit uns.“ Er nickte. „Genau“, sagte er. „Und das ist das Traurigste an der ganzen Nummer.“

Der Mond hing immer noch, als wir beschlossen, wieder runterzugehen. Er war nicht kleiner geworden. Nur wir.

Der Abstieg war schlimmer als der Aufstieg. Nüchtern ist runter leichter als rauf. Betrunken ist es umgekehrt. Jede Stufe sah aus, als könnte sie der letzte Fehler sein. Meine Hand klebte am Geländer, als wäre da plötzlich Klebstoff, dabei war es nur Angstschweiß. Der

Automatenspieler ging vor, langsam, konzentriert. Heiner murmelte irgendwas von „immer schön drei Punkte, zwei Füße, eine Hand“, als würde er eine Sicherheitsunterweisung geben. Harry lachte zwischendurch, dieses dünne Lachen, das sagt: „Ich hab Schiss, aber ich lass mir nichts anmerken.“

Der Kobold saß wie ein kleiner, mieser Schutzengel auf dem Geländer und schwang die Beine. „Wenn einer fliegt“, sagte er, „bin ich übrigens raus. Ich kann nicht alles retten. Ich bin kein heiliges Anhängsel, nur ein Kommentator.“ Ich knurrte. „Wenn einer fliegt, war es deine Idee“, zischte ich. „Dann kannst du wenigstens Blumen auf die Schienen legen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ihr seid immer froh, wenn ich euch schubse. Nur wenn die Landung wehtut, bin ich schuld.“

Wir schafften es alle wieder runter, was mich fast mehr wunderte als alles andere an diesem Abend. Unten sah die Welt wieder klein aus. Die Häuser waren keine Modelle mehr, sondern wieder Blöcke. Der Mond hing immer noch oben, aber er war wieder ein Stück weiter, oder schien nur so. Vielleicht hatte ich mich an ihn gewöhnt. Vielleicht hatte er sich an mich gewöhnt. Wir standen unter der Brücke, atmeten schwer, lachten zu laut, um uns selbst zu beruhigen.

„Wir leben noch“, sagte Heiner, als müsste er das laut aussprechen, sonst würde es nicht stimmen. Harry klopfte ihm auf den Rücken. „Nicht so schnell“, meinte er. „Warte mal den Morgen ab.“ Der Automatenspieler sah auf seine Hände, als könnte er darin ablesen, wie knapp es war. „Ich hab festgestellt“, sagte er, „dass ich nüchtern noch viel mehr Angst vor dem Runterfallen hätte. Vielleicht bin ich nur mutig, wenn ich schon halb tot bin.“

Der Kobold gähnte, sah zum Mond. „Ihr habt es versucht“, sagte er. „Ihr habt getrunken, ihr wart oben, ihr habt ihn angeschaut. Mehr ist nicht drin. Der Mond gehört euch nicht. Ihr gehört euch nicht mal selbst.“ Ich wollte ihm widersprechen, aber die Worte kamen nicht. Vielleicht, weil ich wusste, dass er recht hatte. Vielleicht, weil mein Gehirn gerade alle Kapazitäten brauchte, um meine Beine zum Laufen zu überreden.

Der Weg zurück zum Schlusslicht war stiller. Wir hatten das meiste gesagt, was es zu sagen gab. Der Vollmond hing uns im Nacken wie ein Scheinwerfer bei einer Polizeikontrolle. „Wenn uns jetzt einer anhält und fragt, wo wir herkommen“, murmelte Harry, „sagen wir was? Vom Mond? Aus der Kirche? Vom Sport?“ Heiner schnaubte. „Wir sagen gar nichts. Wir gucken und hoffen, dass sie sich denken: ‚Zu alt für Stress‘.“

Vor der Kneipe stand Rolle, eingewickelt in seine Jacken, die Plastiktüte an sich gedrückt. Er sah uns an, als wären wir gerade von einer anderen Welt zurückgekommen. Vielleicht sahen wir auch so aus. Schweiß, Rauch, Schnaps in den Augen. Der Mond stand über dem Schild „Schlusslicht“, als hätte er sich entschieden, den Rest der Nacht bei uns zu verbringen. Rolle grinste zahnlos. „Na, ihr Astronauten“, sagte er, „oben was gefunden?“

Ich blieb kurz stehen, sah ihn an. „Nix, was sich lohnt“, antwortete ich. „Nur mehr von dem hier.“ Ich machte eine vage Handbewegung in Richtung Häuser, Straße, Himmel, uns. „Und du?“, fragte ich. „Hast du was gefunden?“ Er zuckte mit den Schultern. „Deckung“, sagte er. „Und eine Kippe, die noch halb war. Mehr brauch ich für heute nicht.“ Der Kobold nickte respektvoll. „Der Mann hat verstanden, was Minimalismus ist“, meinte er.

Die Kneipe hatte schon zu. Der Wirt hatte die Rollläden halb unten, das Licht war gedimmt. Er öffnete uns noch mal, als er unsere Gestalten sah. „Ihr seid nicht mehr ganz sauber“, sagte

er, ohne Aggression. „Aber immerhin lebt ihr noch.“ Die Kellnerin sah uns an, schüttelte den Kopf. „Ihr stinkt nach Metall und Angst“, sagte sie. „Und das Bier ist alle.“ Ich sah auf die Uhr, die ausnahmsweise ging – oder ich war einfach zu besoffen, um zu merken, dass sie stand. Spät. Oder früh. Je nach Standpunkt.

„Wir wollten den Mond austrinken“, erklärte Harry, als wäre das eine legitime Bestellgrundlage. Der Wirt sah ihn an, dann mich, dann den Automatenmann, dann Heiner. „Hat er geschmeckt?“, fragte er. Heiner lachte rau. „Wie jede andere Ausrede“, sagte er. „Schön am Anfang, bitter am Ende.“ Der Wirt nickte. „Dann passt er hier rein“, meinte er.

Wir blieben nicht mehr lange. Die Müdigkeit war jetzt nicht mehr nur im Kopf, sie hatte den Körper übernommen. Diese Sorte Erschöpfung, bei der jede Bewegung zu viel ist, selbst das Glas zum Mund führen. Ich trank noch einen schlappen Rest, ohne zu wissen, ob es Bier oder Wasser war. Der Kobold saß auf der Kante des Aschenbechers und sah mich an. „Du weißt, was die Moral der Geschichte ist, oder?“, fragte er.

„Dass wir zu alt sind für Brückenklettern?“, versuchte ich. Er schüttelte den Kopf. „Dass ihr den Mond nicht austrinken könnt“, sagte er. „Ihr könnt euch nur einbilden, dass ihr’s tut. Ihr könnt in den Himmel glotzen, euch groß fühlen, einen Moment lang glauben, ihr wärt Teil von was – und am Ende steht ihr wieder hier, im Schlusslicht, mit denselben Problemen, derselben Leber, denselben offenen Rechnungen.“

Ich zog die Stirn kraus. „Also war’s für den Arsch?“, fragte ich. Er dachte kurz nach. „Nicht ganz“, meinte er. „Ihr wart mal kurz nicht nur am Tresen. Ihr habt euch bewegt. Ihr habt euch selbst gezeigt, dass ihr euch noch hochschleppen könnt, wenn es sein muss. Oben wart ihr klein, aber wach. Das ist mehr, als an den meisten Abenden passiert.“

Auf dem Weg nach Hause später – wieder die vertraute Strecke, wieder dieselben Laternen, wieder dieselben Schatten – war der Mond schon weitergewandert. Er hing tiefer, blasser, kleiner. Oder ich bildete mir das ein. Ich blieb noch einmal stehen, mitten auf dem Gehweg, sah hoch und hob die Hand, als würde ich ihm zuwinken.

„Wir sehen uns“, murmelte ich. „Beim nächsten Vollmond. Wenn wir dann noch klettern können.“ Der Kobold lachte leise. „Du wirst dann vielleicht nicht mehr hochgehen“, sagte er. „Aber du wirst wieder behaupten, du könntest. So seid ihr. Ihr trinkt auf Möglichkeiten, die ihr nie wahrnehmt.“

Ich schloss die Tür zu meiner Wohnung auf, trat in die Stille, die nach der Nacht noch lauter war als sonst. In der Küche stand alles wie immer. Aschenbecher, Briefe, Tisch. Kein Mond drin, nur das matte Licht der Deckenlampe. Ich setzte mich, ohne Jacke auszuziehen, und ließ den Kopf in die Hände sinken.

„Wir haben den Mond nicht ausgetrunken“, sagte ich. „Aber er hat uns ein Stück weiter leergemacht.“ Der Kobold setzte sich mir gegenüber, grinste schief. „Das nennt man Gleichstand“, sagte er. „Oder Unentschieden. Du gegen den Himmel. Eins zu eins, bis auf Weiteres.“

Ich legte mich hin, die Augen schwer, den Körper müde, den Kopf voller Bilder von Schienen, Metall, Licht. Und irgendwo dahinter der Gedanke, dass ich heute Abend, so hirnrissig das alles war, ein kleines Stück weiter aus meinem Loch gekrochen war als sonst. Nicht weit. Aber weiter.

Bevor ich wegknickte, hörte ich den Kobold noch flüstern: „Nächstes Mal trinken wir was, das näher liegt – deine Zukunft zum Beispiel.“ Dann war Ruhe. Und der Mond, den ich nicht ausgetrunken hatte, leuchtete weiter irgendwo da draußen, über einer Stadt voller Leute, die glaubten, er sei nur Deko.

Kapitel 27 – Clurichauns unsichtbare Zeche

Im Schlusslicht wird nichts vergessen. Der Wirt tut so, als wäre er ein bisschen verpeilt, weil das freundlicher wirkt, aber er weiß genau, wie viele Striche auf welchem Bierdeckel stehen. Er weiß, wer immer pünktlich zahlt, wer mit Ausreden kommt und wer sich leise aus dem Staub macht. Für jeden von uns gibt es irgendwo so einen Karton mit alten Deckeln, Gekritzel in Bleistift und Kugelschreiber, verschmierte Zahlen, durchgestrichene Beträge, Fragezeichen. Das ist unsere sichtbare Zeche. Die, die sich noch in Geld ausdrücken lässt.

Die unsichtbare Zeche führt der Kobold. Er braucht keine Bierdeckel, keinen Stift, kein Kassenbuch. Er hat mich. Und meinen Kopf. Und mein Leben. „Deine Schulden bei mir“, sagt er manchmal, „sind nicht in Euro zu rechnen. Und sie werden nicht in bar beglichen.“ Er lacht dann, so leise, dass nur ich es höre. Und ich weiß, er meint damit alles, was ich irgendwann verprasst habe, weil er mir ins Ohr geflüstert hat, dass es egal sei: Zeit, Chancen, Menschen, Vertrauen, Gesundheit. Dinge, die keine Preisschilder haben, aber irgendwann wie eine Endabrechnung vor dir stehen.

Eines Abends, als der Laden wieder in diesem halb vollen, halb toten Zustand war, in dem nichts Großes passiert und trotzdem alles wehtut, stand der Wirt vor der Kasse, ein Stapel bierdurchtränkter Deckel in der Hand. Er blätterte durch, seufzte, schrieb was ab, warf manche weg, steckte andere in eine Zigarrenkiste. „Inventur in der Katastrophe“, murmelte ich. Die Kellnerin lachte kurz. „Das hier ist nichts“, sagte sie. „Du solltest mal sehen, was ihr hier emotional anschreibt.“

Der Kobold sprang auf den Kistenrand, balancierte auf den Bierdeckeln wie ein Artist. „Da sind die Amateure“, flüsterte er. „Die mit ihren paar offenen Bieren, ein paar Schnäpse, ein paar Tagen Zahlungsaufschub. Meine Kartei ist größer.“ Er deutete auf meinen Kopf. „Alles, was du dir schöngetrunken hast. Alles, wo du gesagt hast: ‚Scheiß drauf, morgen.‘ Jeder Abend, an dem du lieber hier warst als bei irgendwem, der echt was von dir wollte. Das ist meine Zeche.“

Ich bestellte ein Bier, obwohl ich noch eins vor mir stehen hatte. „Schreib’s auf“, sagte ich zu dem Wirt. Er nickte, machte einen Strich. „Wie viele hab ich offen?“, fragte ich, ohne wirklich wissen zu wollen. Er sah auf den Deckel, dann auf mich. „Mehr als mir lieb ist“, murmelte er. „Aber weniger, als du glaubst.“ Das sollte wahrscheinlich trösten, tat es aber nicht. Denn ich wusste: Er redete von Geld. Der Kobold grinste mich im Spiegel an. „Bei mir ist es umgekehrt“, sagte er. „Du schuldest mir mehr, als dir lieb ist, und weniger, als du glaubst. Der Witz ist: Du weißt nicht, was teurer ist.“

Heiner blieb an dem Abend länger am Tresen stehen, als er zahlen wollte. „Du, Chef“, sagte er, „streich mal die drei Schnäpse von letzter Woche. Die krieg ich grad nicht gewuppt.“ Der Wirt sah ihn an, dachte nach, wiegt ab, rieb sich das Kinn. Dann nickte er. „Gut“, sagte er. „Aber dann machst du nächsten Monat nicht wieder denselben Zirkus.“ Heiner hob die Hand.

„Versprochen.“ Wir alle wussten, dass dieses Versprechen so viel Wert hatte wie ein durchweichter Bierdeckel.

„Schau“, raunte der Kobold, „so läuft das bei euch: Einer streicht dir was, wenn du ihn nett genug anguckst. Oder wenn er dich lang genug kennt. Offene Zeche ist immer Verhandlungssache.“ Er zog mit beiden Händen eine imaginäre Liste aus meiner Brust. „Bei mir wird nichts gestrichen. Ich arbeite mit Erinnerungen. Die werden nicht weniger, wenn du auf nett machst.“ Ich versuchte, ihn wegzudenken. Es gelang nicht.

Ich fing an, darüber nachzudenken, wann die unsichtbare Zeche angefangen hatte. Vielleicht an dem Abend, an dem ich zum ersten Mal statt nach Hause ins Schlusslicht gegangen war und gedacht hatte: „Ach komm, morgen ist auch noch ein Tag.“ Vielleicht damals, als ich meine Tochter versetzt hatte, weil Harry „nur kurz einen trinken“ wollte und aus kurz wieder mal lang wurde. Vielleicht, als ich das erste Mal beim Arzt gelogen hatte. „Ich trinke gelegentlich.“ Klingt harmlos. Kostet extra.

„Du zahlst ja nie direkt“, erklärte der Kobold, als wir mal wieder zusammen am Klo standen und ich in den versifften Spiegel sah. „Du bestellst immer auf morgen. Jede Entscheidung auf Pump. Heute Spaß, morgen Konsequenz. Heute Kneipe, morgen Kater. Heute Klappe auf, morgen Schuldgefühl. Und du wunderst dich, dass der Stapel wächst.“ Er klopfte mir vor die Stirn. „Hier drin liegt dein ganzes Anschreibebuch.“

Ich stellte mir vor, wie es aussehen würde, wenn die unsichtbare Zeche sichtbar wäre. Wenn der Wirt nicht nur Bierdeckel hätte, sondern Ordner mit meinem Namen drauf, voll mit all den Dingen, die ich vor mir herschiebe. Ein Ordner „Familie“, einer „Gesundheit“, einer „Arbeit“, einer „Versprechen, die du nicht gehalten hast“. Und jedes Mal, wenn ich ins Schlusslicht komme, macht einer stumm einen neuen Strich. Nicht in Euro, sondern in verlorenen Stunden, verpassten Anrufen, verschobenen Terminen, kaputtgerauchten Morgen.

Die Kellnerin lehnte sich über den Tresen, sah auf meinen Deckel. „Du bist gar nicht so schlimm wie manch anderer“, sagte sie. „Du zahlst immerhin meistens irgendwann.“ Ich zuckte die Schultern. „Manchmal“, gab ich zurück. „Und nur das, was du siehst.“ Der Kobold grinste breiter. „Wenn sie wüssten“, flüsterte er. „Wenn sie sehen könnten, was bei dir alles schon unter ‚Mach ich später‘ verbucht ist, würden sie dir wahrscheinlich nicht mal mehr ’n Wasser auf Rechnung geben.“

Es war einer dieser Abende, an denen ich mich nicht so sehr betrunken fühlte von Alkohol, sondern von all dem, was mitlief: der Blick der Kellnerin, wenn ich zum dritten Mal „nur noch eins“ sagte; das angespannte Seufzen des Wirts, wenn wieder jemand um „noch eine Woche Gnadenfrist“ bettelte; das Geräusch von Münzen im neuen Trinkgeldglas. Alles kleine Buchungen im unsichtbaren Konto.

Später, auf dem Heimweg, lief der Kobold neben mir her, wie ein Buchhalter, der gerade seine Zahlen überprüft hat. „Du denkst immer, ich wäre der, der nie zahlt“, sagte er. „Aber in Wahrheit bin ich der, der nie kassiert. Ich brauch dein Geld nicht. Ich brauch nur, dass du weiter anschreibst. Je voller das Konto, desto interessanter bist du für mich.“ Ich blieb stehen, irgendwo zwischen zwei Laternen, und sah ihn an. „Und wann kommt deine Rechnung?“, fragte ich. Er lächelte. „Die kommt nicht wie beim Wirt, am Ende vom Monat“, sagte er. „Die kommt wie ein Schlag. Irgendwann. Wenn du denkst, du hättest es fast geschafft.“

Die sichtbare Zeche, dachte ich, kriege ich vielleicht mit Glück und guter Laune noch irgendwie geregelt. Ein paar Fuffis hier, ein Witz da, ein Abend ohne Zechenflucht. Die unsichtbare Zeche ist eine andere Liga. Da hilft kein Trinkgeld, kein Spruch, kein „Schreib's auf mich". Die wird woanders beglichen. Und genau das fing an, mir Angst zu machen, obwohl ich offiziell schon zu alt für Angst war.

Es ist leicht, auf andere zu zeigen, wenn es um offene Rechnungen geht. Der, der gestern wieder gegangen ist, ohne zu zahlen. Der, der ständig anschreiben lässt und dann Monate nicht auftaucht. Der, der immer „nächstes Mal" sagt und nie eine Brieftasche dabeihat. Wir am Stammtisch sind Profis darin, diese Leute aufzuzählen, mit Namen, Daten, Geschichten. Es fühlt sich gut an. Solange wir über die reden, sind wir nicht dran.

Eines Abends kam „Doc" wieder rein – der mit dem geklauten Trinkgeldglas, der, der klein mit Hut wurde, als raus war, dass er sich am einzigen ehrlichen Geld der Bude vergriffen hatte. Er sah ein bisschen besser aus als beim letzten Mal, nicht gesund, aber weniger grau. Er setzte sich an den Tresen, bestellte ein Wasser, dann ein kleines Bier, bezahlte beides sofort, legte sogar noch was ins neue Glas. „So", sagte er. „Damit ihr wisst, ich kann auch anders."

Der Wirt nickte, nahm das Geld, sagte nichts Großes dazu. Die Kellnerin lächelte kurz, dieses knappe Lächeln, in dem gleichzeitig drinsteht: „Ich hab's gesehen" und „Ich vergesse nicht so schnell". Der Kobold hockte sich neben Doc aufs Holz, sah ihn prüfend an. „Der nimmt seine unsichtbare Zeche ernst", meinte er zu mir. „Der wacht nachts auf und weiß, dass er nicht nur Münzen, sondern Respekt geklaut hat. Das ist teurer."

Doc setzte sich später zu uns an den Stammtisch, vorsichtig, als wäre der Stuhl ein Stresstest. „Ich hab Schulden überall", sagte er irgendwann. „Beim Amt, bei der Bank, bei meiner Ex, beim Wirt, bei mir selbst. Aber interessanterweise sind die schlimmsten die, die keiner eintreibt. Die Blicke, die du kassierst. Das, was du nicht mehr geradebiegen kannst." Er nahm einen Schluck von seinem inzwischen zweiten Bier – bezahlt, in bar. „Die Zeche bei euch", er deutete auf uns, „ist billiger. Die da draußen, bei Leuten, die mal was von mir gehalten haben… die kann ich gar nicht in Zahlen fassen."

Der Kobold nickte. „Na siehst du", flüsterte er mir zu. „Er hat's kapiert. Die teuerste Zeche ist die unsichtbare. Die, die du bei Menschen anschreibst, die noch glauben, dass du irgendwann auftauchst und dein Teil machst." Er sah mich dann direkt an. „Die, die du bei deiner Tochter hast. Deiner Enkelin. Bei deiner eigenen Gesundheit. Bei der Kellnerin, die für dich schon mehr Verständnis aufgebracht hat, als du verdient hast. Guck hin, Alter."

Ich tat, was ich immer tue, wenn es unangenehm wird: Ich redete. „Wir haben alle unsere Leichen", sagte ich in die Runde. „Unsere offenen Rechnungen. Ich hab auch Leute hängen lassen. Jobs geschmissen, ohne Bescheid zu sagen, Frauen ignoriert, die mehr wollten, als ich geben konnte, Versprechen gemacht, die ich schon im Moment des Aussprechens angezündet habe." Ich lachte kurz, aber es blieb im Hals stecken. „Ich glaub, ich hab mehr unsichtbare Schulden als sichtbare."

Heiner nahm einen Zug von seinem Bier, wischte mit der Hand über den Mund. „Sichtbare Schulden kannst du verhandeln", sagte er. „Ratenzahlung, Vergleich, Insolvenz, so Zeugs. Unsichtbare Schulden bleiben. Die kannst du höchstens überlagern, mit neuen Situationen, neuen Leuten, neuen Ausreden. Aber wenn du Pech hast, holt dich irgendwas ein." Harry nickte. „Manchmal reicht ein Anruf", murmelte er. „Eine Stimme, die du seit Jahren nicht gehört hast. Und auf einmal stehen alle alten Rechnungen wieder im Flur."

Ich dachte an mein Handy, an all die Nachrichten, auf die ich nicht geantwortet hatte. „Meld dich mal“, „Wie geht’s dir?“, „Opa, kommst du nächste Woche vorbei?“. Das sind keine Drohbriefe. Das sind Mahnungen in anderer Sprache. Jede unbeantwortete Nachricht ist eine kleine offene Zeile auf Clurichauns unsichtbarer Liste. Ich sah kurz auf meine Hände und fragte mich, wie viele unbezahlte Abende in ihnen stecken.

„Weißt du noch“, mischte sich die Kellnerin ein, die an unserem Tisch vorbeikam, „als du mal meintest, du kommst an meinem freien Tag vorbei und hilfst mir beim Umzug? Und dann bist du nicht aufgetaucht, ohne Bescheid zu sagen?“ Sie sagte es nicht böse, eher neugierig, als würde sie einen präparierten Zahn anstupsen. Ich zuckte zusammen. Ich hatte das verdrängt. Für mich war das einer dieser typischen „vergessen, betrunken gewesen, sorry“-Momente. Für sie war es eine dieser unsichtbaren Zeilen.

„Ich hatte…“, setzte ich an, dann brach ich ab. Was hatte ich? Zu viel getrunken? Zu viel Angst vor Kartons? Zu wenig Bock, jemandem zu helfen, der mich nur im Kontext Theke kennt? „Ist schon lange her“, murmelte ich. Sie nickte. „Ja“, sagte sie. „Aber der Rücken hat sich noch dran erinnert.“ Der Kobold applaudierte leise. „Merke: auch Kleinigkeiten gehen auf die unsichtbare Zeche. Nicht nur die großen Dramen.“

Doc nickte langsam. „Ich hab irgendwann gemerkt“, sagte er, „dass ich mein Leben führe wie einen schlecht geführten Laden. Einnahmen: kaum. Ausgaben: alles. Und ich hab die Bücher gefälscht. Vor mir selbst. Hab immer so getan, als wäre das ein Engpass, eine Phase, ein Pech. Und dann stand ich irgendwann da, bilanziert – und gemerkt: ich bin pleite an Würde.“ Er sah auf sein halbleeres Glas. „Seitdem zahl ich alles bar. Und sag öfter Nein.“

Der Automatenspieler, der die meiste Zeit schwieg, meldete sich zu Wort. „Ich hab meinem Bruder mal Geld versprochen“, sagte er, „als der seine Firma aufziehen wollte. Nicht viel, aber für ihn damals wichtig. Ich hab’s verzockt, noch bevor ich es ihm gegeben hatte. Hab ihm erzählt, das Konto wäre gesperrt worden. Er hat mir geglaubt. Seine Firma ist trotzdem baden gegangen. Ich hab nie wieder gefragt, wie’s ihm geht.“ Er lachte kurz, bitter. „Das steht bei mir bei der unsichtbaren Zeche ganz oben.“

Der Kobold zeigte mit den Fingern in die Runde, als würde er Lose ziehen. „Ihr seid alle voll bis unters Dach“, sagte er. „Nicht nur mit Alkohol. Sondern mit Geschichten, die nie richtig abgeschlossen wurden. Jede nicht geführte Entschuldigung, jeder nicht gemachte Besuch, jeder gezogene Rückzug – alles auf meiner Liste. Ich kassier nicht in Geld. Ich kassier in schlaflosen Nächten und in diesen Momenten, in denen ihr im Bus sitzt und plötzlich denkt: Scheiße, ich hätte…“

„Ich hab manchmal diese Bilder“, gab ich zu, „von den Sachen, die ich nicht gemacht habe. Geburtstage, die ich verpasst hab. Gespräche, vor denen ich weggelaufen bin. Möglichkeiten, die ich so lange aufgeschoben habe, bis sie jemand anders genommen hat. Und jedes Mal sag ich: ‚Ja, schon, aber damals war gerade alles schwierig.‘“ Ich nahm einen Schluck. „Ist auch ’ne Form von Betrug. Nur ohne Anwalt.“

Die Kellnerin lehnte sich an den Türrahmen, sah uns eine Weile zu. „Ihr redet immer von der Bar“, sagte sie. „Von der Zeche hier drin. Aber die schlimmste Rechnung schreibt euch das Leben, wenn ihr irgendwann viel zu früh im Krankenhaus aufwacht oder allein sterbt und keiner räumt eure Wohnung auf, weil keiner mehr da ist, der euren Namen noch irgendwo hängen hat.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ich seh viele kommen und gehen. Die, die sich rechtzeitig um ihre unsichtbaren Rechnungen kümmern, sind später weniger allein.“

Ich tat das, was ich am besten kann: Ich nickte und tat, als würde ich mir das merken. Der Kobold schnaubte. „Du wirst dir das auch merken“, sagte er. „Aber nicht so, wie du glaubst. Du packst das in die Schublade „Erkenntnisse“, holst es raus, wenn du betrunken bist, redest drüber, bekommst ein bisschen Mitleid und Verständnis – und am nächsten Tag machst du weiter wie vorher.“ Er grinste. „Das ist das Tolle an dir. Du bist konsequent inkonsequent.“

Auf dem Heimweg war die Straße leer, aber mein Kopf voll. Ich dachte daran, wie leicht sich Geldschuld in Raten abbezahlen lässt, wenn beide Seiten großzügig sind. Und wie schwer es ist, unsichtbare Zechen zu begleichen. Du kannst deine Enkel nicht nachträglich in den Arm nehmen, wenn sie groß sind. Du kannst deine Leber nicht rückgängig gesund trinken. Du kannst Tage, die du verpennt hast, nicht zurückholen. Die unsichtbare Zeche bei Clurichaun ist eine, die du nicht in Scheinen hinlegst. Du bezahlst sie mit den Teilen von dir, die du irgendwann gerne noch gehabt hättest.

Irgendwann kam der Abend, an dem der Wirt beschloss, eine richtige Inventur zu machen. Nicht nur beim Bier, beim Schnaps, bei den Chips hinter der Theke, sondern bei den offenen Deckeln. „Ich will wissen, wer hier eigentlich mein Laden ist und wer nur mein Kühlschrank“, sagte er. Die Kellnerin rollte die Augen, half ihm aber. Sie stapelten die Bierdeckel, sortierten sie nach Namen, nach Höhe, nach Alter. Es sah aus wie eine Mischung aus Papierfriedhof und Museum.

Wir saßen am Stammtisch und guckten zu, wie unsere eigenen Deckel in verschiedenen Haufen landeten. „Du bist im Mittelfeld“, meinte Heiner zu mir. „Keine Top-Schuld, aber auch kein Unschuldslamm.“ Harry lachte. „Ich bin seit Jahren auf der Hochrisikoliste“, sagte er. „Die lassen mich nur weiter anschreiben, weil ich so was wie Inventar bin. Wer verkauft schon den Tisch, auf dem er seine Gläser abstellt?“ Der Automatenspieler murmelte, dass er lieber nicht wissen wolle, wie viel er dem Wirt in Summe schon durchlassen ließ.

Der Kobold saß auf der Kiste mit den ältesten Deckeln und sah aus wie ein König auf seinem Thron. „Ach Kinder“, seufzte er, „ihr habt ja keine Ahnung, wie harmlos das hier noch ist. Das sind alles Beträge, die man theoretisch mit zwei guten Monaten aufholen könnte. Vielleicht mit drei, in eurem Zustand. Die wirklich interessante Inventur findet woanders statt.“ Er tippte mir gegen die Brust. „Da drin. Und da gibt’s keine Kellnerin, die dir ab und zu was erlassen kann.“

Der Wirt kam irgendwann mit einer Liste zu uns rüber. „Ich sag euch das jetzt mal“, meinte er. „Nicht, weil ich euch rausschmeißen will, sondern weil ich wissen will, ob ihr euch selber noch ernst nehmt.“ Er las Zahlen vor. Summen, die sich aus Jahren zusammengesetzt hatten. Ein paar Euro hier, ein Bier da, ein Schnaps mehr, ein „Ich geb’s dir nächste Woche“, ein „Schreib drauf“. In Summe ergaben sie etwas, das man nicht mehr unter „Kleinkram“ verbuchen konnte.

Als er meinen Betrag nannte, war er niedriger, als ich befürchtet hatte, aber höher, als ich zugeben wollte. Ich nickte, tat so, als würde ich im Kopf schnell überschlagen. „Kommt hin“, sagte ich. „Wenn ich nächsten Monat was übrig hab, bring ich’s mit.“ Er sah mich an, lang, müde. „Das sagst du seit drei Jahren“, meinte er. „Aber gut. Ich hab dich schon bei Schlimmeren anschreiben lassen, die dann irgendwann verschwunden sind.“

Der Satz traf mich seltsamerweise härter als die Zahl. „Verschwunden“ klang nicht nur nach „anderen Kneipen“. Es klang nach Friedhof, Klinik, andere Stadt, Rückzug. Menschen, die irgendwann einfach nicht mehr kamen. Kein Abschied, kein „Macht’s gut“, nur ein leerer

Platz am Tresen. Die Kellnerin hatte mal gesagt: „Wenn einer lange genug nicht mehr auftaucht, geh ich davon aus, dass er entweder nüchtern wurde oder tot ist.“ Beide Möglichkeiten kamen im Schlusslicht ungefähr gleich selten vor.

Der Kobold kicherte. „Stell dir dieselbe Inventur bei mir vor“, sagte er. „Stapelweise Deckel mit Dingen drauf wie: ‚Anruf nicht gemacht‘, ‚Entschuldigung nicht ausgesprochen‘, ‚Arzttermin verschoben‘, ‚Jobchance weggesoffen‘, ‚letzte Liebe mit kaputten Versprechen verjagt‘. Und dann so eine Summe drunter, bei der selbst Gott sagt: ‚Dafür hab ich keinen Zahlungplan mehr.‘“ Er spreizte die Arme. „Willkommen in meiner Buchhaltung.“

Ich dachte zum ersten Mal so richtig darüber nach, was wäre, wenn es so etwas wie einen letzten Abend gäbe. Nicht pathetisch, nicht mit Ansage, kein dramatischer Filmabspann. Einfach ein Abend wie jeder andere, an dem ich im Schlusslicht sitze, trinke, rauche, Sprüche mache, heimwanke – und irgendwas in mir beschließt: Das war’s. Ob Herz, Leber, Zufall oder Pech, egal. Irgendwo im System kippt ein Schalter. Und die Frage ist: Mit wie vielen offenen Rechnungen geh ich aus der Tür?

„Die sichtbare Zeche krieg ich vielleicht noch irgendwie geregelt“, sagte ich später laut, mehr zu mir selbst als zu den anderen. „Aber was ist mit dem Rest?“ Heiner zog die Stirn kraus. „Mit welcher Bank willst du denn über Reue verhandeln?“, fragte er. „Da gibt’s keine Ratenzahlung. Du kannst dich höchstens entschuldigen, solange du noch das Maul aufkriegst. Danach wird’s schwierig.“ Harry nickte langsam. „Mein Alter ist gestorben, ohne sich bei uns entschuldigt zu haben“, sagte er. „Hat mich früher wütend gemacht. Heute denk ich: Der konnte nicht mehr. Der hatte nicht die Sprache dafür. Vielleicht hab ich sie auch nicht.“

Die Kellnerin stellte uns eine Runde hin. „Hausrunde“, sagte sie, „damit ihr wenigstens heute nichts schuldet.“ Der Wirt brummte missbilligend, ließ sie aber machen. „Ihr überschätzt euren Einfluss auf die Welt“, meinte sie, und ihre Stimme war viel sanfter, als die Worte vermuten ließen. „Da draußen laufen genug rum, die reich sind an Geld und arm an allem anderen. Ihr seid halt arm an beidem. Aber ihr wisst zumindest, dass ihr Schulden habt. Das ist mehr, als manche je kapieren.“

Der Kobold lächelte schief. „Sie hat recht“, murmelte er. „Selbsterkenntnis ist kein Zahlungsmittel, aber vielleicht ein Trinkgeld.“ Ich sah ihn an. „Glaubst du, es gibt so was wie einen Moment, in dem die unsichtbare Zeche fällig wird?“, fragte ich. „So richtig? Dass einer kommt und sagt: ‚Jetzt.‘“ Er sah hoch zur Decke, als würde er in einem imaginären Kalender blättern. „Bei manchen ist es ein Unfall“, sagte er. „Bei anderen eine Diagnose. Bei wieder anderen ein Blick in den Spiegel, der sie auf einmal wirklich trifft. Bei dir…“ Er hielt inne. „…bei dir ist es eher ein schleichender Prozess. Du kriegst sie in Tagesraten. Kleine Raten an Einsicht. Ob du sie benutzt, ist deine Sache.“

Später, als ich nach Hause ging, fühlte sich die Luft schwerer an als sonst. Nicht, weil mehr Rauch drin war, sondern weil ich mir zum ersten Mal bewusst vorstellte, wie es wäre, die unsichtbare Zeche nicht komplett unbezahlt zu lassen. Ich dachte an einen Anruf bei meiner Tochter. An einen Besuch, der nicht an einer Kneipe endet. An einen Arzttermin, den ich nicht absage. An einen Abend, den ich zuhause verbringe, ohne Fernseher, ohne Flasche, nur mit dem unangenehmen Gefühl, mir selber beim Denken zuzuhören.

„Das klingt nach Arbeit“, sagte ich zum Kobold, als wir die Treppe hochgingen. Er grinste. „Ist es auch“, meinte er. „Und ich bin der Letzte, der es dir leicht machen will. Ich lebe von deinem Aufschieben. Aber selbst ich bin neugierig, wie weit du kommst, bevor alles krachen

geht.“ Er sprang auf das Geländer, sah zu mir runter. „Du glaubst übrigens, ich hätte keine eigene Zeche?“, sagte er dann. „Stimmt nicht ganz. Ich schulde dir auch was.“

Ich blieb stehen. „Was denn?“, fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Gesellschaft“, sagte er. „Ich bleib bei dir, bis du entweder aussteigst oder untergehst. Ich könnte längst zu einem jüngeren, dümmeren Modell wechseln, das noch glaubt, saufen wäre Rebellion. Aber ich häng an dir. Du bist alt genug, um es besser zu wissen, und dumm genug, es nicht zu tun. Das ist die perfekte Mischung.“

In der Wohnung setzte ich mich wie immer an den Küchentisch, der Aschenbecher wie ein kleiner Vulkan vor mir, die Briefe wie geologische Schichten meines Versagens. Ich zündete mir eine an, obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, es heute zu lassen. Die unsichtbare Zeche grinste aus jeder Ecke: in Form von Dingen, die schon lange erledigt sein müssten, von Nummern im Handy, die ich seit Jahren nicht mehr angerufen hatte, von Fotos, die ich nicht mehr ansah, weil der Mann darauf jemand war, der noch so tat, als hätte er Zeit ohne Ende.

„Die gute Nachricht“, sagte der Kobold, „ist: Noch steht keiner vor der Tür, mit einem Klemmbrett, und sagt: ‚So, bitte einmal alles unterschreiben.‘ Die schlechte Nachricht: Du merkst, dass der Tag näher rückt, an dem du nicht mehr aufschieben kannst.“ Ich blies den Rauch zur Seite. „Glaubst du, es ist irgendwann zu spät?“, fragte ich. Er lächelte trist. „Für Perfektion ja“, sagte er. „Für Restanstand nie.“

Ich saß da, die Zigarette in der Hand, und dachte, vielleicht ist das Clurichauns unsichtbare Zeche: nicht die Strafe selbst, sondern das Wissen darum. Das ständige Bewusstsein, dass hinter der sichtbaren Theke noch eine andere steht, an der irgendwann abgerechnet wird. Nicht in Euro, nicht mit Strichen auf Bierdeckeln, sondern mit dem, was du am Ende noch über dich sagen kannst, ohne selbst lachen zu müssen.

Als ich ins Bett ging, war ich nicht nüchterner als sonst, aber wacher im Kopf. Der Kobold setzte sich irgendwo zwischen meine Gedanken. „Schlaf“, sagte er. „Morgen schreibst du wieder irgendwas auf meine Liste. Vielleicht aber auch einmal nicht. Ich bin gespannt.“ Ich auch, dachte ich, kurz bevor der Schlaf mich packte. Und das war ein neues Gefühl: nicht nur Angst vor der Rechnung zu haben, sondern auch eine leise Neugier, ob ich vielleicht doch noch vor dem ganz großen Krach ein, zwei kleine Schulden begleichen kann.

Kapitel 28 – Erinnerungen, die nach Desinfektionsmittel riechen

Es gibt Gerüche, die bleiben dir länger im Kopf kleben als jedes Lied. Rauch, klar. Kalter Zigarettenrauch hängt in Klamotten, in Haaren, in Tapeten, in Gesprächen. Bier auch, süß-sauer, abgestanden, dieses klebrige Aroma aus Hopfen, Schweiß und Selbsthass. Aber es gibt einen Geruch, der alles übertüncht, wenn er auftaucht: Desinfektionsmittel. Dieses scharfe, kalte Zeug, das nach Krankenhaus, nach Wischlappen und Angst riecht. Wenn der in der Luft liegt, weißt du: Hier wird nichts gut, hier wird höchstens verhindert, dass es noch schlimmer wird.

Ich saß im Wartebereich einer Klinik, in einem dieser Stühle, die aussehen, als wären sie dafür gemacht, dass keiner zu lange bleibt. Graues Plastik, zu schmal, zu hart, zu ehrlich. Auf dem Boden dieses neutrale Linoleum, bei dem du schon beim Draufgucken weißt, dass jeden

Abend irgendwer mit einem Eimer und einem Lappen drübergeht. Die Luft war eine Mischung aus abgestandenem Kaffee, billiger Seife und Desinfektionsmittel. Vor allem letzteres. Es saß in der Nase wie eine Aufforderung: Sei sauber. Sei still. Sei dankbar, dass du noch hier sitzt und nicht liegst.

Der Kobold saß auf dem kleinen Metalltisch, auf dem Zeitschriften lagen, die niemand lesen wollte. „Anderes Setting, gleiche Fresse", kommentierte er. „Nur dass sie hier keinen Alkohol ausschenken." Er schnupperte in der Luft, verzog das Gesicht. „Putzmittel statt Bier. Und du bist trotzdem da. Guck mal an, der Herr entwickelt neue Hobbys." Ich sah zur Tür, hinter der ich gleich aufgerufen werden würde, und dachte: Wenn das hier eine Kneipe wäre, würde ich sofort wieder gehen. Es war zu hell, zu sauber, zu ernst.

Ich war nicht freiwillig hier. Klar, in dem Sinne, dass mich keiner im Krankenwagen hingebracht hatte, aber die Einladung war eindeutig gewesen: Leberwerte, Herz, Blutdruck, das ganze Programm. Der Hausarzt hatte gemeint, es wäre „sinnvoll", zur Abklärung mal in die große Maschine zu gehen. „Nur um sicherzugehen", hatte er gesagt. Wenn Ärzte „nur" sagen, ist die Kacke schon halb am Dampfen. Ich nickte damals, so, wie man nickt, wenn einem jemand empfiehlt, die Steuererklärung endlich zu machen. Und jetzt saß ich hier, in einem Raum, in dem jeder zweite Blick sagte: „Hoffentlich bin ich nicht dran mit den schlechten Nachrichten."

Gegenüber von mir saß eine Frau mit einem Mädchen. Das Mädchen war zu blass, zu ruhig, zu erwachsen in ihrem Gesicht. In der Hand ein Stofftier, das bessere Zeiten gesehen hatte. Die Mutter starrte auf ihr Handy, tat so, als würde sie lesen, aber ihre Augen glitten immer wieder zur Tür, als könnte sie dadurch die Diagnose beeinflussen. Neben mir ein Mann im Anzug, die Krawatte locker, der Blick müde. Er sah aus wie einer, der immer pünktlich war, alles richtig gemacht hatte, und trotzdem hier gelandet war. Der Geruch von Desinfektionsmittel legte sich wie eine Schicht über sie alle und machte sie gleich: alle reduziert auf Körper, die überprüft werden sollten.

Ich dachte an das Schlusslicht. Dort riecht nichts nach Hoffnung auf Besserung. Da riecht alles nach „so ist es halt". Hier war es anders. Hier war jeder Geruch eine Erinnerung daran, dass man versucht, Schaden zu begrenzen. Dass jemand irgendwo beschlossen hatte, dass Bakterien weniger leben dürfen als Menschen, und denen mit Chemie zu Leibe rückt. Die Ironie war, dass viele von uns hier saßen, weil wir uns selbst jahrelang wie Bakterien behandelt hatten: widerstandsfähig, unkaputtbar, überall.

„Musst du gleich wieder Blut lassen?", fragte der Kobold, ließ sich rücklings auf den Zeitschriftenstapel fallen. „Die mögen dein Blut, weißt du? So schön gewürzt." Ich ignorierte ihn. Ich dachte an den letzten Abend im Schlusslicht, als die Kellnerin gesagt hatte: „Geh hin. Diesmal echt. Nicht wie bei den anderen Terminen, die du dir schön gesoffen und dann verpennt hast." Der Wirt hatte nur genickt, mit diesem Ausdruck, den ich nicht gut ertrage – eine Mischung aus Sorge und Genervtheit. „Wenn du umfällst, will ich zumindest sagen können, dass ich dich zum Arzt gejagt habe", hatte er gesagt.

Die Tür ging auf, eine Krankenschwester steckte den Kopf raus, rief einen Namen, der nicht meiner war. Die Frau mit dem Mädchen stand auf, lächelte das Kind an, dieses angestrengte Lächeln, das sagen soll „alles wird gut", obwohl es das schon lange nicht mehr ist. Desinfektionsmittel schnitt durch den Raum, als die Tür wieder zufiel. Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Nicht vor Hunger, vor Erinnerung.

Krankenhäuser haben mich schon immer an Dinge erinnert, die ich lange vergessen wollte. Der Geruch, das helle Licht, dieses sterile Weiß – das alles zieht sofort alte Bilder hoch: mein Vater im Bett, Schläuche in den Armen; meine Mutter auf einem Stuhl, zu müde zum Weinen; ich draußen auf dem Flur, Kaugummi kauend, so tun, als wäre das alles nur eine Pause von meinem echten Leben. Damals dachte ich, Krankhäuser wären Orte für die Alten. Heute sitze ich selbst hier und rieche nach Rauch, nach Bier und nach einer Menge versäumter Gelegenheiten.

„Du bist dran“, flüsterte der Kobold. „Nicht unbedingt heute mit der großen Rechnung, aber zumindest mit der Zwischenbilanz.“ Er sprang auf meine Schulter, strampelte leicht mit den Beinen. „Die lieben das hier: Zahlen, Werte, Tabellen. Die schauen dich an und übersetzen dich in Blutdruck, Cholesterin, Gamma-GT. Du bist dann keine Geschichte mehr, sondern ein Fall.“ Ich grinste schief. „In der Kneipe bin ich nur ein Typ, der zu viel trinkt“, sagte ich. „Hier bin ich ein Typ, der zu viel trinkt und dafür Daten liefert.“

Als mein Name schließlich aufgerufen wurde, klang er fremd in diesem Flur. Ich stand auf, die Knie überraschend weich, ging durch die Tür in einen Raum, der noch stärker nach diesem sterilen Zeug roch. Ein Schreibtisch, ein Arzt, ein Bildschirm voller bunter Balken und Zahlen. Hinter ihm ein Fenster, aus dem man nur ein Stück grauen Innenhof sah. Kein Himmel, kein Mond, keine Bäume. Nur Beton, Glas und das Gefühl, dass hier alles geordnet ist, bis du selber aus der Ordnung fällst.

„Setzen Sie sich“, sagte der Arzt. Andere Stimme als mein Hausarzt, kühler, routinierter. Er hatte diesen Blick von Leuten, die gewohnt sind, schlimme Dinge zu sagen und nicht jedes Mal mitzuweinen. „Wir gehen das mal in Ruhe durch.“ Der Kobold setzte sich quer auf den Bildschirmrand. „Na dann“, flüsterte er. „Mach dich bereit für Erinnerungen, die nach Desinfektionsmittel riechen.“

Der Arzt klickte sich durch meine Werte, als würde er eine kaputte Buchhaltung prüfen. „Also“, begann er, „wir haben hier einiges, was wir besprechen müssen.“ Ich hasse diesen Satz fast so sehr wie „Wir müssen reden“. Im Prinzip heißt er: „Bereiten Sie sich darauf vor, Dinge zu hören, die Sie seit Jahren verdrängen.“ Über dem Schreibtisch hing ein Poster von einem Herz, aufgeschnitten, bunt beschriftet, wie eine Gebrauchsanweisung für etwas, das niemand zurückgeben kann.

Er redete von Fetten im Blut, von Druck in den Gefäßen, von Organen, die müde aussehen, wenn man sie von außen betrachtet. „Ihre Leber ist deutlich vergrößert“, sagte er. „Sie arbeitet offenbar schon sehr lange unter hoher Belastung.“ Ich hätte lachen können. „Sie ist mein fleißigster Mitarbeiter“, sagte ich stattdessen. Er ignorierte den Witz, was wahrscheinlich das Professionellste war, was er tun konnte. „Es ist noch kein Totalschaden“, fuhr er fort, „aber Sie sind auf einem Weg, der nicht mehr viel Spielraum lässt.“

Der Kobold schlug sich begeistert auf die Schenkel. „Ich hab’s dir doch gesagt“, jubelte er. „Dein Motor läuft auf Reserve, und du trittst weiter aufs Gas.“ Er beugte sich zu mir runter. „Hör mal zu, vielleicht ist dazwischen was, was selbst in deinen Schädel passt.“ Ich starrte auf den Bildschirm, auf die Kurven und Balken, die mich beschreiben sollten. Zahlen, die beweisen, dass der Körper nicht alles endlos wegsteckt, nur weil man das gern so hätte.

„Sie trinken“, sagte der Arzt, eher als Feststellung denn als Frage. Ich nickte. Lügen hatte in diesem Raum keinen Sinn. Es roch nach Wahrheit und Ethanol und kaltem Kaffee. „Wie viel?“, fragte er. Ich zuckte die Schultern. „Genug, dass Sie mich das fragen“, antwortete ich.

Er verzog kurz den Mund. „Ich könnte Ihnen jetzt Standardvorträge halten“, sagte er. „Sie haben sie vermutlich schon gehört. Aber ich sage es trotzdem: Wenn Sie so weitermachen, wird Ihr Körper sich früher verabschieden, als er müsste. Und zwar nicht elegant. Sondern hässlich.“

Hässlich. Das war das Wort, das hängen blieb. Nicht „früher“, nicht „verabschieden“. Hässlich. Ich stellte mir vor, wie das aussieht: nicht schnell, nicht weg, sondern langsam kaputt. Bett, Schläuche, Pflegepersonal, das Namen verwechselt, Zimmer, in denen Fernseher laufen, auf denen niemand wirklich hinschaut. Geruch von Urin und Desinfektionsmittel, gemischt mit der Stille derer, die nichts mehr zu sagen haben, weil ihnen keiner zuhört.

„Sie haben Familie?“, fragte der Arzt in einem Ton, als würde er die Vermögensverhältnisse abfragen. „Kinder?“ Ich nickte. „Eine Tochter“, sagte ich. „Enkelkinder.“ Er sah kurz von seinen Werten auf. „Dann sind Sie nicht alleine, wenn Sie jetzt Entscheidungen treffen“, meinte er. „Sie haben Menschen, die betroffen wären, wenn Sie morgen tot umfallen. Oder wenn Sie ab übermorgen zum Pflegefall werden.“ Der Kobold verzog das Gesicht. „Jetzt holt er die große Keule raus“, schnaubte er. „Familie als Argument. Klassiker.“

Ich sah auf meine Hände, auf die Fingerspitzen, die leicht zitterten, obwohl ich heute noch gar nicht so viel intus hatte. Ich dachte an meinen Enkel, wie er das erste Mal ein Bierglas auf dem Tisch gesehen hatte und mich fragte, warum Erwachsene „so komisches Wasser“ trinken. Ich dachte an meine Tochter, die irgendwann aufgehört hatte, mir meine Feste kaputtzureden, weil sie gemerkt hatte, dass ich sie mehr liebe, wenn ich nicht nüchtern bin. Oder mir das zumindest einrede.

„Was schlagen Sie vor?“, fragte ich schließlich, weil einer von uns hier eine Richtung vorgeben musste, und ich war es offensichtlich nicht. Der Arzt atmete tief durch. „Reduktion wäre das Minimum“, sagte er. „Deutliche Reduktion. Besser noch: Abstinenz. Zumindest auf Zeit. Ihre Leber braucht Ruhe, Ihr Herz ebenso. Und Sie brauchen ein paar Jahre ohne ständige Vollbelastung, wenn Sie nicht in absehbarer Zeit Stammgast auf meiner Station werden wollen.“ Er blätterte durch den Bericht. „Wir können Ihnen Angebote machen: Programme, Beratungsstellen, Kliniken. Aber am Ende müssen Sie die Entscheidung treffen.“

Der Kobold kicherte. „Klinik statt Kneipe“, sagte er. „Neue Location, gleiche Traurigkeit, nur mit Betten statt Hockern.“ Er tippte mir gegen den Kopf. „Du weißt doch jetzt schon, was du machen wirst: du nimmst die Zettel, steckst sie ein, gehst heim, setzt dich an den Küchentisch, zündest dir eine an, denkst fünf Minuten drüber nach, gehst abends ins Schlusslicht und erzählst allen, was der Doktor gesagt hat. Applaus, betretenes Schweigen, noch ein Bier.“

Das Schlimme war: Ich wusste, dass er recht haben konnte. Ein Teil von mir hörte dem Arzt zu, ein anderer Teil saß schon am Tresen und machte aus der Diagnose eine Anekdote. „Wissen Sie“, sagte ich zum Arzt, „ich hab lange so gelebt, dass morgen weit weg war. Und jetzt sitzen Sie da und sagen, morgen könnte früher kommen als gedacht.“ Er nickte. „Genau“, sagte er. „Und ich sage Ihnen auch: Es ist nicht zu spät. Aber sehr, sehr spät, um umzudenken.“

Er reichte mir einen Stapel Zettel. Adressen, Telefonnummern, Empfehlungen. Schwarze Buchstaben auf weißem Papier, die sagen: „Wenn Sie wirklich wollen, gibt es Wege.“ Ich nahm sie, spürte das Gewicht. Kein großes, es war nur Papier. Aber in meinem Kopf wog es Tonnen. „Danke“, murmelte ich. Ich meinte es sogar. Es ist nicht selbstverständlich, dass jemand sich die Mühe macht, dir zu sagen, dass du noch nicht ganz verloren bist.

Als ich wieder im Flur stand, schlug mir das Desinfektionsmittel entgegen wie eine Erinnerung an etwas, das ich noch nicht erlebt hatte. Sterben. Ich sah die Frau mit dem Mädchen nicht mehr, sie waren wohl schon weg. Der Mann im Anzug war auch verschwunden. Dafür saßen jetzt andere da. Andere Gesichter, andere Geschichten, dieselbe Angst in verschiedenen Farben. Ich setzte mich noch einmal kurz, obwohl ich nicht musste. Einfach, um zu atmen.

Der Kobold schweigte für einen Moment, was selten vorkommt. „Na?“, fragte er dann leise. „Kriegen wir jetzt den großen Erweckungsmoment? Du gehst raus, schmeißt alle Flaschen weg, löschst die Nummer vom Schlusslicht, meldest dich bei deiner Tochter, machst Yoga und trinkst Smoothies?“ Ich lachte bitter. „Ich bin nicht der Held in einem Broschürenleben“, sagte ich. „Ich bin der Typ, der schon froh ist, wenn er heute Abend nicht noch drei Schnäpse drauflegt.“

Ich stand auf, steckte die Zettel tiefer in die Jackentasche, als würde ich sie sonst unterwegs verlieren. Beim Rausgehen kam ich an einem Zimmer vorbei, dessen Tür nicht richtig zu war. Ich sah kurz rein. Bett, Monitor, jemand, der schlief oder so tat, als würde er es. Tropfständer, Schläuche, dieses ständig piepende Geräusch, das im Hintergrund läuft, wie eine Erinnerung daran, dass die Zeit nicht aufhört, nur weil du liegst. Der Geruch im Zimmer war noch schärfer, noch steriler, noch weniger Welt. Desinfektionsmittel, Schweiß, irgendwas Süßliches, das mich an alte Leute erinnerte, die nicht mehr aufstehen.

„Das ist deine Zukunftsoption“, flüsterte der Kobold. „Wenn du Glück hast.“ Ich ging weiter, schneller, raus, durch die Drehtür, hinaus auf die Straße. Die Luft draußen roch nach Abgasen, kaltem Wind, einem schwachen Rest von Bäckergeruch. Es war kein gutes Parfüm, aber besser als das innen. Ich blieb kurz stehen, atmete tief ein. Alles fühlte sich gleichzeitig klarer und wackliger an.

Auf dem Weg nach Hause dachte ich an die anderen Male, an denen ich in so Räumen gesessen hatte. Als Kind, als Sohn, als Besucher. Jedes Mal das gleiche Desinfektionsmittel, nur andere Betten. Jedes Mal dieselbe Frage: „Bleibt der? Geht der? Wie lange noch?“ Diesmal war ich der, über den man sich das irgendwann laut zu fragen trauen würde.

„Das hier“, sagte der Kobold, als wir an der nächsten Ampel stehen blieben, „wird eine von diesen Erinnerungen sein, die später hochkommen, wenn du wieder im Schlusslicht sitzt und einer einen schlechten Witz über Krankenhäuser macht. Du wirst den Geruch sofort im Kopf haben. Und du wirst entscheiden müssen, ob du noch einen draufsetzt oder einen stehen lässt.“ Ich sagte nichts. Ich wusste nur: Der Geruch von Desinfektionsmittel würde jetzt nicht mehr nur Krankenhaus bedeuten. Er würde auch bedeuten: „Wenig Zeit. Viele offene Rechnungen.“

Zurück im Schlusslicht war der Gegensatz so brutal, dass er schon wieder komisch war. Dort drinnen: weiß, hell, sauber, alles darauf ausgelegt, dass nichts sich vermehrt, was Schaden anrichtet. Hier: gelbliches Licht, klebriger Boden, ein biologischer Kriegsschauplatz aus Bakterien, Viren und Geschichten, die nie gelüftet werden. Es roch nach Rauch, nach verschüttetem Bier, nach kalter Fritteuse und den Parfümresten von Gästen, die ihr Leben noch nicht aufgegeben haben. Kein Desinfektionsmittel weit und breit. Wenn hier einer mit einem Eimer käme, würde der Geruch wahrscheinlich beleidigt sein.

„Na, Überlebender“, begrüßte mich der Wirt, als ich mich auf meinen Stammhocker sinken ließ. „Was sagen sie? Willst du alt werden oder früh abschmieren?“ Die Kellnerin stellte mir

aus Reflex ein Bier hin, stoppte dann kurz. „Oh“, sagte sie. „Wolltest du vielleicht…?“ Ich sah das Glas an, dann sie. „Der Doktor meint, ich soll weniger trinken“, sagte ich. „Du kennst das Lied.“ Der Kobold, der auf dem Zapfhahn saß, warf die Arme hoch. „Und jetzt singst du die Karaoke-Nummer daraus.“

Heiner war schon da, ein Glas vor sich, die Zigarettenschachtel daneben. „Und?“, fragte er. „Alles halb so wild oder alles halb im Arsch?“ Harry starrte auf mich, als hätte ich ihm Lottozahlen mitgebracht. Der Automatenspieler hielt inne, als er gerade Kleingeld zählte. Die hatten alle schon ihre eigenen Arztgeschichten, ihre eigenen Befunde, ihre eigenen Lügen, die sie sich danach erzählt hatten. Ich wusste, wenn ich jetzt anfangen würde, könnten wir den ganzen Abend damit zubringen, uns unsere Körperdefekte wie Sammlerstücke zu zeigen.

„Die sagen, ich soll bremsen“, antwortete ich schließlich. „Nicht komplett anhalten – zumindest haben sie das nicht so gesagt –, aber deutlich weniger Gas geben. Leber am Anschlag, Herz unter Druck, Blut ein Cocktail, den man nicht servieren sollte.“ Ich versuchte, es leicht zu sagen, als wäre es nur eine weitere Anekdote. Der Kobold lauschte zufrieden. „Da sind wir“, flüsterte er. „Willkommen in der Phase ‚Ich weiß, dass ich krank bin, aber ich hab noch Witze übrig‘.“

Die Kellnerin zog das Bierglas ein Stück zurück, stellte mir stattdessen ein Wasser daneben. „Wir machen jetzt Kombiangebot“, sagte sie. „Wer den Arzt überlebt, kriegt beides.“ Ich zog das Bier wieder zu mir. Das Wasser ließ ich stehen. Schon die Geste fühlte sich an, als hätte ich eine Entscheidung getroffen, obwohl es nur Glasverschieben war. „Der Geruch da“, begann ich, „dieses Desinfektionszeug – der bleibt hängen. Ich sitz jetzt noch in der Nase damit. Ich hab das Gefühl, wenn ich die Augen zumach, seh ich wieder Röhren, Kabel und Poster von Organen.“

Heiner nickte langsam. „Krankenhäuser“, sagte er, „haben ihre eigene Hölle. Meine Mutter lag da, mit Schläuchen und dem ganzen Kram. Ich hab neben ihrem Bett gesessen, sie hat nichts mehr gesagt, nur noch geatmet wie einer, der mit einem schweren Koffer eine Treppe hochmuss. Und über allem dieser Geruch. Seitdem krieg ich Gänsehaut, wenn irgendwo nach Desinfektion riecht. Da weiß ich: Hier geht’s nicht mehr um gewonnene Zeit, hier geht’s um verlorene.“

Harry starrte in sein Glas. „Mein Alter ist im Krankenhaus gestorben“, murmelte er. „Wir hatten uns kurz vorher gestritten, wie immer. Ich war besoffen, er krank. Zwei Wochen später lag er da, still, kleiner als ich ihn je gesehen hab. Alles so sauber um ihn rum, er selber so verbraucht. Als ich rausging, hatte ich das Gefühl, der Geruch von dem Zeug würde mich verfolgen. Hab damals gesagt: Ich sauf das weg.“ Er lachte bitter. „Spoiler: Hat nicht geklappt.“

Der Automatenspieler sagte nur: „Ich mach keine Krankenbesuche mehr.“ Sein Blick war hart. „Ich ertrag das nicht. Die Geräte, das Piepen, diese gezwungene Zuversicht. Ich komm lieber zur Beerdigung. Da weiß jeder, dass es vorbei ist.“ Die Kellnerin schnaubte. „Ihr seid so feige“, sagte sie, ohne Schärfe, eher traurig. „Ihr guckt dem Ende nicht ins Gesicht, ihr guckt es euch schön. Bis ihr selber da liegt und hofft, dass einer kommt.“

Der Kobold nickte. „Desinfektionsmittel“, flüsterte er, „ist der Geruch von Konsequenzen. Hier im Laden riecht es nach Vermeidung. Zwei Welten. Du bewegst dich zwischen ihnen wie einer, der nicht weiß, in welcher er bleiben will.“ Ich sah ihn an. „Ich weiß sehr genau, in welcher ich bleiben will“, sagte ich. „In keiner von beiden. Ich will in einer dritten sein, in der

ich nur ab und zu an die anderen erinnert werde.“ Er grinste. „Die dritte Welt gibt’s nicht. Es gibt nur Verschiebung.“

Ich erzählte ihnen dann doch ein bisschen mehr vom Arzt. Von den Werten. Von den Angeboten. Von den Zetteln in meiner Tasche. Es war erstaunlich, wie still es wurde, obwohl die Musik weiterlief und an den anderen Tischen gelacht wurde. Unser Tisch war kurz so ein kleiner Nebenschauplatz der Realität. „Und? Machst du was?“, fragte Heiner. Ich hob die Schultern. „Ich hab einen Zettel mit einer Nummer drauf“, antwortete ich. „Das ist mehr, als ich noch vor einer Woche hatte.“

Die Kellnerin stützte sich mit beiden Händen auf den Tresen. „Wenn du da anrufst“, sagte sie, „staubt hier zwar eine Tasse weniger ab, aber ich muss dich nicht irgendwann mit Blaulicht abgeholt wissen.“ Der Wirt mischte sich ein. „Ich hab keinen Bock, dass einer aus meinem Laden direkt in die Pathologie durchgereicht wird“, brummte er. „Wir sind hier keine Vorstufe. Wir sind Pause, nicht Endstation.“ Der Kobold lachte trocken. „Du überschätzt deinen Einfluss, Wirt“, meinte er. „Manche kommen hier her, um die Endstation schöner zu machen.“

Später, als die erste Ladung Bier drin war und die Gespräche wieder flacher wurden, schlich sich der Krankenhausgeruch langsam aus meiner Nase. Der Rauch, der Alkohol, das Frittierfett überdeckten ihn. Aber er war nicht weg. Er saß tiefer, irgendwo in der Erinnerung, bereit, jederzeit wieder hochzukommen, wenn einer „Untersuchung“ oder „Befund“ sagte. Ich merkte, wie ich zwischen zwei Schlucken aufhörte, das Glas so selbstverständlich zu halten wie sonst. Es war, als hätte mir einer gesagt, ich soll langsamer atmen.

„Du kannst den Geruch nicht wegsaufen“, sagte der Kobold, als ich später auf dem Klo stand und meine Hände wusch. Seife, kaltes Wasser, ein Hauch von diesem billigen Desinfektionszeug, das sie auch hier manchmal benutzen, wenn einer danebenpisst. „Du kannst ihn höchstens mit anderem überdecken. Aber wenn es ruhig wird, kommt er wieder.“ Ich sah in den Spiegel, meine Augen rot, die Haut fahl. „Noch lieg ich nicht am Tropf“, murmelte ich. „Noch geh ich hier aus eigener Kraft rein und raus.“

„Noch“, wiederholte er. „Das ist das kleine Wort, an dem alles hängt. Noch kannst du anrufen. Noch kannst du einen Abend weniger trinken. Noch kannst du dich bei Leuten melden, bevor du nur noch auf einem Foto in deren Flur hängst.“ Ich trocknete mir die Hände, kehrte zum Tresen zurück. Das Wasser stand immer noch da. Ich nahm einen Schluck. Kein großer, kein heroischer. Nur ein Schluck.

Der Wirt sah es, sagte nichts, aber ich merkte, wie er kurz langsamer abtrocknete. Die Kellnerin bemerkte es auch, drehte sich um, als wäre nichts gewesen, aber ihre Schultern wurden entspannter. Heiner grinste schief. „Guck mal“, sagte er leise, „er kann doch noch anderes trinken als Bier.“ Harry prostete mir zu. „Auf die Desinfektion von innen“, meinte er. „Vielleicht ist Wasser einfach nur das Vergessen von Alkohol.“

Der Kobold seufzte gespielt genervt. „Na gut“, sagte er. „Ein Glas Wasser ist noch keine Reha. Aber es ist wenigstens eine Geste in die richtige Richtung. Ich mag Drama, aber ich mag auch Serien – und du bist noch nicht am Staffelfinale.“ Ich trank mein Bier langsamer als sonst. Keiner kommentierte es. Wir redeten wieder über Fußball, über Rechnungen, über den Typen, der letztes Mal rausgeflogen war, weil er dachte, er könnte hier gratis leben. Der Abend wurde wieder ein Abend.

Auf dem Heimweg später, als ich die Treppen hochstieg, kam mir der Geruch aus der Klinik noch einmal in den Kopf. Desinfektionsmittel, sterile Luft, die Stimmen im Flur, das Klicken der Schuhe auf Linoleum. Ich blieb kurz stehen, mitten im Treppenhaus, die Hand am Geländer. Unten roch es nach Waschmittel und Essen, oben nach abgestandener Luft. Dazwischen ich, mit zwei Welten im Kopf, die beide nach etwas rochen, das nichts mit Zuhause zu tun hatte.

„Erinnerungen, die nach Desinfektionsmittel riechen", sagte der Kobold, der auf dem Handlauf saß. „Merke sie dir gut. Die sind unangenehm, aber sie glänzen wenigstens nicht. Die stinken ehrlich. Im Gegensatz zu mancher Erinnerung aus der Kneipe." Ich nickte, schloss die Wohnungstür auf und trat in meine eigene Mischung aus Rauch, Staub und altem Leben.

Bevor ich ins Bett ging, legte ich die Zettel aus der Klinik auf den Küchentisch. Nicht in die Schublade, nicht unter andere Papiere. Offen. Sichtbar. Zwischen Aschenbecher und Feuerzeug. Die Luft roch nicht nach Desinfektionsmittel. Aber im Kopf war er noch da. Vielleicht lang genug, um mich daran zu erinnern, dass der nächste Anruf wichtiger ist als der nächste Schnaps.

Der Kobold setzte sich auf den Tischrand, schlenkerte mit den Beinen und sah auf die Zettel. „Na gut", sagte er. „Ich bin neugierig, was du zuerst machst: wieder ins Schlusslicht gehen – oder eine dieser Nummern wählen." Ich gähnte, der Körper schwer, der Kopf leichter, als er sein sollte. „Keine Ahnung", antwortete ich. „Aber heute mach ich keins von beiden. Heute schlaf ich einfach nur mit dem Geruch im Kopf." Und das tat ich dann. Ohne Heldentat. Ohne Schwur. Nur mit der leisen Ahnung, dass die wirklich wichtigen Erinnerungen nie nach Bier riechen, sondern nach Dingen, die verhindern sollen, dass man zu früh aufhören muss.

Kapitel 29 – Der Tag, an dem der Wirt nicht mehr grinste

Es war kein besonderer Tag im Kalender. Kein Feiertag, kein Geburtstag, kein Ende vom Monat, an dem die Leute nervöser tranken als sonst. Einfach ein ganz normaler Tag, an dem der Himmel wieder aussah wie eine schlecht gewaschene Tischdecke, grau, ohne Muster, ohne Ehrgeiz. Ich stand wie immer zu früh vor dem Schlusslicht, Kippe in der Hand, Hände in den Taschen, so ein halber Hund, der darauf wartet, dass einer die Tür aufschließt. Der Kobold saß auf der Klingel, schlenkerte die Beine und beobachtete mich.

„Eines Tages", sagte er, „kommst du her, und die Tür bleibt zu." Ich blies den Rauch seitlich weg. „Dann hab ich ein echtes Problem", murmelte ich. „Dann muss ich irgendwo anders so tun, als hätte ich ein Zuhause." Er grinste. „Du kriegst Panik schon bei der Vorstellung, was?"

An diesem Tag ging die Tür auf, wie immer. Nur anders. Als der Wirt aufschloss, war da kein Spruch auf den Lippen, kein „Na, wieder alles erledigt im Leben?", kein schiefes Lächeln, das sagt: „Ist eh alles Quatsch, komm rein." Er machte einfach nur die Tür auf, zog sie auf, ließ mich rein, als wäre ich der Paketbote. Kein Grinsen, kein Zucken in den Mundwinkeln, nichts.

Ich blieb stehen, eine Sekunde zu lange. „Moin", sagte ich. Es kam mir fast unverschämt normal vor. Er nickte nur, wortlos, ging an mir vorbei hinter den Tresen, schaltete das Licht

an, als hätte er vergessen, wie man Menschen begrüßt. Die Kellnerin war noch nicht da, der Laden roch nach gestern. Kalter Rauch, abgestandenes Bier, Putzwasser, das mehr so getan hatte, als hätte es sauber gemacht, statt es wirklich zu tun.

Der Kobold sprang vom Türrahmen auf die Garderobe und pfiff leise. „Guck genau hin“, flüsterte er. „Heute ist irgendwas verrutscht.“ Ich setzte mich auf meinen Hocker, den selben wie immer, der Hocker, der über die Jahre wahrscheinlich mehr von meinem Körpergewicht gesehen hatte als mein Bett. Der Wirt stellte mir ein Bier hin. Einfach so. Kein Kommentar, kein „Wie immer?“, kein „Willste nicht heute mit Kaffee anfangen, Opa?“. Nur das Glas, ein dumpfes Plopp, als es auf dem Holz landete.

„Alles okay bei dir?“, fragte ich, weil es irgendwann peinlich wurde, dass keiner von uns etwas sagte. Normalerweise waren wir zwei Profis im halb ironischen Schlagabtausch. Heute hatte er den Mund zugeschweißt. Er sah mich kurz an, die Augen kleiner als sonst, die Falten tiefer. „Läuft“, sagte er. Ein Wort, das nichts erklärte und alles verschleierte.

Der Kobold lachte leise. „’Läuft’ ist das neue ‚alles im Arsch‘“, kommentierte er. „Hörst du doch.“ Ich nahm einen Schluck, fühlte mich plötzlich fehl am Platz. Der Tresen war der gleiche, die Flaschenhinterwand die gleiche, der Kaffee roch wie immer nach verbrannten Bohnen. Aber die Stimmung hatte sich verschoben, als hätte einer nachts heimlich die Möbel verrückt.

Die Kellnerin kam kurz darauf rein, Jacke offen, Haare ungebunden, Augenringe, die nicht von einer durchzechten Nacht, sondern von irgendeiner anderen Sorte Müdigkeit kamen. Sie sah den Wirt an, blieb kurz stehen. „Haste es ihm gesagt?“, fragte sie. Er schüttelte den Kopf. „Später“, murmelte er. Ihre Augen glitten zu mir, dann wieder zurück zu ihm. „Der kriegt’s sowieso mit“, sagte sie. „Der hängt hier fest wie Kaugummi unterm Tisch.“

Ich tat so, als hätte ich nichts gehört, trank, starrte auf die Rillen im Holz vor mir. Der Kobold kletterte auf meinen Kragen, legte mir eine Hand ans Ohr. „Na los“, flüsterte er. „Frag. Du willst es wissen.“ Ich ließ das Glas kreisen, als müsste mir die Bewegung Mut machen. „Was soll er mir sagen?“, knurrte ich halblaut. „Dass das Bier alle ist? Dann hätt ich schon längst gemerkt, dass die Apokalypse läuft.“

Im Laufe des Abends trudelten die anderen ein. Heiner, die Schultern noch runder als sonst, Harry mit diesem „Ich tu so, als wär ich witzig“-Gesicht, der Automatenspieler mit Augen, die zu viel Neon gesehen hatten. Einer nach dem anderen setzte sich auf seinen Platz, bestellt, trank, redete – und nach und nach fiel jedem das Gleiche auf: Der Wirt grinste nicht.

Keine blöden Sprüche, wenn einer zum Klo wankte. Kein Kommentar, wenn einer die alte Geschichte zum hundertsten Mal auspackte. Kein „hast du’s bald, Harry?“ oder „Heiner, heute mal ohne Theater?“. Er tat, was getan werden musste. Zapfen, kassieren, Gläser spülen, Rechnungen abheften. Keine Extras, keine Frotzeleien, keine dieser kleinen Nettigkeiten, die man erst merkt, wenn sie fehlen. Er war plötzlich nur noch Funktion.

„Der hat was“, sagte Heiner irgendwann, leise, während der Wirt am anderen Ende mit einem Lieferanten sprach. „Der hat heute nicht einmal blöd gegrinst.“ Harry nickte. „Vielleicht ist ihm einfavion, was hier wirklich passiert“, sagte er. „Wenn ich den Laden hätte, würde ich auch irgendwann aufhören zu lachen.“ Der Automatenspieler schnaubte. „Oder der Doc hat ihm auch eine Liste mit Werten gezeigt“, murmelte er. „Du bist nicht der einzige mit Organen am Limit.“

Die Kellnerin kam zum Tisch, sammelte leere Gläser ein. Sie wirkte unruhig, was bei ihr untypisch war. Normalerweise war sie die einzige mit so etwas wie einem inneren Takt, während wir alle asynchron runterliefen. „Was ist mit ihm?“, fragte ich direkt. Ich war zu alt für Umschweife. „Er grinst nicht mehr. Das ist nicht normal.“

Sie zögerte, wischte einen Bierfleck weg, der einen zweiten Bierdeckel verdient hätte, sah dann zu uns runter. „Der Vermieter hat die Miete erhöht“, sagte sie. „Nicht ’n bisschen. Richtig. Der Vertrag läuft aus. Neuer Vertrag, neue Konditionen. Er sagt: Entweder er zahlt – oder er kann sich was anderes suchen.“ Sie zog die Schultern hoch. „Und wo willst du so ein Loch wie das hier noch mal finden?“

Der Kobold pfiff. „Ah“, sagte er. „Geld. Der Boss aller Stimmungen.“ Ich fühlte, wie mir das Bier im Bauch schwerer wurde. „Wie viel mehr?“, fragte Heiner. Sie nannte eine Zahl, die bei uns allen dazu führte, dass sich Gesichter verzogen. Nicht, weil wir uns mit Gewerbemieten auskannten, sondern weil wir wussten, dass der Wirt nicht reich ist. Nicht mal mittel. „Das schafft der nie“, murmelte der Automatenspieler. „Nicht mit uns als Kundschaft.“

„Hat er’s angenommen?“, fragte ich. Die Kellnerin schüttelte den Kopf. „Er soll sich entscheiden“, sagte sie. „Ein paar Wochen. Und in der Zeit soll er weitermachen, als wäre alles normal. Lächeln, Bier zapfen, so tun, als gäb’s hier eine Zukunft.“ Sie sah zum Tresen, wo er stand, den Rücken leicht gekrümmt, die Schultern schwer. „Ich kenn ihn seit Jahren“, sagte sie leise. „Heute ist das erste Mal, dass ich Angst hab, dass er einfach aufhört.“

Der Kobold setzte sich auf den Rand meines Glases, sah dem Wirt zu. „Das ist der Tag“, flüsterte er, „an dem er merkt, dass er euch nicht nur bedient, sondern euch quasi subventioniert hat. Seine Zeit, seine Nerven, sein Geld. Und dass das System nicht mehr aufgeht. Kein Wunder, dass er nicht grinst. Das hier war immer schon ein schlechtes Geschäft – nur fällt es ihm heute richtig auf.“

Plötzlich ergab alles Sinn. Die Inventur, die Deckel, der Stapel Rechnungen, der nie weniger wurde. Die Abende, an denen er noch geblieben war, wenn wir schon halb draußen waren. Die Blicke auf die Tür, wenn keiner kam. Das Schlusslicht war für uns ein Ort zum Kaputtgehen in Zeitlupe. Für ihn war es der Laden, der seine Tage fraß.

„Wenn der Laden dichtmacht“, sagte Harry, „sind wir am Arsch.“ Er versuchte zu lachen, aber es klang hohl. „Dann müssen wir unsere Probleme mit nach Hause nehmen.“ Heiner nickte langsam. „Dann sitzt du am Küchentisch und dein Gegenüber ist nicht mehr der Wirt, sondern dein eigenes Spiegelbild“, murmelte er. „Das hält man nüchtern nicht aus.“

Ich sah zum Tresen. Der Mann, der jahrelang unsere Abstürze abgefedert hatte, stand da wie jemand, dem man gerade gesagt hatte, dass seine eigene Lebenslüge jetzt Mieterhöhung zahlen muss. Und zum ersten Mal seit langer Zeit dachte ich: Vielleicht ist das nicht nur unser Untergang hier drin. Vielleicht ist es vor allem seiner.

Die Nachricht kroch durch den Laden wie kalter Rauch. Die einen taten so, als hätten sie nichts gehört, andere nickten wissend, wieder andere guckten, als hätten sie zum ersten Mal begriffen, dass Kneipen nicht einfach so vom Himmel fallen. Es war, als hätte einer den Hintergrundsound leiser gedreht und man hört plötzlich, wie alt die Kühlschränke wirklich klingen.

Der Wirt arbeitete weiter, als würde er sich selbst beweisen wollen, dass er das hier noch im Griff hat. Er polierte Gläser, obwohl keins mehr wirklich klar wurde. Er schob Flaschen in irgendwelche Regale, kontrollierte Fässer, schrieb irgendwas in ein Heft, das schon bessere Tage gesehen hatte. Nur der Mund blieb eine gerade Linie. Kein Grinsen, keine hochgezogene Braue, kein „Na los, einer geht noch".

„Wir könnten ein Spendenkonzert machen", sagte Harry irgendwann, halb im Ernst, halb im Suff. „So mit Live-Musik, Hut rumgehen, Flyer, so'n Scheiß. Die Leute lieben doch sowas. ‚Rettet das Schlusslicht'. Da kommen auch die, die sonst nur einmal im Jahr hier reinkriechen." Heiner schniefte. „Die kommen dann, saufen sich die Hucke voll und gehen wieder", sagte er. „Am Ende hat der Wirt mehr Arbeit, mehr Dreck, mehr Ärger mit dem Ordnungsamt – und zwei Tage später ist wieder alles wie vorher."

Der Automatenspieler dachte pragmatischer. „Wir könnten unsere Deckel abbezahlen", murmelte er. „Mal ernsthaft. Nicht nur ‚n Fünfer hier, 'n Zehner da. Richtig. Jeder von uns legt zusammen, was geht." Er sah auf sein eigenes Glas, als würde er da drin Antworten suchen. „Okay, schlecht, wenn man selber pleite ist", fügte er hinzu. „Aber vielleicht kennt einer noch jemand, der Geld hat und Mitleid."

Die Kellnerin hörte das und schnaubte. „Ihr seid rührend", sagte sie, „aber ihr seid nicht die Lösung. Ihr seid der Grund, warum er in der Scheiße sitzt. Nicht allein, klar – Miete, Kosten, alles wird teurer – aber ihr habt ihn alle gern angeschrieben, alle gern lange bleiben lassen, alle gern die Runde noch genommen, wenn's auf seine Rechnung ging." Sie sah uns reihum an. „Ihr seid sein Herz. Und sein Loch im Konto."

Der Kobold klatschte begeistert. „Endlich sagt es mal jemand, der mehr Überblick hat als ihr", meinte er. „Ihr habt euch hier immer als Opfer der Umstände gesehen. Mietpreise, Politik, Zigarettensteuer, Wetter. Aber ihr seid auch Täter. Ihr habt euch großzügig verpflegen lassen an seinen Nerven." Er spritzte ein bisschen Bier von meinem Glas auf den Tresen. „Prost."

Ich fühlte mich erwischt, obwohl ich schon lange wusste, dass ich nicht gerade der Traumgast war. Ich hatte angeschrieben, ich hatte gefordert, ich hatte genörgelt, ich hatte gejammert, ich hatte mich an den Tresen geklammert wie an eine letzte Haltestange. Und der Wirt hatte all das ertragen, gegen Trinkgeld, gegen Sprüche, gegen ein „Danke", das selten kam. Jetzt stand er da, mit einem Vermieter im Nacken, einer steigenden Rechnung und uns am Hals.

„Hast du dir schon was überlegt?", fragte ich ihn irgendwann direkt, als die Theke kurz frei war. „Wegen dem Vertrag." Er sah auf. Seine Augen hatten diesen matten Glanz, den ich eher von uns kannte, wenn wir drei Tage nicht richtig geschlafen hatten. „Ja", sagte er. „Ich hab drüber nachgedacht. Ich kann mir die Miete nicht leisten, wenn alles so bleibt wie bisher." Er deutete in den Raum. „Eure Deckel, eure langen Abende, meine Großzügigkeit – das funktioniert mit der alten Miete so halbwegs. Mit der neuen nicht."

„Und was heißt das?", hakte ich nach. Er zog die Schultern hoch. „Heißt", sagte er langsam, „dass ich die Preise erhöhen müsste, Deckel radikal kürzen, länger offen halten, mehr Leute reinholen, weniger Geduld haben. Also genau das werden, was ich nie sein wollte: ein Laden, der nur auf Umsatz guckt." Er sah mich an. „Und wenn ich das mache, seid ihr die ersten, die meckern."

Der Kobold nickte. „Das ist das Dilemma“, raunte er. „Ein Laden für Gescheiterte kann sich eigentlich keine Gescheiterten leisten. Ihr seid schlechte Kundschaft: viel Zeit, wenig Geld, hoher Verschleiß.“ Er grinste mich an. „Das kennen wir doch von dir und dein Leben, oder? Viele Pläne, wenig Umsetzung, hoher Verbrauch.“

Die Kellnerin mischte sich ein. „Er hat angeboten, mit dem Vermieter zu reden“, sagte sie. „So mit ‚Stammkundschaft, sozialer Treffpunkt, Kiezkultur‘ und dem ganzen Mist, den man erzählt, wenn man hofft, dass irgendwo noch ein Rest Herz sitzt.“ Sie nahm einen Schluck von ihrer Cola. „Der Vermieter hat gesagt, er könne das verstehen, aber er habe selber Kosten. Klassiker.“

„Vielleicht kauft einer von uns die Bude“, warf Harry ein, offensichtlich schon drei Biere tief im Tagtraum. „Wir legen zusammen, machen ’ne Art Genossenschaft. Jeder wird Miteigentümer. Wir hängen alle am selben Fass.“ Heiner lachte trocken. „Ich hab Schulden beim Stromanbieter“, sagte er. „Wenn ich noch ’ne Kneipe dazu nehme, kommt der Konkursverwalter persönlich und zieht bei mir ein.“

Plötzlich sagte der Automatenspieler etwas, das ich nicht erwartet hatte. „Und wenn du einfach aufhörst?“, fragte er den Wirt. „Nicht kämpfen, nicht verhandeln. Einfach sagen: ‚Das war’s‘. Keine neuen Verträge, kein Stress, kein Gehampel. Einfach die Schlüssel abgeben, die Gläser verkaufen, fertig.“ Der Wirt sah ihn an, und in seinem Blick lag für einen Moment etwas wie Sehnsucht. „Denkst du, ich hab da nicht dran gedacht?“, fragte er. „Ich bin müde, Jungs. Ich mach das hier seit Jahren. Sieben Tage die Woche fast. Ich hör euch zu, ich seh euch abstürzen, ich trage eure Launen, eure Krankheiten, eure Geschichten. Das ist nicht nur ein Job. Das ist, als würde ich permanent im Notaufnahmebereich für Seelen stehen – nur ohne Ärzte und ohne Pause.“

Der Kobold nickte respektvoll. „Der Mann hat’s begriffen“, meinte er. „Er ist nicht nur euer Wirt. Er ist euer emotionaler Pförtner. Und der Pförtner steht immer in der Zugluft.“

Für einen Moment war es still am Tresen. Wir alle wussten, dass wir dazugehören zu dem, was ihn müde gemacht hatte. Nicht allein, es gab noch andere, die kamen und gingen, die sich betranken und verschwanden. Aber der harte Kern, wir, die immer da waren, tagelang, jahrelang, wir hatten seinen Laden zu dem gemacht, was er war: ein Fluchtpunkt, der nie richtig bezahlt wurde.

„Wenn du zumachst“, sagte ich leise, „steh ich jeden Abend in meiner Küche und weiß nicht, wohin mit mir.“ Es war egoistisch, das so zu formulieren, aber ehrlich. Er zuckte mit einem Mundwinkel, nicht ganz ein Grinsen, eher ein Reflex aus alten Tagen. „Vielleicht ist das gar nicht so schlecht“, meinte er. „Vielleicht musst du irgendwann lernen, mit dir in deiner Küche zu sitzen, ohne ein Bier in der Hand und ohne mich als Tapete.“

Der Kobold jubelte innerlich. „Ja!“, kreischte er mir ins Denken. „Das ist der Plot-Twist, auf den ich seit Jahren warte: Der Wirt wird vernünftiger als seine Gäste.“ Ich verzog das Gesicht. „Also willst du dichtmachen?“, fragte ich. Er sah mich lange an. „Ich weiß es noch nicht“, sagte er. „Aber zum ersten Mal in meinem Leben finde ich den Gedanken nicht mehr völlig absurd.“

Das war der eigentliche Schlag. Nicht die Mieterhöhung, nicht der Vertrag, nicht der gierige Vermieter. Sondern das Eingeständnis, dass der Mann, der uns all die Jahre den Laden warmgehalten hatte, sich langsam innerlich vom Tresen löste. Und genau deshalb grinste er

nicht mehr. Weil er zum ersten Mal seit langer Zeit darüber nachdachte, wie sein Leben aussähe, wenn wir alle nur noch Erinnerungen wären, die nach Rauch und verschüttetem Bier riechen.

In den Tagen danach war der Laden anders, ohne es laut zu sagen. Er sah gleich aus, aber die Atmosphäre hatte einen Riss. Als hätten wir alle einen Haarriss im Glas, aus dem ganz langsam etwas ausläuft, was man nicht nachfüllen kann. Der Wirt grinste nur noch manchmal, reflexhaft, wenn einer seiner alten Standardsätze ihm rausflutschte. „Du schon wieder" oder „setz dich, der Stuhl kennt dich schon". Doch die Sprüche fielen kürzer, seltener, schwerer.

Der Kobold hatte seine Position gewechselt. Statt wie sonst auf meinem Glas zu hocken, beobachtete er öfter den Wirt. Er saß auf dem Korken einer Flasche, am Rand des Kassenschlitzes, auf dem Regal über den Schnäpsen, als hätte er begriffen, dass sich hier gerade etwas Entscheidenderes abspielte als mein nächster Absturz. „Der da", sagte er, „hat zum ersten Mal seit Jahren angefangen, an sich zu denken. Das ist gefährlich. Für euch."

Eines Abends, als draußen Regen die Straße in eine glänzende Rutschbahn verwandelt hatte und kaum jemand den Weg ins Schlusslicht fand, waren nur wir da: Heiner, Harry, der Automatenspieler, Manni und ich. Stammbesetzung des Stammtisches der Gescheiterten. Die Kellnerin trocknete Gläser, der Wirt stand mit einer Tasse Kaffee am Tresen. Kein Fußball, keine Musik, nur das leise Brummen der Kühlaggregate und unsere Stimmen.

„Was würdest du machen, wenn du zumachst?", fragte Manni plötzlich in die Stille. Ausgerechnet Manni, der sonst immer so tat, als würde er nichts tun, wenn er könnte. Der Wirt nahm einen Schluck, stellte die Tasse ab. „Schlafen", sagte er nachdenklich. „Erst mal nur schlafen. Zwei Wochen lang. Ohne Wecker, ohne Lieferanten, ohne Getränkefahrer, ohne Taxifahrer, die hier in der Nacht noch schnell ihren Frust reinschmeißen."

„Und danach?", hakte Harry nach. Der Wirt zuckte die Schultern. „Keine Ahnung", sagte er. „Vielleicht 'nen anderen Job. Irgendwas, wo ich nicht jede Nacht sehe, wie Leute sich langsam auflösen. Vielleicht was mit Tageslicht." Er grinste nicht, als er das sagte. Es klang nicht nach Witz, sondern nach ernsthaftem Wunsch. Tageslicht. Ein fremdes Konzept in einer Welt, in der die meisten wichtigen Entscheidungen nach 22 Uhr getroffen werden.

Heiner sah auf sein Glas. „Ich weiß noch, als du den Laden übernommen hast", sagte er. „Da hast du erzählt, du willst 'nen Ort, wo Leute sein können, wenn sie es da draußen nicht mehr aushalten. Ein Wohnzimmer für Arme, hast du gesagt." Der Wirt nickte. „Hab ich auch gemacht", meinte er. „Aber in einem Wohnzimmer schlafen die Leute irgendwann auf der Couch ein und gehen am nächsten Tag arbeiten. Hier bleiben sie hängen."

Der Kobold lachte leise. „Ihr habt aus seinem Traum eine Endstation gemacht", flüsterte er. „Ihr wolltet was, was ihr nie zurückgeben konntet." Ich legte die Stirn in Falten. „Was ist mit uns, wenn du zumachst?", fragte ich. Es klang jämmerlich, ich hörte es selbst. Aber es war die Frage, die im Raum stand.

Der Wirt sah mich direkt an. „Ich bin nicht euer Sozialarbeiter", sagte er ruhig. „Ich mag euch. Wirklich. Sonst hätte ich den Laden längst abgegeben oder in eine Cocktailbar für Studenten verwandelt. Aber irgendwann musst du dir die Frage stellen: Will ich mit euch hier versinken? Oder möchte ich die letzten Jahre, die ich habe, noch irgendwas anderes sehen als euren Rücken, wenn ihr vom Hocker fallt?"

Es tat weh, weil es stimmte. Wir hatten ihn all die Jahre als festen Bestandteil unseres Elendskonstrukts gesehen. Der Wirt war einfach da, wie der Tresen, wie der Aschenbecher, wie der Fernseher. Wir hatten vergessen, dass er ein Leben außerhalb dieses Lichtkegels hatte. Oder haben könnte.

„Du kannst uns doch nicht einfach… so lassen“, sagte Harry und hörte sich an wie ein verlassenes Kind. „Wir sind doch…“ Er suchte das Wort. Familie wäre gelogen gewesen, Freunde auch. „…gewohnt aneinander“, brachte er schließlich hervor. Der Wirt lächelte schmal, zum ersten Mal an diesem Tag so etwas wie ein Ausdruck. „Gewohnheiten kann man ändern“, sagte er. „Sonst würden wir hier nicht so viel saufen.“

Die Kellnerin lehnte sich neben ihn, verschränkte die Arme. „Er hat ein Recht, rauszukommen“, sagte sie. „Ihr wollt doch alle immer, dass einer euch versteht, euch trägt, euch aushält. Aber wer trägt ihn?“ Sie deutete auf den Wirt. „Wenn er krank wird, steht keiner von euch hier und spült Gläser umsonst. Ihr geht in eine andere Bude oder nach Hause und sagt: Schade um den Laden.“

Der Kobold nickte ernst. „Sie hat euch gerade eine der hässlichsten Wahrheiten serviert“, sagte er. „Ihr seid nicht die guten Seelen des Schlusslichts. Ihr seid die, die es bewohnen, bis einer die Miete nicht mehr zahlen kann.“ Ich nahm einen tiefen Schluck. Er schmeckte anders als sonst. Bitterer. Als wäre in das Bier eine Spur von Desinfektionsmittel gefallen. Klinik und Kneipe trafen sich in meinem Mund.

„Vielleicht“, sagte ich vorsichtig, „vielleicht ist es besser, wenn du gehst, bevor du hier drin draufgehst.“ Der Satz kam mir schwer über die Lippen. „Vielleicht ist es besser, wenn wir mal gezwungen werden, irgendwo anders als hier unsere Abende zu verbringen. Oder gar nicht mehr jeden Abend.“ Ich hörte die anderen schnaufen, aber keiner widersprach sofort.

Heiner rieb sich das Gesicht. „Vielleicht“, murmelte er, „ist das hier unser verlängertes Wartezimmer. Und irgendwann werden wir aufgerufen. Aber der Doktor bist nicht du, Chef. Du bist nur der, der die Zeitschriften hinlegt und guckt, dass keiner sich auf die Fresse legt.“ Harry nickte, widerwillig. „Wär schon was Neues“, sagte er. „Abends auf dem Sofa statt am Tresen. Mit dem eigenen Kühlschrank als Wirt. Der wird wenigstens nicht krank von uns.“

der Automatenspieler blickte auf den Aschenbecher. „Du könntest auch woanders wieder aufmachen“, warf er ein. „Kleiner, außerhalb, weniger Miete, weniger Idioten.“ Der Wirt schüttelte den Kopf. „Ich glaub nicht, dass ich noch mal von vorne anfange“, sagte er. „Vielleicht hab ich in meinem Leben auch einfach genug gesoffen – mit euch und für euch. Vielleicht ist das hier mein letzter Laden.“

Der Kobold stand auf, streckte sich, sah mich an. „Du merkst“, sagte er, „dass das hier nicht mehr ewig geht. Weder für ihn, noch für dich, noch für euch als Truppe. Dinge hören auf. Kneipen, Körper, Beziehungen, Ausreden. Du hast jetzt zwei Optionen: Du wartest, bis man dir die Gläser aus der Hand schlägt – oder du stellst sie irgendwann selber hin, ohne dass einer ‚Feierabend‘ schreit.“

Später in der Nacht, als wir aufbrachen, hingen wir alle schwerer in unseren Jacken. Vor der Tür blieb ich noch einmal stehen, sah auf das flackernde „Schlusslicht“-Schild. Der Wirt stand innen, räumte die letzten Gläser weg. Er sah kurz hoch, unsere Blicke trafen sich. Kein Spruch, kein Grinsen. Nur ein Nicken. Ein Nicken, das mehr sagte als jeder seiner alten Sätze.

„Wenn der Laden dichtmacht“, sagte der Kobold leise, als wir die Straße hinuntergingen, „ist es nicht nur sein Ende. Es ist auch das Ende von dem Teil deiner Geschichte, in dem du so tun konntest, als wäre dein Leben eine endlose Happy Hour mit schlechtem Ton.“ Ich steckte die Hände tiefer in die Taschen. „Und was kommt danach?“, fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht was Besseres. Vielleicht was Schlimmeres. Vielleicht nichts Besonderes. Aber es gehört dann mehr dir als diesem Tresen.“

Zu Hause in der Küche setzte ich mich an den Tisch, als hätte mich jemand dahin getragen. Ich ließ die Jacke an, die Schuhe an, alles an. Ich hatte keine Kraft für Übergänge. Die Stille schlug anders zu als sonst. Nicht diese gewohnte, dumpfe Ruhe nach einem zu lauten Abend, sondern so eine vorsichtige, abwartende. Als würde die Wohnung gucken, wer da kommt. Der Typ, der wieder alles verdrängen will – oder einer, der zum ersten Mal darüber nachdenkt, was passiert, wenn seine Stammkneipe wirklich dicht macht.

Ich zündete mir automatisch eine Kippe an, noch bevor ich die Zettel vom Arzt sah, die immer noch auf dem Tisch lagen. Zwischen Aschenbecher und Feuerzeug, wie ein kleiner Gerichtsbeschluss, den keiner vollstreckt. Der Rauch schmeckte schärfer als sonst. Vielleicht war es nur Einbildung, vielleicht war es auch die Erinnerung an Desinfektionsmittel, die irgendwo zwischen Nase und Hirn festhing. Ich nahm einen tiefen Zug, blies ihn zur Decke, beobachtete, wie er sich verzog. So wie alles hier: aufsteigen, verdampfen, verschwinden.

Der Kobold stellte sich auf die Papierstapel, stemmte die Hände in die Hüften. „Na“, sagte er, „wie fühlt es sich an, wenn der Tresen wackelt?“ Ich starrte ihn an. „Falsch“, sagte ich. „Wie ein Stuhl, dem ein Bein fehlt, aber du setzt dich trotzdem drauf, weil du nichts anderes kennst.“ Er nickte. „Die Bar war dein viertes Bein“, meinte er. „Du hast dich drauf abgestützt, damit du nicht nachdenken musst, wofür die anderen drei überhaupt noch gut sind.“

Ich dachte an den Wirt, wie er da stand, mit der Kaffeetasse in der Hand, als wäre das sein letzter Halt. An die Kellnerin, die so ruhig und klar gesagt hatte, dass auch er ein Recht auf Rauskommen hat. An Heiner, Harry, den Automatenmann, Manni – diese traurige Truppe, die plötzlich so wirkte, als hätte man ihr gesagt, dass der Bus, in dem sie seit Jahren sitzen, gar nicht fährt. Wir hatten uns alle an die Vorstellung gewöhnt, dass das Schlusslicht ein fester Punkt ist. Unverrückbar, unabhängig von uns. Jetzt zeigte sich: Es war nur ein Laden. Einer, der genauso müde werden konnte wie wir.

Ich griff nach einem der Zettel vom Arzt, las die erste Zeile, ohne dass die Worte wirklich ankamen. Irgendwas mit „Programm“, irgendwas mit „ambulant“, irgendwas mit „Unterstützung“. Die Sprache war sauber, ordentlich, klinisch. Das Gegenteil von dem Gebrabbel am Stammtisch, wo alles in Bier und Zigarettenrauch gesagt wird und trotzdem irgendwie hängen bleibt. Hier stand: „Sie können…“ In der Kneipe hieß es: „Du solltest mal…“ Und ich war irgendwo dazwischen stecken geblieben.

„Wenn der Wirt wirklich zumacht“, sagte ich nach einer Weile, mehr zu mir selbst als zum Kobold, „dann bleibt mir im Grunde nur noch das hier.“ Ich deutete auf die Küche. Tisch, Stuhl, Aschenbecher, Zettel, Kühlschrank, der vor sich hin brummte wie einer, der sich überarbeitet fühlt. „Dann geh ich vielleicht in eine andere Kneipe“, fügte ich schnell hinzu, so reflexhaft, wie einer „War nur Spaß“ sagt, wenn er etwas Wahres rausgelassen hat.

Der Kobold lachte kurz, ohne Freude. „Du kannst in jede andere Bude der Stadt rennen“, sagte er. „Die Theken sind alle gleich hoch, die Gläser alle gleich groß, die Ausreden überall dieselben. Aber du weißt genau, dass du nie wieder so sitzen wirst wie im Schlusslicht. Der

Laden ist nicht nur eine Kneipe. Der ist die Kulisse für die Version von dir, die du am meisten gepflegt hast.“ Er sprang auf den Stuhlrücken, balancierte dort, als wäre es das Einfachste der Welt, auf instabilen Dingen zu stehen. „Wenn die Kulisse wegfällt, bleibt nur die Rolle übrig. Und die ist dünner, als du denkst.“

Ich stellte mir zum ersten Mal richtig vor, wie es wäre, wenn das Schild eines Tages wirklich nicht mehr leuchtet. Wenn ich abends davorstehe, Hände in den Taschen, die Tür abgeschlossen, die Fenster dunkel. Vielleicht ein Zettel dran: „Aus gesundheitlichen Gründen geschlossen“, „Pächter gesucht“ oder einfach nur „Danke für die Jahre“. Und ich stehe da, wie ein Hund vor einer Haustür, in der er jahrelang gefüttert wurde. Ohne Schlüssel, ohne Plan B.

„Vielleicht ist das der Moment, in dem du anfängst, in deiner eigenen Küche Stammgast zu werden“, sagte der Kobold. „Du, dein Glas, deine Gedanken. Ohne Wirt, der dazwischensteht. Ohne Kellnerin, die dir Wasser hinstellt, wenn du wieder mal zu viel tust. Ohne andere Gescheiterte, die dein Elend spiegeln, damit du dich nicht so allein fühlst.“ Ich schnaubte. „Allein fühl ich mich hier sowieso“, sagte ich. „Mit oder ohne Tresen.“ Er nickte. „Eben. Du hast nur gelernt, das mit Geräuschen zuzudecken.“

Auf der Spüle stand noch ein Glas vom Morgen, mit einem Bodensatz Kaffee, der aussah wie eine schlechte Prophezeiung. Ich kippte es aus, spülte das Glas grob, stellte es kopfüber hin. Eine lächerliche Geste, aber sie fühlte sich fast symbolisch an. „Witzig“, dachte ich. „Ich krieg es hin, ein Glas umzudrehen, aber nicht mein Leben.“ Der Kobold grinste. „Fang klein an“, sagte er. „Glas heute, Kopf vielleicht nächste Woche.“

Ich setzte mich wieder, nahm die Zettel, legte sie ordentlich nebeneinander. Eine Nummer stach heraus. Groß, fett gedruckt, als müsste sie lauter sein als die anderen: Suchtberatung. So ein Wort, das gleichzeitig Hilfe und Anklage ist. Ich starrte darauf, als würde die Zahl gleich von alleine wählen. „Rufst du an, wenn der Laden zu hat?“, fragte der Kobold. „Oder vorher? Oder nie?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung“, sagte ich ehrlich. „Ich weiß nur, dass ich zum ersten Mal sowas wie Skonto rieche. Wenn ich jetzt anfange, könnte es sein, dass ich nicht alles bis zum letzten Cent bezahlen muss.“

Die Stille wurde schwerer, aber nicht unerträglich. Draußen fuhr ein Auto vorbei, irgendwo im Haus klapperte Geschirr, eine Tür fiel, ein Fernseher dudelte durch eine Wand. Alles normale Geräusche eines Abends. Nur dass ich zum ersten Mal seit langem nicht sofort dachte: „Ich muss ins Schlusslicht, sonst verpasse ich was.“ Heute wusste ich: Selbst wenn ich hingehen würde, würde ich nichts verpassen, was ich nicht schon tausendmal gesehen hätte. Ein Wirt, der nicht mehr grinst. Gäste, die so tun, als wären sie nicht erschrocken. Ein Kobold, der sich langsam neue Lieblingsplätze sucht.

„Du hast Angst, dass ohne den Laden nichts mehr von dir übrig bleibt“, sagte der Kobold leise. „Aber vielleicht ist es genau andersrum. Vielleicht bleibt dann zum ersten Mal das übrig, was wirklich du bist – und nicht nur der, der am Stammtisch sitzt, Sprüche klopft und auf die nächste Runde wartet.“ Ich starrte auf meine Hände. Sie sahen alt aus. Flecken, Adern, kleine Narben, von Dingen, an die ich mich kaum noch erinnern konnte. „Und wenn mir nicht gefällt, was übrig bleibt?“, fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Dann kannst du immer noch saufen. Das Angebot läuft dir nicht weg. Die Leber vielleicht, aber das Gift nicht.“

Ich lachte kurz, trotz allem. Es war kein schönes Lachen, eher so eins, das eine Träne verhinderte. Ich schob die Zettel ein Stück, so dass sie direkt vor mir lagen. Nicht mehr

irgendwo seitlich im Blick, sondern mittendrin. Vielleicht, dachte ich, ist das der erste Schritt: Dinge dahin legen, wo man sie nicht mehr ignorieren kann. Vielleicht ist der zweite Schritt, irgendwann tatsächlich eine Nummer zu wählen, bevor der Wirt den Schlüssel ein letztes Mal rumdreht und das Schlusslicht nur noch als Erinnerung existiert.

Der Kobold sprang vom Tisch, landete auf meiner Schulter, lehnt den Kopf gegen meinen Hals. „Mach dir nichts vor“, flüsterte er. „Du wirst nicht von heute auf morgen zum neuen Menschen. Du wirst weiter trinken, du wirst weiter ausweichen, du wirst weiter so tun, als hättest du Zeit. Aber da ist jetzt ein Riss im Glas. Du hast gesehen, dass euer Wirt keine unendliche Ressource ist. Dass der Laden kein Schutzraum ist, den jemand anders für dich bezahlt. Und dieser Riss lässt sich nicht mehr zusaufen.“

Ich zog an der Kippe, drückte sie aus, ohne gleich die nächste anzuzünden. Der Aschenbecher sah aus wie immer, aber der Tisch nicht mehr. Vor mir: Zettel mit Telefonnummern. Hinter mir: eine Kneipe, die vielleicht bald nicht mehr da war. Dazwischen: ich, in einer Küche, die noch nie so sehr nach „hier wird entschieden“ gerochen hatte wie jetzt.

„Wenn der Tag kommt, an dem der Wirt wirklich nicht mehr aufschließt“, sagte der Kobold, „werden alle sagen: ‚War abzusehen.‘ Du kannst heute entscheiden, ob sie das später auch über dich sagen – oder ob einer wenigstens sagt: ‚Der alte Idiot hat am Ende noch versucht, was zu drehen.‘“ Ich nickte langsam. Kein heroisches „Ja“, kein Schwur, kein Gelöbnis. Nur ein Nicken, das vielleicht morgen schon wieder weniger wert war. Aber heute war es alles, was ich hatte.

Ich blieb noch lange sitzen, ohne Musik, ohne Tresen, ohne andere Stimmen. Nur ich, der Küchentisch, der Kobold und die stille Möglichkeit, dass das Schlusslicht nicht das letzte Licht sein muss, unter dem ich sitze. Irgendwann stand ich auf, machte die Lampe aus und ging ins Bett. Der Laden war noch auf, irgendwo da drüben in der Straße. Ich war nicht dort. Zum ersten Mal fühlte sich das nicht nur wie Verlust an, sondern wie eine Probe für etwas, das unausweichlich auf mich zukam.

Bevor ich die Augen schloss, hörte ich den Kobold leise murmeln: „Merks dir. Der Tag, an dem der Wirt nicht mehr grinste, war der Tag, an dem du aufgehört hast zu glauben, dass das hier alles ewig so weitergeht.“ Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich Angst vor der Zukunft – aber nicht nur. Ein winziges, fast unsichtbares Stück von mir war auch neugierig, ob da draußen, jenseits von Tresen und Desinfektionsgeruch, noch irgendwas auf mich wartet, das nicht nur nach Bier oder Putzmittel riecht.

Kapitel 30 – Inventur im eigenen Elend

Inventur klingt nach Supermarkt. Nach Paletten, Neonlicht und Azubis, die mit so kleinen Scannern durch die Gänge rennen und Dosen zählen, die keiner mehr kauft. Inventur heißt: alles, was da ist, wird einmal angeschaut, registriert, verbucht. Damit keiner später sagen kann, er hätte nicht gewusst, was rumsteht. Ich hatte nie gedacht, dass ich sowas mal in meiner Wohnung machen würde. Schon gar nicht bei mir selbst.

Es fing damit an, dass mir an einem der seltenen nüchternen Vormittage auffiel, wie voll mein Küchentisch war. Nicht mit Essen, das wäre zu optimistisch. Mit Papier. Briefe, die ich nicht geöffnet hatte. Formulare vom Amt. Arztberichte. Werbung, die sich so tat, als könnte sie mein Leben ändern, wenn ich nur den QR-Code scannen würde. Dazwischen Kippenstummel, Asche, leere Feuerzeuge. Ein kleines, geordnetes Chaos, das aussah wie mein Gehirn in Möbel-Form.

Der Kobold stand mitten in dem Haufen, betrachtete alles mit dem Blick eines Buchhalters, der kurz vor dem Nervenzusammenbruch steht. „Na“, sagte er, „willkommen im Archiv deines Wegguckens. Hier haben wir alles: Abgelehnte Versuche, verpasste Chancen, Mahnungen, die du mit Bier begossen hast, damit sie wachsen.“ Er hob einen zerknitterten Brief hoch, auf dem „Wichtig!“ stand. „Das hier ist die Kategorie ‚Ignoriert mit Ansage‘.“

Ich setzte mich hin, langsam, als könnte der Stuhl mich beißen. Die Luft in der Küche war dicker als der Rauch. Da hing noch der Geruch von Desinfektionsmittel irgendwo im Kopf, gemischt mit Schweiß, kaltem Kaffee und diesem säuerlichen Beiklang von zu wenig Schlaf. Ich starrte auf die Stapel, als wären das die Trümmer einer Explosion, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte. „Ich mach keine Inventur“, sagte ich reflexartig. „Ich räum nur ein bisschen auf.“ Der Kobold lachte. „Ihr nennt jeden Krieg ‚Militäroperation‘“, meinte er. „Nenn es, wie du willst. Am Ende musst du zählen.“

Ich nahm den obersten Brief. Irgendeine Krankenkasse wollte irgendwas wissen. Das Datum war von vor Monaten. Ich hatte ihn damals zur Seite gelegt, weil ich „keinen Kopf“ hatte. Die Wahrheit war: Ich hatte zu viel Kopf. Zu viele Gedanken, zu wenig Mut, sie auszuhalten. Ich riss den Umschlag auf. Formulierungen, die so freundlich klangen, dass sie fast beleidigend waren: „Wir bitten Sie höflich…“, „Um Verzögerungen zu vermeiden…“ Ich las, verstand, dass ich längst drüber war. Fristen. Immer diese Fristen. Im Leben, im Körper, im Amt.

„Kategorie: ‚Hätte man machen können, wenn man nicht dauernd in der Kneipe gesessen hätte‘“, kommentierte der Kobold und hielt imaginäre Karteikarten hoch. „Davon hast du viele.“ Ich legte den Brief zur Seite, nahm den nächsten. Eine Rechnung. Laborwerte, Praxisgebühr, irgendeine Untersuchung, an die ich mich nur halb erinnerte. „Fällig bis…“ Irgendein Datum, das sich anfühlte wie ein früherer Fehler. Ich seufzte, schob auch die zur Seite. Rechnungen, die du nicht bezahlt hast, sind wie Menschen, denen du nie geantwortet hast. Die tauchen immer wieder auf, nur mit anderen Umschlägen.

Nach einer Weile merkte ich, dass ich nicht nur Papier sortierte. Ich sortierte Ausreden. „Damals war ich im Stress.“ – „Da war ich grad krank.“ – „Da war die Sache mit dem Job.“ – „Da war die Frau, die mich verlassen hat.“ Jede Schicht hatte ihr eigenes „Deswegen“. Aber unterm Strich stand immer dieselbe Wurzel: Ich hatte gesoffen, geraucht, verdrängt. Das Zeug auf dem Tisch war nur der sichtbare Teil davon.

Der Kobold ging die Stapel ab, wie ein Prüfer, der checkt, ob die Regale richtig beschriftet sind. „Hier haben wir die Abteilung ‚Körper'", sagte er und deutete auf Arztbriefe, Befunde, Überweisungen. „Leber, Herz, Blut, alles, was du lieber im Dunkeln lässt. Da drüben ist ‚Geld'." Er stupste Rechnungen an, Mahnungen, Kontoauszüge, die ich nie öffnen wollte, weil ich kein Fan von Zahlen bin, wenn sie was mit mir zu tun haben. „Und hier – mein Lieblingsregal – ‚Menschen'." Ein zerknitterter Brief von meiner Tochter, eine Postkarte von irgendeinem alten Kumpel, den ich unter „Trinkt nichts mehr, langweilig" abgelegt hatte.

„Das ist keine Wohnung", stellte er fest. „Das ist ein Lagerhaus für Dinge, die du nicht zu Ende gebracht hast." Ich nahm einen Schluck Wasser – ja, Wasser, kein Bier diesmal –, weil der Hals trocken wurde. Nicht vom Saufen, vom Schlucken. Manche Wahrheiten sind schwerer runterzubekommen als jeder Schnaps.

Irgendwann fing ich an, Müll zu machen. Altpapier. Sachen, die wirklich niemand mehr brauchen würde, nicht mal ein Gerichtsvollzieher oder eine Krankenschwester. Alte Werbung, abgelaufene Gutscheine, Flyer für Veranstaltungen, zu denen ich nie gegangen bin, weil sie nach Tageslicht klangen. Ich stopfte die Sachen in einen Sack. Jeder Riss war wie ein kleiner, stumpfer Schnitt: Das brauchst du nicht mehr. Das kommt nicht wieder. Das war nie wichtig. Komische Sorte Befreiung.

Aber dann kamen die Teile, die wehtaten. Ein alter Zettel, auf dem meine Enkelin in krakeliger Schrift geschrieben hatte: „Opa, kommst du mal wieder?" Kein Datum, nur ein bunter Stift, ein Herz, das sie irgendwo gelernt hatte zu malen. Ich konnte mich nicht erinnern, ob ich damals hingegangen war. Wenn man sich nicht erinnert, ist die Antwort meistens klar. Der Kobold sah über meine Schulter. „Abteilung ‚Versäumt'", sagte er leise. „Da kannst du keine Striche mehr nachtragen."

Ich legte den Zettel nicht ins Altpapier. Ich legte ihn vor mich hin, mitten in den Stapel. Die Inventur im eigenen Elend besteht nicht nur daraus, wegzuschmeißen. Sie besteht auch daraus, stehenzulassen, was weh tun soll. Als Mahnung, als Erinnerung, als Strafe, keine Ahnung. Ich wusste nur, dass ich den Zettel nicht zwischen Telefonrechnungen verschwinden lassen wollte.

Nach ein, zwei Stunden – oder waren es drei? – war die Tischplatte wieder zu sehen. Nicht komplett frei, aber weniger zugemüllt. Briefe, die noch eine Chance hatten, lagen in einem Stapel. Unterlagen, bei denen alles zu spät war, in einem anderen. Dazwischen ein paar Dinge, die ich nicht einordnen konnte: Fotos, alte Notizen, ein Rezept mit einer Dosierung, die ich nie ausprobiert hatte, weil ich lieber zur Flasche gegriffen hatte.

„Na siehst du", sagte der Kobold, „geht doch. Inventur ist nichts anderes als: was ist da, was fehlt, was kann weg, was sollte bleiben. Nur dass dein Lager kein Supermarkt ist, sondern eine Sammlung von Peinlichkeiten, die keiner abnehmen will." Ich lehnte mich zurück, der Rücken knackte. „Und was steht am Ende unterm Strich?", fragte ich. „Was sagt die Bilanz?" Er grinste schief. „Aktiva: du lebst noch. Passiva: fast alles andere."

Ich hätte jetzt ins Schlusslicht gehen können, wie sonst, zur Belohnung für die „Arbeit". Stattdessen blieb ich noch sitzen. Sah den Stapeln beim Atmen zu, hörte dem Kühlschrank beim Brummen zu. Ich hatte das merkwürdige Gefühl, dass ich an diesem Vormittag mehr über mich gelernt hatte als in den letzten zehn Jahren am Tresen. Nicht, weil ich genial war. Sondern weil ich zum ersten Mal gesehen hatte, wie viel Zeug ich angesammelt hatte, nur um nicht in den Spiegel gucken zu müssen.

Der Kobold streckte sich, sprang vom Tisch. „Das war die Inventur im Außenlager“, sagte er. „Glückwunsch. Als Nächstes kommt das Innenlager. Und da zählen wir keine Briefe, sondern die Dinge, die du dir selber erzählt hast, um so zu werden, wie du jetzt bist.“ Ich stöhnte. „Gib mir erst mal ’ne Pause“, murmelte ich. „Du hast Jahrzehnte gebraucht, um das hier anzuhäufen. Ich brauch mehr als einen Tag, um’s zu zählen.“ Er nickte. „Schon gut“, sagte er. „Aber sei dir sicher: Die Inventur läuft jetzt. Auch wenn du nicht hinschaust.“

Es ist eine Sache, Papier zu sortieren. Was anderes ist es, Gedanken zu sortieren. Beim Papier hilft dir der Kalender. Da steht drauf, wann es zu spät ist. Gedanken dagegen sind wie diese Dosen ohne Etikett, die irgendwann im Vorratsschrank landen: du weißt nicht mehr, was drin ist, nur dass du sie mal aus irgendeinem Grund aufgehoben hast. Inventur im Kopf heißt: gucken, was du dir eingeredet hast – und was davon noch haltbar ist.

Der Kobold bestand darauf, dass wir das wie ein Spiel angehen. „Sonst machst du nach zehn Minuten dicht“, sagte er. „Wir nennen es nicht Selbstanalyse, wir nennen es Bestandsaufnahme. Du magst keine Psychologen, aber du magst Listen. Also machen wir Listen.“ Er setzte sich auf die Lehne meines Küchenstuhls, Beine baumelnd, und grinste, als würde er gleich Lose ziehen.

Ich nahm ein altes Notizbuch, das irgendwo zwischen Rechnungen und kaputten Feuerzeugen aufgetaucht war. Ein paar leere Seiten gab es noch. Der Stift kratzte über das Papier, als wäre er beleidigt, dass er nicht benutzt worden war. Oben schrieb ich: „Sachen, die ich mir seit Jahren erzähle“. Sah scheiße aus, aber passte.

„Nummer eins“, sagte der Kobold und hob die Hand wie in der Schule. „‚Ich bin halt so.‘ Dein Lieblingssatz. Pack den mal ganz nach oben.“ Ich schrieb ihn hin: „Ich bin halt so.“ Darunter erst mal nichts. Die vier traurigsten Wörter der Welt, wenn man sie ernst meint. Sie klingen nach Akzeptanz, sind aber meistens nur Faulheit in Sonntagssprache.

„Nummer zwei“, fuhr er fort, „‚Es ist eh zu spät.‘ Der Satz, mit dem du alles abbrichst, bevor du überhaupt angefangen hast.“ Ich notierte. Es war erschreckend leicht. Ich hätte die Liste auswendig hinschreiben können, ohne nachzudenken. „Nummer drei: ‚Ich tu niemandem weh, ich schad nur mir.‘ Das ist einer deiner Favoriten, wenn du vor irgendwas wegtrinkst.“ Wieder schrieb ich. Die Sätze standen da wie kleine Urteile, die schon vollstreckt worden waren.

Ich blätterte im Kopf zurück. Woher kamen die überhaupt? Irgendwann hatte ich angefangen, sie zu benutzen, wie Aspirin für die Seele. „Ich bin halt so“ tauchte das erste Mal auf, als ich meiner Ex nicht erklären konnte, warum ich lieber in der Kneipe war, als mit ihr eine Serie zu gucken. „Es ist eh zu spät“ war irgendwann aufgetaucht, als meine Tochter mir sagte, ich solle doch mal früher aufhören, bevor die Enkel alt genug wären, um zu kapieren, warum Opa immer nach Aschenbecher riecht. Ich hab ihr damals ins Telefon gebrummt: „Ach komm, Mädel, ich bin schon so weit, da lohnt sich das große Aufräumen nicht mehr.“ Das klang abgeklärt, reif, so wie alte Typen halt reden. In Wahrheit war es nichts weiter als ein „Ich hab keinen Bock, mich zu bewegen“ in eleganterer Verpackung.

„Und ‚Ich tu niemandem weh, ich schad nur mir‘“, sagte der Kobold, „kam auf, als du das zweite Mal eine Beziehung gegen die Wand gesetzt hast, weil du die Flasche nicht teilen wolltest.“ Ich sah kurz hoch. „So schlimm war das nicht“, murmelte ich. Er grinste. „Du hast pünktlich zum dritten Bier angefangen, alles zu versprechen, und pünktlich zum fünften alles vergessen. Am Ende standen da zwei: sie mit gepackter Tasche, du mit gepackter Fahne. Und

du hast gesagt: ‚Na ja, besser so, als wenn ich sie mit runterziehe.‘ Das ist deine feine Art zu behaupten, du wärst ein Opfer, das niemandem zur Last fallen will.“

Ich schrieb weiter. Die Sätze wurden eine Reihe kleiner Grabsteine auf dem Papier. Kein Schnörkel, kein Blumenschmuck, nur nackte Inschriften: „Ich bin halt so.“ „Es ist eh zu spät.“ „Ich tu niemandem weh…“ Daneben ließ ich Platz, ohne zu wissen, wofür. Vielleicht für Jahreszahlen. Oder für „ist Quatsch“ in Großbuchstaben, irgendwann, falls ich mal Mut finde.

„Noch welche“, fragte der Kobold. Mir fielen sofort mehr ein, als mir lieb war. „‚Ich funktioniere nur so‘“, sagte ich. Er nickte begeistert. „Sehr gut. Das ist der, mit dem du jede Nüchternheitsidee erschlägst. Schreib hin.“ Ich schrieb: „Ich funktioniere nur so.“ In Klammern dahinter setzte ich, ohne nachzudenken: „…also schlecht.“ Der Stift machte dabei einen kleinen Huckel, als hätte er selber gezuckt.

„Und ‚Andere sind schlimmer‘“, fügte der Kobold hinzu. „Dein Vergleichslieblingsstück. ‚Ich lieg noch nicht im Rinnstein, ich schlag keine Leute, ich fahr nicht besoffen Auto, also so schlimm kann’s nicht sein.‘“ Ich schrieb es hin, mit Ausrufezeichen. Nicht, weil ich begeistert war, sondern weil es genau so klang, wenn ich es sagte: zu laut, zu trotzig, wie ein Kind, das erwischt wurde und noch schnell auf einen anderen zeigt.

Ich las die Liste durch. Es war wie in den Spiegel schauen, nur ohne Tageslichtlampe, die schmeichelt. Das waren nicht einfach Sätze. Das waren die Scharniere, auf denen meine ganze Ausrede-Konstruktion lief. Zwischen ihnen war weniger Platz als gedacht. Kein Raum für neue Geschichten, nur ein enges Regal voller alter Ausflüchte.

„So“, sagte der Kobold zufrieden. „Jetzt, wo wir den Laden beschriftet haben, kommt Teil zwei.“ Ich stöhnte. „Na klar“, murmelte ich. „Listen mit Unterpunkten. Was kommt als nächstes, Flipchart und Moderationskarten?“ Er ignorierte den Spruch. „Neben jeden Satz schreibst du jetzt: ‚Stimmt das?‘ Und dann wartest du, ob du wirklich ein ‚Ja‘ schreiben kannst, ohne dass dir schlecht wird.“

Ich starrte ihn an. „Das ist doch Kinderkram“, sagte ich. „Was soll das bringen?“ Er zuckte die Schultern. „Du bist auch nicht viel weiter als ein trotziges Kind, wenn’s um Verantwortung geht“, meinte er. „Also fang auf dem Level an, das du schon kannst.“

Ich setzte die Spitze vom Stift hinter „Ich bin halt so.“ Lange passierte gar nichts. Ich dachte an all die Momente, in denen ich den Satz rausgehauen hatte, wie einen Joker. Wenn jemand mich fragte, warum ich nicht ans Telefon gehe. Warum ich nicht pünktlich bin. Warum ich wieder in der Kneipe war statt beim Geburtstag, beim Elternabend, beim Arzt. „Ich bin halt so“ – die Allzweckwaffe. Wer das sagt, erklärt sich nicht, er macht dicht.

„Stimmt das?“, fragte der Kobold. Ich hörte seine Stimme im Kopf, wie ein Echo. Ist das wirklich so? Bist du ein fertiges Produkt, eingeschweißt, mit Verfallsdatum, aber ohne Veränderungsoption? Oder ist das nur der bequemste aller Sätze? Ich schrieb neben den Satz, langsam, als müsste ich jeden Buchstaben abwägen: „Stimmt nicht. Ich will nur nix ändern.“ Der Stift blieb kurz hängen beim Wort „will“. Dann lief er weiter. Ich starrte das Ergebnis an und merkte, wie mir der Magen ein Stück tiefer rutschte.

„Guck mal“, sagte der Kobold leise. „Geht doch. Du kannst schreiben, ohne dass gleich ein Engel stirbt.“ Ich machte weiter.

Neben „Es ist eh zu spät“ schrieb ich erst gar nichts. Der Satz war alt, er roch nach kalten Treppenhäusern und verpassten Chancen. Zu spät für die Ehe, zu spät für eine Karriere, zu spät, um noch mal die Richtung zu ändern. Zu spät für Sport, für Liebe, für alles, was nicht nach Kneipe schmeckt. „Wann genau hast du beschlossen, dass es zu spät ist?“, fragte der Kobold. „Mit dreißig? Mit vierzig? Mit fünfundvierzig? Und wer hat dir das unterschrieben?“

Ich dachte an den Arzt, der gesagt hatte, es sei „sehr spät, aber nicht zu spät“. Ich dachte an den Wirt, der vielleicht wirklich noch mal was anderes sehen wollte als uns. Ich dachte an meine Enkel, die noch nicht alt genug waren, um „zu spät“ in meinem Gesicht zu lesen. Am Ende schrieb ich daneben: „Stimmt für manches. Aber nicht für alles. Bequemlichkeit als Ausrede.“ Das sah fast philosophisch aus. War aber nur ehrlich.

„Ich tu niemandem weh, ich schad nur mir“, las ich als Nächstes. Dabei musste ich lachen, und das Lachen tat weh im Hals. Ich sah dabei meine Tochter vor mir, wie sie die Tür zugemacht hatte. Meine Ex-Frau, wie sie irgendwann keine Tränen mehr übrig hatte und nur noch leise packte. Die Kellnerin, die mit dem Rücken Probleme bekam, weil sie jede Nacht unsere Gläser schleppte, damit wir nicht alleine mit dem Dreck dastehen. Der Wirt, dessen Herz schneller schlug, wenn wieder einer auf der Toilette zu lange nicht reagierte.

Ich schrieb daneben: „Stimmt nicht. Andere müssen mich mittragen. Die zahlen mit.“ Es war komisch, sowas zu lesen, das so schlicht und offensichtlich war, als hätte ich es aus einem billigen Ratgeber abgeschrieben. Aber ich wusste: Wenn es nur plakativ wäre, hätte es mich nicht so getroffen.

„Ich funktioniere nur so“, murmelte ich und spürte, wie mir der Satz plötzlich lächerlich vorkam. Als wäre ich ein alter Fernseher mit analogem Anschluss, der beleidigt ist, weil alle jetzt streamen. Klar funktioniere ich so. Ich hab mich jahrzehntelang darauf trainiert, erst bei 1,8 Promille ruhig zu werden. Aber das heißt nicht, dass es ein Gesetz ist. Es heißt nur, dass ich nie ernsthaft ausprobiert habe, ob ich auch anders denken kann.

Ich schrieb: „Ich kenne nur diesen Modus. Funktionieren ist übertrieben. Es ist Überleben auf dumm.“ Der Kobold klatschte langsam. „Du wirst richtig poetisch, Opa“, sagte er. „Wenn du so weitermachst, druck ich dir das und häng es im Schlusslicht auf. ‚Weisheiten eines Spätsäufers‘.“

Zum Schluss war „Andere sind schlimmer“ dran. Ich musste nicht lange überlegen. Die Antwort stand mir schon im Gesicht: Ja, andere sind schlimmer. Andere liegen wirklich im Rinnstein. Andere schlagen wirklich ihre Partner. Andere fahren wirklich besoffen Auto. Aber was bringt mir das? Ich bin ja nicht im Wettbewerb „Wer verkackt sein Leben am effektivsten“. Ich will nicht mit einem Mörder vergleichen, um zu sagen: „Na, dann ist mein Betrug ja halb so wild.“

Ich schrieb: „Stimmt, aber hilft mir null. Vergleich nach unten = billige Beruhigung.“ Unterstrich „billige“. Weil das das richtige Wort war. Billig im Sinn von: kostet nichts, bringt nichts.

Ich legte den Stift hin und sah mir die Seite an. Links die Sätze, die ich seit Jahren draufhatte. Rechts die Antworten, die ich nie laut sagen würde, wenn einer aus der Runde fragt: „Na, wie geht’s dir wirklich?“ Auf Papier sah es einfacher aus. Klarer. So, als könnte man es mit einem Radiergummi wegmachen, wenn es zu weh tut. Das ging natürlich nicht. Aber der Gedanke war da.

„Und jetzt?“, fragte ich, mehr in den Raum, als zum Kobold. „Jetzt hab ich eine Liste mit Scheiß, den ich über mich weiß. Applaus. Was fangen wir damit an? Sie rahmen und übers Bett hängen?“

Er sprang vom Stuhl auf den Tisch, sah sich die Seite an wie ein Kunstkritiker. „Jetzt kommt der mühsame Teil“, sagte er. „Jetzt musst du jedes Mal, wenn du in deinem Kopf einen dieser Sätze sagen willst, dran denken, was daneben steht. Nicht jedes Mal ändern. Nur merken. Merken, dass du lügst, wenn du ‚Ich bin halt so‘ sagst. Merken, dass du dir in die Tasche greifst, wenn du ‚Es ist eh zu spät‘ murmelst.“

Ich verdrehte die Augen. „Du tust so, als wäre ich noch lernfähig“, sagte ich. „Ich bin achtundvierzig, kein Rohling mehr.“ Er grinste schief. „Du bist alt genug, um zu wissen, dass du dich verarscht. Das ist ein guter Anfang. Manche merken das erst, wenn sie die Schläuche im Arm haben.“

In dem Moment fiel mein Blick auf die andere Hälfte des Tisches. Da, wo die offiziellen Briefe lagen, der Mist mit Fristen, mit Drohungen, mit „wenn Sie sich nicht melden“. Die Inventur im Kopf und die Inventur auf Papier trafen sich plötzlich. Es war alles die gleiche Suppe. Unbeantwortete Fragen, aufgeschobene Entscheidungen, nicht geführte Gespräche. Ob Briefkopf oder innerer Monolog – am Ende stand überall: „Bitte kümmern Sie sich jetzt.“

Ich klappte das Notizbuch zu, legte es oben auf den Stapel statt irgendwo dazwischen. Kleiner Unterschied, aber sichtbar. „Das war’s für heute“, sagte ich. „Mehr Bestandsaufnahme schaff ich nicht. Sonst fang ich an, wirklich was zu ändern, und dafür ist es zu spät am Abend.“ Der Kobold lachte. „Da ist er wieder“, meinte er. „Der alte Satz. Aber immerhin weißt du jetzt, dass er gelogen ist.“

Später, als ich das Licht ausmachte und im Halbdunkel Richtung Schlafzimmer tappte, hatte ich das Gefühl, als hätte jemand im Kopf die Regale verrückt. Nichts war wirklich ordentlich, aber manches stand nicht mehr so, dass ich drüber stolperte, ohne es zu sehen. Die Inventur war weit weg davon, abgeschlossen zu sein. Aber zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich damit angefangen, ohne dass ein Arzt, ein Wirt oder eine Frau mich dazu zwingen musste.

„Inventur im eigenen Elend“, murmelte ich, kurz bevor ich mich auf die Matratze fallen ließ. „Vielleicht ist das der einzige Laden, den ich tatsächlich selber schließen kann, bevor er mich frisst.“ Der Kobold rollte sich am Bettrand zusammen, wie ein viel zu waches Haustier. „Schau’n wir mal“, sagte er. „Morgen früh machst du wahrscheinlich wieder auf. Aber heute hast du zumindest von allem einen Zettel gemacht. Und manchmal fangen richtige Veränderungen genau da an: bei jemandem, der zum ersten Mal ehrlich aufschreibt, welchen Quatsch er sich seit Jahren erzählt.“

Ich antwortete nicht mehr. Der Schlaf kam, schwer, aber ohne den ganz großen Hammer. Und irgendwo auf dem Küchentisch lag ein Notizbuch mit Sätzen, die mehr über mich sagten als alle Sprüche im Schlusslicht zusammen.

Am nächsten Abend saß ich wieder im Schlusslicht. Natürlich. Nur weil man ein Notizbuch vollkritzelt, wird man nicht plötzlich zu jemandem, der Kräutertee trinkt und Tagebuch schreibt, während draußen der Regen romantisch an die Scheibe klopft. Ich saß auf meinem Stammhocker, als wäre nichts passiert, und trotzdem war irgendwas anders. Nicht viel. Nur so ein kleiner Versatz, als hätte einer den Boden einen Zentimeter verschoben.

Der Wirt stand hinterm Tresen und polierte Gläser, als würden sie eine Chance auf ein zweites Leben haben. Die Kellnerin bewegte sich routiniert zwischen den Tischen, Tablett, Lappen, Tablett. Heiner blätterte in einer alten Zeitung, als könnte da drin irgendeine Nachricht sein, die ihn betrifft. Harry erzählte zum fünften Mal dieselbe Geschichte mit einem Chef, der nichts kapiert. Der Automatenspieler starrte Richtung Flipper, auch wenn der längst aus war. Alles wie immer. Nur ich hatte einen Zettel im Kopf, auf dem stand: „Inventur läuft."

Der Kobold saß auf dem Aschenbecherrand vor mir und baumelte mit den Beinen in einem Berg aus Kippen. „So", meinte er, „jetzt probieren wir deine Bestandsaufnahme mal im Feldversuch. Du bist hier im Lager, mitten in deiner Ware. Zeit, die Etiketten zu checken." Ich nahm einen Schluck Bier – langsamer als sonst – und sah in die Runde, nicht nur mit diesem verschwommenen, „ist halt meine Truppe"-Blick, sondern mit der Frage im Hinterkopf: Was von dem, was ich mir über mein Leben erzähle, stimmt hier überhaupt?

Heiner zum Beispiel. Seit Jahren der Mann mit den Sprüchen über „alles zu spät" und „wir sind halt so". Ich hatte ihn immer als Beweisstück benutzt: Wenn einer so drauf ist wie der, dann bin ich ja fast noch harmlos. Jetzt sah ich einen alten Mann, der seine Hände um ein Glas klammerte, als wäre es das einzige, was ihm noch gehört. Sein Gesicht war eine Landkarte für verpasste Umwege. „Der ist auch nur 'ne Ausrede für dich", flüsterte der Kobold. „‚Wenn der so ist, darf ich auch.' Wie billig."

Harry, der große Tragiker, der immer so tat, als wäre sein Elend einzigartige Hochkultur. Ich mochte ihn, keine Frage. Aber während ich ihm zuhörte, wie er zum hundertsten Mal erzählte, dass seine Ex ihn nicht verstanden hat und die Jobs immer an den Falschen gehen, merkte ich plötzlich, wie viel von mir in seinen Worten klebte. „Wir sind alle zu spät dran" – sein Grundsatz. Praktisch, wenn man abends lieber im Schlusslicht sitzt, als morgens im Bus zur Arbeit.

Der Automatenspieler, der seine Inventur längst komplett an den Automaten abgegeben hatte. Gewinn, Verlust, Einsatz, Risiko – alles in Münzen und Zahlen versteckt. Keiner von uns wusste, wo er wirklich wohnte. Ob er eine Familie hatte. Ob er irgendwas anderes machte, außer spielen, trinken, schlafen und wieder spielen. „Der hat einfach seine Elendsverwaltung ausgelagert", sagte der Kobold. „Die Maschine sagt ihm, wann er sich schlecht fühlen darf."

Ich sah zum Wirt. Der grinste heute ein bisschen mehr als an dem Regentag mit dem Kaffee, aber da war ein Schatten drin, den ich vorher nicht gesehen hatte. Vielleicht, weil ich nie geguckt hatte. Vielleicht war der schon immer da. Ein Mann, der jahrelang geglaubt hat, er wäre der Gastgeber – und langsam merkt, dass er eigentlich der Verwalter eines sinkenden Schiffes ist. Und wir sind die Passagiere, die sich weigern, die Schwimmwesten anzuziehen.

„Und du mitten drin", sagte der Kobold. „Mit deiner Liste im Kopf und dem Glas in der Hand. Du willst Inventur im eigenen Elend machen? Dann fang hier an. Was gibt dir der Laden, was du nicht auch woanders kriegst? Und was nimmt er dir, ohne dass du's merkst?" Ich sah auf mein Bier. Es sah harmlos aus. Goldfarben, Schaumkrone, Glasrand. Ein Getränk. Nicht mehr. Den Rest machte ich daraus.

„Ich bin halt so", meldete sich der erste Satz leise. Ganz automatisch. Ich hörte mich innerlich genau das sagen, als die Kellnerin mir noch einen Schnaps hinstellte „für die Nerven". Früher hätte ich ihn kommentarlos genommen. Jetzt sah ich ihn an, als hätte sie mir eine Entscheidung hingestellt, kein Glas. Ich hörte den Satz, sah die Antwort aus dem Notizbuch:

„Stimmt nicht. Ich will nur nix ändern.“ Ich war kurz ehrlich genug, um nicht so zu tun, als wäre ich ein Naturgesetz.

„Es ist eh zu spät“, quakte der zweite Satz, als Harry anfing von irgendeinem Typen zu erzählen, der „mit fünfzig noch mal komplett neu angefangen“ hat. Früher hätte ich das mit einem Witz abgebügelt: „Mit fünfzig fangen höchstens die Gelenke neu an, weh zu tun.“ Heute klemmte der Spruch im Hals. Ich hörte den Arzt: nicht zu spät, aber sehr spät. Das „sehr“ hatte sich in meinen Schädel gefressen wie ein billiger Wurm.

„Ich tu niemandem weh, ich schad nur mir“, murmelte das Hirn, als der Wirt anfing, über Strompreise und Lieferkosten zu reden. Dass der Laden kaum noch was abwirft. Dass man für unsere offene Zeche längst keine Romantik mehr kriegt, nur noch Sorgen. Ich sah, wie die Schultern der Kellnerin ein Stück tiefer wurden, wenn er über „fixe Ausgaben“ sprach. Ich stellte mir vor, wie sie die Treppe in ihre kleine Wohnung hochstapft, Knochen müde, Portemonnaie leicht. Ich stellte mir vor, wie ich mir wieder einrede: „Ist doch nur mein Leben, das ich hier verbrate.“

„Andere sind schlimmer“, kam der letzte Satz zur Party, als einer am Spielautomaten betrunken gegen das Gehäuse trat. Der Wirt wurde laut, man beruhigte, der Typ flog irgendwann raus. Früher hätte ich mich danach besser gefühlt: „Siehst du, so weit bin ich noch nicht.“ Diesmal kam der Gedanke, klar wie Leitungswasser: Ja. Andere sind schlimmer. Und was kaufst du dir davon? Einen Rabatt in der Hölle?

Der Kobold grinste. „Na siehst du“, sagte er. „Du musst gar nicht nüchtern werden, um dich nicht mehr ganz ernst zu nehmen. Reicht schon, wenn du mitkriegst, was du dir erzählst.“ Ich nahm den Schnaps in die Hand, hielt ihn einen Moment, stellte ihn dann wieder hin. „Später“, sagte ich zur Kellnerin. Sie sah mich überrascht an, nickte aber. Kein Kommentar. Nur ein kurzer Blick, der irgendwas zwischen Hoffnung und Skepsis war.

„Oh“, hauchte der Kobold gespielt überrascht. „Wir erleben historische Momente. Opa sagt nein zu einem Schnaps, der schon auf dem Tisch steht. Schreib das ins Notizbuch, Rubrik: unerklärliche Phänomene.“ Ich zuckte die Schultern. „Ich hab heute keine Lust, mir den Kopf komplett wegzubrennen“, murmelte ich. „Halb reicht.“ Es war kein heldenhafter Satz. Aber er war nicht gelogen.

Später, als ich zum Klo ging, blieb ich einen Moment in der Tür stehen und sah den Laden an wie ein Fremder. Der Tresen, an dem ich jahrelang alles abgelegt hatte, was ich nicht tragen wollte: Arbeit, Familie, Verantwortung, Gesundheit. Die Stühle, auf denen wir saßen, als wären sie unsere letzten Rettungsboote. Die Jukebox in der Ecke, die immer dann versagte, wenn einer was Aufrichtiges drauflegen wollte. Alles vertraut. Alles voll. Alles leer.

„Inventur im eigenen Elend heißt auch: gucken, worauf du gebaut hast“, sagte der Kobold, der mir im Spiegel über dem Waschbecken erschien, als wäre er mein zweites Gesicht. „Du hast dein Leben auf einen Tresen gesetzt, der einem anderen gehört. Auf Öffnungszeiten, auf andere Leute, auf ein paar Neonröhren. Wenn die ausgehen, sitzt du da im Dunkeln. Und das nennst du dann Schicksal.“

Ich hielt die Hände unter das kalte Wasser, länger als nötig. Der Kopf war schwer, aber nicht so betonhart wie sonst um die Uhrzeit. Ich sah mich an – rotäugig, fahl, nicht gerade die Werbung für einen Neuanfang. Aber auch noch nicht tot. Eher beschädigt. Wie ein alter

Kühlschrank, der brummt und manchmal aussetzt, aber noch nicht völlig verreckt ist. „Bestandsaufnahme“, dachte ich. „Nicht nur im Notizbuch. Im Spiegel.“

Als ich zurück an den Tresen ging, stand der Schnaps immer noch da. Keiner hatte ihn weggeräumt. Der Wirt nahm ihn, als ich mich setzte, hielt ihn mir hin. „Der geht aufs Haus, wenn du willst“, sagte er. „Oder in den Ausguss, wenn du nicht willst.“ Ich sah ihn an. Das war eine seltene Art von Angebot. Kein Druck, keine Erwartung, nur eine Wahl. Ich dachte an meine Liste, an die Sätze, an das Krankenhaus, an den Tag, an dem der Wirt nicht mehr grinste.

„Mach in den Ausguss“, sagte ich leise. Es war, als würde jemand anders durch meinen Mund sprechen. Die Kellnerin zog die Augenbrauen hoch, der Wirt nickte nur. Ging zur Spüle. Der Klang, als der Schnaps im Metall verschwand, war unspektakulär. Kein göttlicher Trompetenton, keine Engelchöre. Nur ein leises „klack“ vom Glas und ein „plopp“, als das Zeug im Abfluss verschwand. Aber ich spürte es im Bauch, als hätte ich gerade etwas abgestoßen, das seit Jahren automatisch Teil von mir war.

„Bravo“, sagte der Kobold trocken. „Du hast gerade dreißig Milliliter Elend weniger getrunken als sonst. Niemand wird dir dafür eine Medaille geben. Aber deine Leber hat für fünf Sekunden höflich applaudiert.“ Ich nahm einen Schluck Bier, der jetzt fast harmlos wirkte. Fast. „Ich bin halt so“, meldete sich der Satz noch einmal, leiser. „Ich funktioniere nur so.“ Dieses Mal antwortete etwas in mir: „Mag sein. Aber heute nicht zu hundert Prozent.“

Als ich später heimging, war ich nicht nüchtern. Ich war es nie um die Uhrzeit. Die Straße schwankte leicht, aber ich konnte geradeaus laufen. Der Mond war irgendwo hinter den Wolken, der Himmel grau, die Luft kalt. Ich dachte an das Notizbuch auf meinem Küchentisch, an die Zettel aus der Klinik, an den Wirt hinter seinem Tresen, an seine müde Augen. Und an mich, wie ich zum ersten Mal nicht alles getrunken hatte, was vor mir stand.

„Inventur im eigenen Elend“, sagte der Kobold, der auf einer Straßenlaterne hockte, als ich vorbeiging. „Fazit des Tages: Lager immer noch voll, aber du hast zumindest aufgehört, neue Kartons reinzuschleppen, während du zählst.“ Ich grinste schief. „Morgen schlepp ich wahrscheinlich wieder“, gab ich zu. „Klar“, nickte er. „Aber heute hast du gezählt. Und manchmal ist das der einzige Unterschied zwischen einem, der völlig untergeht, und einem, der zumindest weiß, warum er sinkt.“

In der Wohnung setzte ich mich noch mal an den Küchentisch, schlug das Notizbuch auf und schrieb eine neue Zeile darunter: „Heute einen Schnaps nicht getrunken.“ Daneben, in Klammern: „Kein Applaus. Nur notiert.“ Es sah lächerlich aus. Wie ein Eintrag in einem sehr schlechten Diät-Tagebuch. Trotzdem ließ ich es stehen.

Bevor ich das Licht ausmachte, sah ich auf die Seite mit den Sätzen und ihren Antworten. Nichts davon war gelöst. Kein Problem war verschwunden. Die Bar stand noch, die Leber ächzte noch, die Schulden – sichtbar wie unsichtbar – waren noch da. Aber zwischen all dem floss ein dünner Riss aus Zweifel durch meine alten Überzeugungen. Und das, dachte ich, ist vielleicht die einzige Inventur, die am Ende wirklich zählt: wenn du anfängst, deinem eigenen Scheiß nicht mehr alles zu glauben.

Kapitel 31 – Der Kobold und die letzte Runde

Es gibt diese zwei Wörter, die in einer Kneipe so harmlos klingen und trotzdem eine eigene Schwerkraft haben: „Letzte Runde.“ Man hört sie ständig, nimmt sie nicht ernst, winkt ab, bestellt noch was, diskutiert mit dem Wirt, ob er es „heute nicht mal gut sein lassen“ könne. Meistens sind es nur Worte, eine Formsache, ein Ritual. Aber irgendwann kommt der Abend, an dem du merkst, dass sie mehr meinen als nur „Wir schließen gleich“. Sie sind dann eher so was wie: „So weit kommst du mit diesem Leben noch.“

An dem Abend, an dem der Kobold und ich unsere echte letzte Runde verhandelt haben, fing alles völlig unspektakulär an. Kein besonderes Datum, kein Jubiläum, kein Sternschnuppenschauer. Nur ein Dienstag, feucht, kalt, die Straße glänzte wie frisch geputzt, obwohl sie nur nass und dreckig war. Ich hatte mir unterwegs vorgenommen, „heute mal wirklich früher Schluss“ zu machen. Einer dieser Vorsätze, die schon beim Betreten der Kneipe anfangen zu bröckeln.

Im Schlusslicht war es halbleer. Die gute Sorte halbleer: genug Leute, dass es nicht nach Beerdigung aussah, aber so wenig, dass du nicht schreien musstest, um deine Lügen zu erzählen. Heiner war da, schon tief im Glas, Harry redete leiser als sonst, der Automatenspieler stand tatsächlich mal nicht am Automaten, sondern lehnte am Tresen. Der Wirt sah müder aus als sonst, selbst sein „Na, du schon wieder“ kam ohne die übliche Restwärme. Die Kellnerin hatte Augenringe, die aussahen wie schlecht gezeichnete Halos.

Der Kobold hockte auf meinem Stammhocker, bevor ich mich setzte. „Willkommen zur Vorpremiere“, sagte er. „Heute üben wir das mit der letzten Runde.“ Ich schnaubte. „Die üben wir seit zwanzig Jahren“, murmelte ich. „Ich bin Wiederholungstäter.“ Er grinste schief. „Heute ist was anders. Du hast angefangen, dir selbst zuzuhören. Das macht jede Runde gefährlicher.“

Ich bestellte mein erstes Bier, so routiniert wie immer. Die Handbewegung war einstudiert: Nicken, Zeigefinger, Glas. Die Kellnerin stellte es hin, sagte nichts, nur ein kurzer Blick, der irgendwo zwischen Sorge und Gewohnheit hing. Ich nahm den ersten Schluck, spürte, wie er sich in mir verteilte. Der Körper seufzte kurz, der Kopf wurde einen Millimeter leiser. Der Kobold tippte mit dem Fuß gegen den Glasrand. „Du weißt, wie das läuft“, sagte er. „Die ersten zwei, drei sind Frieden. Der Rest ist Krieg gegen das, was du nicht sehen willst.“

Es dauerte nicht lange, bis das Gespräch am Stammtisch in die übliche Richtung abbog. Arzttermine, die keiner wahrnehmen wollte, Briefe, die keiner öffnete, Rechnungen, die keiner zahlen konnte. Das ganze Inventar unserer Lebensverwaltung. Ich hörte zu, rauchte, trank langsam. Im Kopf saß das Notizbuch vom Vorabend wie ein zweiter Gast. Jedes Mal, wenn einer „Ich kann halt nicht anders“ oder „Es ist eh zu spät“ sagte, hörte ich meinen Stift über Papier kratzen.

Irgendwann, vielleicht so gegen elf, passierte etwas Banales, das sich erst später wie ein Wendepunkt anfühlte: Der Wirt griff sich plötzlich ans Herz, so eine kurze, reflexartige Bewegung, als würde er versuchen, irgendwas im Brustkorb festzuhalten, das verrutscht war. Er verzog das Gesicht, nur kurz, dann tat er so, als wäre nichts. Nur die Kellnerin sah es sofort. „Setz dich“, sagte sie leise. Kein Witz, kein „Opa, brauchst du ’n Kissen?“ – nur dieser Ton, der keine Widerrede einplant.

Er winkte ab. „Alles gut“, brummte er. „Nur Sodbrennen.“ Trotzdem setzte er sich auf den Hocker hinter der Theke, was er sonst nur machte, wenn die Füße richtig brannten. Ich sah, wie seine Hände minimal zitterten, als er nach dem nächsten Glas greifen wollte. Die Kellnerin kam ihm zuvor. „Ich mach das“, meinte sie. „Du atmest.“

Der Kobold sah sehr aufmerksam zu. „Na guck“, flüsterte er. „Das System quietscht. Nicht nur bei dir.“ Ich spürte, wie mir ein dünner Schweißfilm die Wirbelsäule runterlief, obwohl es im Laden nicht wärmer war als sonst. Irgendwas an dieser Hand-auf-der-Brust-Geste traf mich tiefer, als mir lieb war. Vielleicht, weil ich dieselbe Bewegung schon im Krankenhausflur gesehen hatte. Vielleicht, weil sie nach dem klang, was ich mir selber seit Jahren wegtrinke.

Gegen Mitternacht wurde es stiller. Ein paar Gelegenheitsgäste verabschiedeten sich, ließen Münzen auf dem Tresen liegen, sagten Sätze wie „Bis denn“ oder „Hau rein“, ohne zu meinen, dass einer wirklich irgendwohin hauen sollte. Am Ende waren nur noch wir Stammidioten da und ein Paar, das in der Ecke saß und sich stritt, so leise, dass es lauter war als Geschrei.

Der Wirt stand wieder, aber anders als sonst. Kein Herumwuseln, kein lockeres Hin-und-Herrutschen, sondern dieses vorsichtige Stehen, bei dem du dir jedes Mal sagst: „Geht schon noch.“ Die Kellnerin war nah bei ihm. Man merkte, dass die beiden irgendwas besprochen hatten, das uns noch nicht mitgeteilt worden war.

Kurz nach eins räusperte er sich. Kein dramatisches Klirren, keine Jukebox, die plötzlich ausging, einfach nur sein Räuspern. Dann sagte er: „Letzte Runde.“ So wie immer, und doch nicht wie immer. Es fehlte dieses Augenzwinkern, das sonst immer dranhängt. Kein „für heute“, kein „ihr kennt das ja“. Nur: „Letzte Runde.“

Ich hob automatisch die Hand. Der Körper macht das, bevor der Kopf überhaupt da ist. Die Kellnerin sah mich an, hielt inne. „Bist du sicher?“, fragte sie. Der Satz traf mich wie eine Ohrfeige. Nicht weil er so scharf war, sondern weil ich ihn noch nie in diesem Zusammenhang gehört hatte. „Bist du sicher?“ Normalerweise fragt dich das keiner, wenn du dir dein Leben wegschluckst. Jeder nimmt an, dass du weißt, was du tust. Oder es ist ihm egal.

Der Kobold stand plötzlich aufrecht, als hätte jemand eine unsichtbare Sirene eingeschaltet. „So“, sagte er leise. „Da ist sie. Die Frage, die du dir selber nie stellst, wenn du sagst: ‚Letzte Runde‘. Bist du sicher?“ Ich starrte auf mein Glas, das noch halb voll war. Noch genug für ein „reicht“ und für ein „mach noch eins“.

„Ja“, hätte ich fast gesagt. Reflex. „Immer doch. Ich bin doch immer sicher, wenn es darum geht, mich weiter anzuzünden.“ Aber das Wort blieb hängen. Stattdessen sagte ich gar nichts, nur mein Arm sank wieder etwas. Ich merkte, wie alle kurz zu mir rüberschielten, so unauffällig, wie Besoffene glauben, unauffällig zu sein. Die ganze Luft im Laden fühlte sich auf einmal zäher an.

„Letzte Runde“, wiederholte der Wirt. Es klang dieses Mal wie „Letzter Aufruf“. Nicht nur für den Abend. Für etwas Größeres, das wir alle spürten und keiner benennen wollte.

„Mach mir nur noch das eine voll“, sagte Heiner zuerst, als müsste einer das Ritual retten. „Danach bin ich weg.“ Wir wussten alle, dass „danach bin ich weg“ bedeutet: „Ich bleib, bis

du mich wirklich rauskehrst.“ Aber der Satz musste gesagt werden, sonst fühlte es sich nicht an wie Abschluss, sondern wie Abbruch.

Harry nickte. „Mir auch“, meinte er. „Damit ich was hab, worauf ich bereuen kann.“ Der Automatenspieler hob nur zwei Finger, seine stille Art zu sagen: „Noch eins, aber schnell.“ Die Kellnerin nahm die Bestellungen auf, ging zum Zapfhahn – und blieb dann bei mir stehen. „Und du?“, fragte sie. „Letzte Runde oder letzte Runde?“

Ich verstand den Unterschied nicht sofort. Dann begriff ich: Sie meinte nicht das Glas. Sie meinte das Prinzip. Noch einmal so tun, als ginge alles weiter, oder vielleicht zum ersten Mal nicht mitmachen. Ich sah sie an und merkte, dass in ihren Augen mehr steckte als Berufsroutine. Die hatte mich seit Jahren bedient, mit Bier, Schnaps, Spott, hin und wieder Wasser. Sie kannte mein Gesicht in allen Aggregatszuständen. Und jetzt war da ein Blick, der sagte: „Ich hab keinen Bock, dir irgendwann die letzte Runde über ein Krankenhausbett zu erklären.“

Der Kobold kicherte. „Na los“, säuselte er. „Mach’s wie immer. Sag ‚klar, noch eins‘ und wir können alle beruhigt sein, dass sich nichts ändert. Beständigkeit ist wichtig im Alter.“ Ich hörte ihn deutlich, aber zum ersten Mal klang er nicht nur nach Versuchung, sondern auch nach Langeweile. Wie eine alte Platte, die zu oft lief.

„Ich hab noch“, sagte ich schließlich und deutete auf mein halb volles Glas. „Für mich ist das schon die letzte.“ Es war ein Satz, den ich schon oft gesagt hatte. Der Unterschied war: Dieses Mal meinte ich ihn nicht als Ausrede, um später heimlich noch eins dranzuhängen. Ich meinte ihn so, wie er da stand: Dieses Glas entscheidet heute über die Linie.

Die Kellnerin nickte, und in ihrem Gesicht huschte etwas wie Erleichterung. Kein großes Kino, nur so ein kleines Nachlassen um die Augen herum. „Gut“, sagte sie. Und ging weiter, die anderen mit ihrer letzten Runde zu versorgen. Der Wirt sah mich kurz an, dann weg. Kein Kommentar. Aber in seinem Nicken lag mehr Respekt, als je in irgendeinem meiner Stammgast-Witze.

„Das zählt nicht“, protestierte der Kobold. „Du schummelst. Letzte Runde ohne neues Glas, das ist wie aufhören zu rauchen, wenn die Packung leer ist.“ Ich grinste müde. „Scheißegal“, murmelte ich. „Wenn’s Schummeln ist, ist es Schummeln. Ich fang nicht mit Heldentaten an. Ich fang damit an, etwas nicht zu tun.“ Er zog eine Schnute. „Das ist so unpoetisch“, meinte er. „Ich hätte gern eine Szene, in der du dramatisch ein volles Glas stehen lässt und in den Regen rausläufst.“ Ich schüttelte den Kopf. „Dafür bin ich zu alt. Ich trink das aus. Langsam.“

Die letzte Runde stand irgendwann vor uns wie eine kleine Parlamentsabstimmung. Vier Gläser, vier Männer, eine Kellnerin, ein Wirt, ein Kobold, der kommentierte. Wir hoben die Gläser, jeder auf seine Weise. Heiner sagte: „Auf dass wir es noch ein paar Jahre verkacken dürfen.“ Harry: „Auf alle, die schon vor uns vom Tresen gefallen sind.“ Der Automatenspieler: „Auf alles, was ich hätte besser wissen müssen.“ Ich sagte gar nichts. Ich stieß nur an und dachte: „Auf das, was ich vielleicht noch nicht komplett verschissen habe.“

Der erste Schluck war warm, obwohl das Bier kalt war. Er schmeckte nach Gewohnheit und einem Hauch Abschied. Nicht großes Finale, nur ein merklich bewussterer Moment in einem Meer aus automatischen Bewegungen. Der Kobold hielt sich an meinem Ohr fest. „Wenn du wirklich willst, kannst du danach noch in den Späti gehen“, flüsterte er. „Dosen kaufen.

Nachschub. Keine Zeugen.“ Ich wusste, dass er recht hatte. Die letzte Runde ist nie die letzte, wenn du nicht willst. Es gibt immer noch einen Laden, ein Versteck, einen Grund.

„Ich weiß“, antwortete ich leise. „Aber heute will ich nicht recht haben.“ Ich nahm noch einen Schluck, ließ ihn sich setzen. Nicht kippen, nicht stürzen. Einfach trinken. Die Gespräche wurden lauter, um nicht tiefer werden zu müssen. Heiner erzählte irgendwas von seiner Jugend, Harry lachte an den falschen Stellen, der Automatenspieler sah immer wieder zum Wirt, als würde er prüfen, ob der noch steht.

Der Wirt selbst hatte sich inzwischen wieder gefangen, aber man sah ihm an, dass der Tag gereicht hatte. Vielleicht waren es die Nachrichten vom Arzt, die wir nicht kannten. Vielleicht nur die Summe aus Arthritis, zu vielen Nächten im Stehen und zu vielen Jahren mit Menschen wie uns. Er sah auf die letzten Gläser, als würde er mehr darin sehen als Schaum.

„Ich hab das früher geliebt“, sagte er plötzlich in eine Gesprächslücke hinein. „Letzte Runde. Dieser Moment, in dem klar ist: Das hier ist jetzt für heute der letzte Vorhang. Dann aufräumen, rauskehren, Füße hoch. Heute hab ich bei den Worten Magenschmerzen.“ Die Kellnerin nickte. „Heute bedeutet es, dass du noch eine Nacht überstanden hast“, sagte sie. „Und wir alle ein Stück mehr kaputt sind.“

Der Kobold stand auf, streckte die Arme aus wie ein Dirigent. „Seht ihr“, sagte er, „das ist die Magie. Jeder von euch weiß, dass es nicht ewig so weitergeht, und ihr trinkt trotzdem, als wäre das hier eine Probe.“ Er sah zu mir. „Du auch.“

Ich sah ins Glas. Boden sichtbar, noch ein Schluck, vielleicht zwei. Früher hätte ich das weggezogen, um möglichst schnell noch eins zu bestellen oder heimzugehen, bevor der Körper merkt, was los ist. Heute ließ ich mir Zeit. Jeder Schluck war wie ein kleiner Strich auf einem unsichtbaren Deckel, den ich nicht mehr volllaufen lassen wollte.

„Weißt du, was das Beste an der letzten Runde ist?“, fragte ich den Kobold. „Dass sie irgendwann wirklich die letzte ist. Nicht nur für den Abend.“ Er grinste. „Du glaubst also an den großen Ausstieg? Morgen kein Tropfen mehr, Yoga, Haferbrei, frühes Aufstehen?“ Ich lachte heiser. „Ich glaub gar nichts“, sagte ich. „Ich weiß nur, dass ich auf dem Weg dahin vielleicht ein paar letzte Runden haben werde. Und jede davon kann die sein, an die ich mich erinnere, wenn’s ernst wird.“

Die Gläser leerten sich. Das Licht an der Theke wurde ein wenig heller, dieser kleine Dreh am Dimmer, der sagt: „Schluss jetzt.“ Die Kellnerin begann, die ersten Tische abzuwischen, der Wirt räumte Flaschen weg, als würde er sie in ein Archiv tragen. Das Paar aus der Ecke war längst verschwunden, zurück in ihre eigene Hölle.

Ich trank den letzten Schluck. Stellte das Glas ab. Kein großes Geräusch, kein symbolisches Knallen. Nur ein leises „tok“ auf Holz. Der Kobold beugte sich vor. „Das war’s“, flüsterte er. „Nicht fürs Leben. Aber für heute. Und heute ist alles, was du wirklich hast.“

„Noch einen?“, fragte die alte Stimme in mir, dieses automatische Echo. Dieses Mal kam die Antwort nicht aus dem Kopf. Sie kam aus dem ganzen Körper, müde, hartnäckig. „Nein.“

Draußen vor der Tür war die Luft kälter, als sie sein durfte, für die Uhrzeit. Vielleicht war es auch nur ich, der zum ersten Mal seit langem wirklich merkte, wie die Kälte sich anfühlt,

wenn sie nicht komplett im Alkohol versinkt. Die Straße lag still, ein paar Laternen, ein entferntes Auto, irgendwo ein Hund, der bellte, als wüsste er auch nicht genau, warum.

Ich stand unter dem flackernden „Schlusslicht“-Schild, das seinen Namen wieder ernst nahm. Noch leuchtete es. Aber ich wusste, dass auch Neonröhren irgendwann den Geist aufgeben. So wie Wirte. So wie Lebern. So wie Ausreden. Der Kobold hockte oben auf dem Schild und baumelte mit den Beinen. „Na“, rief er runter, „und jetzt? Heim, Kühlschrank auf, improvisierte Verlängerung?“

Ich steckte die Hände tief in die Jackentaschen. Dort, in der linken, waren noch die Zettel vom Arzt. Zerknittert, aber nicht weg. In der rechten das Notizbuch, das ich aus irgendeinem Reflex eingesteckt hatte, bevor ich losgegangen war. Ich hatte es nicht benutzt, aber es war dabei gewesen. Wie ein Beweisstück, das man noch nicht vorzeigen will.

„Ich glaub, heute nicht“, sagte ich nach oben. „Heute gibt’s kein Nachspiel in meiner Küche.“ Der Kobold blinzelte. „Du weißt, dass dich keiner kontrolliert, oder?“, fragte er. „Es steht kein Polizist vor deinem Kühlschrank. Wenn du willst, kannst du dir jetzt noch drei Dosen reindrehen und morgen behaupten, du hättest gestern ’nen guten Abend gehabt.“ Ich nickte. „Ja“, sagte ich. „Aber irgendwann wird jeder Abend, an den du dich nicht erinnern kannst, Teil der letzten Runde. Ich hab langsam genug Material.“

Wir gingen los, die Straße entlang, diesem vertrauten Weg, den ich im Schlaf gehen konnte. Die Schritte waren schwer, aber nicht so schwer, dass ich hätte denken müssen, ich flieg gleich auf die Fresse. „Was ich an dir hasse“, sagte ich zum Kobold, der auf einer Mülltonne landete, „ist, dass du mir immer noch Optionen zeigst, wenn ich eigentlich schon entschieden habe.“ Er grinste. „Was ich an dir interessant finde“, erwiderte er, „ist, dass du zum ersten Mal nicht automatisch nach der bequemsten greifst.“

An der Ecke, wo sonst der Späti noch Licht hatte, war es dunkel. Rollläden unten. Schild: „Urlaub“. Ich musste lachen. „Guck an“, sagte ich. „Selbst die Versuchungen machen mal Pause.“ Der Kobold verzog das Gesicht. „Ist nur Glück“, brummte er. „Wenn der auf hätte, wärst du längst drin.“ Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich merkte, wie ich keine Lust hatte, das rauszufinden.

Im Treppenhaus roch es nach gekochtem Gemüse, Waschmittel und diesem undefinierbaren Gemisch aus Menschenleben hinter Türen. Ich blieb kurz auf dem Absatz stehen, atmete durch. Früher hätte ich diesen Moment genutzt, um mir einzureden, dass ich „noch nicht so weit“ bin, etwas zu ändern. Diesmal kam ein anderer Gedanke: „Vielleicht wird es nie den perfekten Moment geben. Vielleicht ist jede letzte Runde nur so gut wie der kleinste Schritt danach.“

In der Küche legte ich als Erstes das Notizbuch auf den Tisch. Nicht in die Ecke, nicht auf den Stapel, sondern in die Mitte. Daneben die Zettel mit den Nummern. Ich ließ die Jacke an, setzte mich, zündete mir eine an. Der erste Zug schmeckte nach Kneipe, der zweite schon nach Wohnung, der dritte nach etwas dazwischen. Der Kobold setzte sich auf den Aschenbecherrand, sah mich an.

„Also“, sagte er, „fassen wir zusammen. Du warst in der Kneipe, du hast getrunken, du hast die letzte Runde nicht ausgereizt, du bist nach Hause gegangen, ohne dir noch einen hinter die Binde zu kippen. Groß. Ganz groß. Die Welt applaudiert. Das Universum kippt vor Rührung um.“ Ich grinste. „Keiner applaudiert“, sagte ich. „Du nicht, der Wirt nicht, meine Leber

nicht. Aber ich bin heute zum ersten Mal nicht über die eigene Linie gestolpert. Das ist nicht viel. Aber es ist nicht nichts.“

Ich schlug das Notizbuch auf, auf der Seite mit den Sätzen. „Ich bin halt so“, stand da. „Es ist eh zu spät.“ „Ich tu niemandem weh, ich schad nur mir.“ „Ich funktioniere nur so.“ „Andere sind schlimmer.“ Daneben meine Notizen von gestern. Heute schrieb ich unten drunter eine neue Zeile: „Heute letzte Runde akzeptiert, ohne Verlängerung zu fordern.“ Kein Herzchen, kein „Bravo“. Nur ein Punkt dahinter. Ein stinknormaler Punkt.

Der Kobold las mit. „Dir ist klar, dass das lächerlich wirkt, wenn man dein ganzes Leben danebenlegt?“, fragte er. Ich nickte. „Klar“, sagte ich. „Aber wenn ich auf das ganze Leben gucke, sauf ich sofort weiter. Also guck ich auf heute. Auf diesen Abend. Auf diese letzte Runde.“ Er legte den Kopf schief. „Das ist fast… vernünftig“, meinte er. „Das steht dir nicht.“

„Du hast immer gesagt, du bleibst, bis es richtig knallt“, sagte ich. „Aber was ist, wenn es nicht knallt? Wenn es eher so ein langsames, kleines Klicken ist, bei dem man merkt, dass die Mechanik sich ändert?“ Er überlegte. „Dann bleib ich trotzdem“, sagte er. „Ich bin der Kobold deiner Leber, nicht dein Schutzengel. Ich will sehen, was du mit dem bisschen Erkenntnis anfängst.“

Ich stand auf, ging zum Kühlschrank, nur um ihn aufzumachen. Da standen sie: ein paar Flaschen, Restbestände aus Tagen, an denen ich „für zu Hause“ gekauft hatte. Sie glitzerten im Licht wie kleine Versprechen. Früher hätte ich gesagt: „Wäre ja schade drum.“ Heute sah ich sie an und dachte: „Ihr lauft mir nicht weg.“ Ich schloss die Tür wieder. Kein Drama, kein Weinen, kein „Nie wieder“. Nur ein „Heute nicht.“

„Das war sie nicht, die letzte Runde deines Lebens“, sagte der Kobold, als ich mich wieder setzte. „Keine Sorge, du wirst noch genug Chancen haben, Mist zu bauen. Aber es war eine Runde, an der du zum ersten Mal bewusst gesagt hast: ‚Es reicht.‘ Und das macht sie gefährlich. Für mich. Für dein altes Ich. Für alles, was auf Dauer ausgelegt war.“

Ich nahm den Stift noch mal in die Hand, zögerte, dann schrieb ich in die Ecke der Seite, fast schamhaft klein: „Vielleicht doch nicht zu spät für ein paar Kleinigkeiten.“ Ich starrte den Satz an, als hätte ich gerade einen gefährlichen Vertrag unterschrieben. Der Kobold las ihn, schnaubte. „Kleinigkeiten“, wiederholte er. „Als wären ‚nicht immer besoffen sein‘ und ‚nicht im Schlusslicht sterben‘ Kleinigkeiten.“

Ich legte den Stift wieder hin. Die Zigarette war runtergebrannt, der Filter bitter. Draußen wurde es langsam heller, dieses miese milchige Stadtmorgengrau, das durchs Fenster sickert. Nachtschicht vorbei. Der Tag stand vor der Tür wie ein Vertreter, der seine Produkte loswerden will: Kater, Reue, Resthoffnung.

„Letzte Runde“, sagte ich leise, mehr zu mir selbst. „Vielleicht ist das kein Spruch vom Wirt, sondern ein Angebot.“ Der Kobold nickte. „Es ist immer ein Angebot“, sagte er. „Die Frage ist nur, ob du es annimmst oder noch eine bestellst.“ Er sah mich an, ernst, für seine Verhältnisse. „Heute hast du’s angenommen. Morgen sehen wir weiter.“

Ich stand auf, machte das Licht aus, ließ die Zettel und das Notizbuch auf dem Tisch liegen. Im Schlafzimmer roch es nach altem Schweiß und Rauch, aber zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte es sich nicht an wie die Kulisse einer Endlosschleife. Eher wie die backstage-Ecke einer Show, die vielleicht irgendwann ausläuft.

Bevor ich die Augen schloss, hörte ich den Kobold noch flüstern: „Ich hab noch lange nicht fertig mit dir. Aber die letzte Runde gehört nicht nur mir. Du hast da ab heute ein Wörtchen mehr mitzureden.“ Und ich wusste: Er hatte recht. Es war noch nichts gewonnen, nichts gerettet, nichts glattgezogen. Aber irgendwo zwischen „Letzte Runde“ und „Heute reicht“ war ein kleiner Riss entstanden in der dicken Wand, hinter der ich mich seit Jahren versteckt hatte.

Vielleicht, dachte ich, kurz bevor der Schlaf mich packte, vielleicht fängt alles, was man später groß nennt, genau so klein an: mit einem Abend, an dem du die letzte Runde wirklich als letzte annimmst. Nicht fürs Leben. Aber für diesen Tag. Und mehr als einen Tag hab ich sowieso nie gleichzeitig in der Hand.

Kapitel 32 – Wie man einen Absturz schön trinkt

Es gibt zwei Sorten Absturz. Der eine passiert im Körper: du kippst um, dein Kopf knallt irgendwohin, du kotzt, du weinst, du wachst irgendwann irgendwo auf, wo du nicht geplant hattest zu schlafen. Der andere passiert im Kopf: du guckst dir dein Leben an, und irgendwas in dir macht „knack“. Der Trick ist, beides so zu verpacken, dass du es für Stil hältst und nicht für das, was es ist: eine langsame Kapitulation. Genau das nenne ich „Absturz schöntrinken“.

Ich hab’s oft gemacht. Fast professionell. Ein harter Tag? Absturz, aber ich nenne es „verdient“. Ein beschissener Arzttermin? Absturz, aber ich nenne es „Reaktion auf schlechte Nachrichten“. Wenn eine Frau geht, heiße ich es „trinkende Trauer“. Wenn ich schon lange alleine bin, heißt es „kreativer Rückzug“. Du kannst alles labeln, solange genug Alkohol auf dem Etikett klebt.

Nach dieser Nacht mit der bewussten letzten Runde dachte ich kurz, ich wäre jetzt auf einer anderen Bahn. Nicht nüchtern, so weit ging die Fantasie nicht. Aber so ein bisschen weniger blind. Ein paar Abende hintereinander blieb ich tatsächlich bei zwei, drei Bier, ging heim, ohne noch irgendwo einzukehren. Ich schrieb in mein Notizbuch Dinge wie: „Heut nur leicht angeknallt“ und „kein Schnaps, dafür zwei Brote gegessen“. Sah albern aus, aber irgendwas in mir klopfte sich dafür auf die Schulter.

Der Kobold beobachtete das mit der Skepsis eines Typen, der zu viele Diäten gesehen hat. „Du bist in der Phase, wo Leute sagen: ‚Ich hab’s jetzt echt im Griff‘“, meinte er, als ich in der Küche ein Glas Wasser trank, bevor ich losging, „und dann drei Wochen später im Straßengraben liegen.“ Er stand auf der Spüle, sah mir beim Zähneputzen zu, als wäre das ein exotischer Akt. „Du magst keine halben Sachen, Opa. Du trinkst seit Jahren ganz oder gar nicht. Dieses ‚nur ein bisschen weniger kaputt machen‘ passt dir nicht in die Folklore.“

Natürlich kam der Tag, an dem der alte Automat in mir wieder auf Vollgas sprang. Es war kein dramatischer Anlass. Keine Todesnachricht, kein Rauswurf, kein Brief mit roter Schrift. Es war ein ganz normaler, hässlicher Nachmittag. Büro, Zahlen, ein Chef, der in Floskeln spricht, Kollegen, die so tun, als wäre Homeoffice nur eine andere Bühne für das gleiche Theater. Ich hatte schlecht geschlafen, zu viel nachgedacht, zu wenig gefrühstückt. So ein Tag, an dem alles nur ein bisschen schief steht.

„Heute wäre ein guter Tag, um es dabei zu belassen“, sagte der Kobold, als ich die Wohnungstür hinter mir zuzog. „Küche, Fernseher, zwei Stullen, früh ins Bett. Du hast sogar

Brot im Haus.“ Ich sah ihn an und spürte, wie meine Hand wie von selbst in die andere Richtung zeigte: zur Straße, zum Schlusslicht. „Nur gucken“, sagte ich. „Nicht ausarten lassen.“ Dieser Satz ist der ältere, hässlichere Bruder von „Ich hab das im Griff“.

Im Schlusslicht war es lauter als sonst. Irgendein Spiel, wichtig für Leute, die ihr Gesicht in Vereinsfarben bemalen, weil sie sonst keine Zugehörigkeit haben. Überall Stimmen, überall Gläser, überall dieser aufgeblasene Fußballpatriotismus, der sich anfühlt wie aufgewärmter Nationalstolz in Plastikbechern. Ich mag das nicht, aber manchmal ist es einfacher, im Lärm zu saufen, als in der Stille.

Der Wirt sah mich, nickte nur. Kein Vortrag, kein „na, wie laufen die Wasserwochen“, nichts. Die Kellnerin zog kurz eine Augenbraue hoch, als ich mich setzte. „Bier?“, fragte sie. Früher wäre das keine Frage gewesen, eher eine Begrüßungsformel. Heute hatte sie einen Hauch Fragezeichen in der Stimme. „Bier“, sagte ich. „Groß.“ Ich machte noch einen drauf: „Ist so ein Tag.“

Der erste Schluck fühlte sich an wie Heimkehr. nicht im schönen Sinn, eher wie zurück ins alte Zimmer mit der hässlichen Tapete, in dem du immerhin jede Macke kennst. Der zweite Schluck war schon Entspannung, der dritte der Beginn von: „Ach komm, heute zählen wir nicht.“ Der Kobold sprang auf meinen Glasrand. „Achtung“, sagte er. „Hier beginnt der Teil, wo du dir gleich erzählst, warum genau DIESER Absturz anders ist als die anderen. Wetten?“

Die Wette verlor er nicht. Nach dem zweiten Bier war ich beim „Irgendwann muss man ja noch leben“-Modus. Nach dem dritten beim „Wenn ich schon draufgehe, dann wenigstens nicht mit Wasser im Blut“. Die Sätze flogen mir so leicht aus dem Mund, als hätten sie darauf gewartet, wieder benutzt zu werden. Heiner war gut dabei, Harry sowieso, und wenn alle im Sinkflug sind, fühlt sich der eigene Absturz wie Formationsflug an.

„Weißt du, was mich fertig macht?“, sagte ich irgendwann, schon mit dieser leichten Betonung, die nur kommt, wenn die Artikulation mittrinkt. „Dass die da draußen alle so tun, als wären sie gesund. Dabei sind die genauso kaputt. Die nehmen nur andere Sachen. Burnout, Yoga, Onlinekurse. Wir sind wenigstens ehrlich: Unser Antidepressivum hat eine Prozentzahl auf dem Etikett.“ Heiner prostete mir zu. „Wir sind ehrlicher Verfall“, sagte er. „Nicht so wie diese Leute mit ihren Selbstoptimierungs-Apps.“

Der Kobold applaudierte sarkastisch. „Da ist sie wieder, die Selbstadelung“, grinste er. „‚Wir mögen zwar sterben wie die Fliegen, aber wenigstens ironisch.‘ Du glaubst gar nicht, wie viele schon mit diesem Gedanken im Kopf verreckt sind.“ Ich hörte ihn, aber ich hörte mir lauter zu. Und irgendwann war der Punkt erreicht, an dem die Linie von „etwas weniger“ nach „Scheiß drauf“ endgültig überschritten war.

Ich weiß nicht mehr genau, wer den Schnaps ins Spiel gebracht hat. Vielleicht Harry, vielleicht ich, vielleicht kam er einfach wie immer: als selbstverständlicher Begleiter eines Abends, der schon schief stand. „Nur einen“, sagte ich, „für die Nerven.“ Die Kellnerin sah mich an, als hätte ich sie gerade um ein kleines Verbrechen gebeten. Der Wirt machte keine Ansage. Er war zu beschäftigt mit anderen Gläsern. Jeder hier wusste: „Nur einen“ ist in dieser Gegend ein Märchen aus einer anderen Welt.

Der erste Schnaps brannte. Schön. Bekannt. Wunderschrecklich. Danach fühlte ich mich kurz lebendig. Oder das, was ich lange dafür gehalten hatte. Der zweite war schon keine Entscheidung mehr. „Wenn schon, denn schon“, sagte ich. „Morgen wird so oder so scheiße.“

Der Absturz war längst im Gange, aber ich nannte ihn anders: „Druck ablassen“, „rauslassen“, „frei sein“. Die Wörter waren groß, die Realität klein.

Irgendwann merkte ich, dass ich Sätze sagte, die ich vor kurzem noch überlebt hatte. „Ich hab doch versucht, weniger zu trinken“, jammerte ich in die Runde, „aber was bringt das? Der Arzt gibt mir Zahlen, die Bar gibt mir Gläser. Die Zahlen seh ich nicht, die Gläser schon.“ Harry nickte, als hätte ich etwas Tiefes gesagt. Heiner klopfte mir auf die Schulter. „Du bist halt ein Systemmensch“, lallte er. „Du brauchst Strukturen. Deine Struktur ist halt der Tresen.“

Der Kobold setzte sich mir gegenüber auf den Tisch, verschränkte die Arme. „So“, sagte er. „Da ist er. Der Absturz. Nicht der körperliche, der kommt später. Der geistige. Du guckst deinem Verrat an dir selbst zu und kommentierst ihn wie eine Doku über andere Leute.“ Ich lachte. „Das nennt man Selbstreflexion“, sagte ich. „Ist voll im Trend.“ Er schüttelte den Kopf. „Nein“, meinte er. „Das nennt man Schöntrinken. Der Trend ist alt.“

Als ich irgendwann in der Nacht über den Bordstein stolperte, war es draußen still, und drinnen in mir noch lauter. Ich weiß noch, wie ich dachte: „Das hab ich mir verdient, diesen Absturz. Nach so viel Nachdenken.“ Und genau das war der schlimmste Teil: dass ich es auch noch für eine Art Belohnung hielt, endlich wieder richtig am Boden zu sein.

Der nächste Morgen war kein „Kater“. Kater sind harmlos. Zwei Aspirin, Kaffee, ein paar Stunden Selbstmitleid, dann geht’s weiter. Das, was da auf mich wartete, war mehr so das, was passiert, wenn ein Kater eine ganze Löwenfamilie mitbringt. Kopf wie eine Baustelle ohne Helm, Mund trocken wie Kellerstaub, Herzschlag im Takt einer schlechten Punkband. Jede Bewegung war ein Protest.

Die Wohnung sah aus, als hätte jemand versucht, mitten in der Nacht eine Party zu veranstalten und dann beschlossen, der Gastgeber sei zu langweilig. Jacke schief über dem Stuhl, Schuhe halb ausgezogen, Aschenbecher übervoll, zwei Gläser, eines davon mit einem Rest, von dem ich hoffte, es sei Wasser. War es nicht. Der Teppich hatte eine Spur, von der ich nicht wissen wollte, ob sie von mir oder von irgendwas aus mir kam.

Der Kobold saß auf der Rückenlehne des Stuhls und kratzte sich am Kopf. „Na, Künstler“, sagte er. „Wie schmeckt die Freiheit?“ Ich setzte mich, oder versuchte es. Der Stuhl rückte weg, ich landete halb drauf, halb daneben. Alles in mir schrie nach irgendwas: Wasser, Kaffee, Luft, Schuss, Betäubung, Erlösung. „Halts Maul“, krächzte ich. Er grinste. „Da ist er wieder“, meinte er. „Der dich liebste Satz am Morgen danach.“

Ich schleppte mich in die Küche, goss Wasser ins Glas, trank zu schnell, spürte, wie der Magen protestierte. Der Kopf war kein Kopf mehr, eher eine Trommel, auf der jemand mit nassen Fäusten spielte. In der Brust dieses bekannte Ziehen, das ich mittlerweile zu gut kannte. Als würde einer von innen an einem Kabel ziehen und sagen: „Noch einmal so, Alter, und wir diskutieren ernsthaft über Ausfall.“

„Das“, sagte der Kobold, „ist der Teil des Absturzes, den du nie in deine Romantik packst. In deinen Geschichten ist der Abend bunt, laut, tragisch-komisch. Der Morgen ist nur eine Überblende.“ Er hüpfte auf die Spüle, sah zu, wie ich die Tablettenpackung suchte, zitternde Finger, schlechter Atem. „Schöntrinken heißt auch: immer nur bis zum hübschen Bild erzählen.“

Ich dachte an das Notizbuch. Lag noch auf dem Tisch, aufgeklappt, der Stift daneben. Ich hatte nichts reingeschrieben, bevor ich los war. Wollte ich auch nicht. Wer macht schon Inventur im eigenen Elend, wenn gerade Räumungsverkauf ist? Jetzt lag es da wie ein schlecht gelaunter Zeuge. Ich schob es mit der Hand ein Stück, hatte aber nicht die Eier, es aufzuschlagen.

Der Arbeitstag war ein Witz. Ich schleppte mich hin wie ein Statist in meinem eigenen Leben. Monitor, Tastatur, irgendwelche Zahlen, Mails, Gesichter. „Alles klar bei Ihnen?“, fragte der Chef, mit dieser aufgesetzten Fürsorge, die man in Fortbildungen lernt. „Magenverstimmung“, log ich. „War was Falsches.“ Nicht mal originell. „Sie sollten auf Ihre Ernährung achten“, sagte er. Ich hätte lachen können, wenn ich gekonnt hätte.

In der Mittagspause saß ich draußen, rauchte zu schnell, zu flach. Der Körper hatte ein eigenes Zucken entwickelt, wie ein schlecht synchronisiertes Video. Der Kobold hockte auf meiner Schulter und schwieg. Das war das Schlimmste: wenn er schwieg. Sein Schnacken war meine Hintergrundmusik. Wenn die aus war, war nur noch das übrig, was ich selber dachte. Und das gefiel mir selten.

„Na, war’s das wert?“, fragte er irgendwann doch. Ich zuckte die Schultern. Schlechte Idee, alles tat weh. „Keine Ahnung“, murmelte ich. „Gestern Nacht ja. Heute eher weniger.“ Er nickte. „Willkommen im Prinzip Absturz: Der Eine, der entscheidet, ist der, der keine Konsequenzen mehr sieht. Zahlen muss der von heute.“

Abends zurück in der Wohnung war der Körper so leer, dass er schon wieder nach Füllung schrie. Das ist die fiese Schleife: Du bist im Eimer vom Saufen und dein Kopf schlägt dir vor, dass die einzige Medizin genau das ist, was dich reingeritten hat. „Konterbier“, flüstert die alte Stimme. „Nur eins, um wieder geradezukommen.“ Der Kobold klatschte mit den Händen. „Da haben wir’s. Kapitel eins im Handbuch ‚Wie man einen Absturz schöntrinkt‘.“

Ich stand in der Küche, Kühlschranktür in der Hand. Die Flaschen sahen mich an wie brave Hunde, die Gassi wollen. Nur kurz, nur ein Stück. „Du weißt genau, wie das abläuft“, sagte der Kobold. „Eins, dann zwei, dann drei, dann sagst du, der Tag war so hart, dass du eine Verlängerung verdient hast. Und übermorgen sitzt du wieder im Schlusslicht und erzählst, wie du ‚kurz schwach geworden‘ bist. Und alle nicken, weil sie das kennen. Und der Absturz wird zur Anekdote.“

Ich schloss die Tür wieder. Nicht heroisch, eher aus Erschöpfung. Ich war zu fertig, um mir noch mal den gleichen Film reinzuziehen. Die Hände zitterten, der Kopf pochte, der Magen schimpfte, das Herz machte seine eigenen Geräusche. Ich setzte mich an den Tisch, das Notizbuch vor mir. Schlug es auf. Seite: „Inventur“. Darunter meine Sätze. Darunter der Eintrag von neulich: „Heute einen Schnaps nicht getrunken.“ War wie aus einem anderen Leben.

Ich holte den Stift, kämpfte mit der Spitze, die nicht gleich wollte. Dann schrieb ich: „Heute volles Programm. Schöntrinken versucht, Realität gewonnen.“ Ich sah mir den Satz an. Er war hässlich, aber ehrlich. „Du versuchst, den Absturz in eine lernreiche Episode umzudeuten“, lachte der Kobold. „Das ist Level zwei des Schöntrinkens: Selbstzerstörung als Charakterentwicklung.“

Ich dachte nach. Ein ungewohnter Akt in dem Zustand. War das wirklich nur Schönreden? Oder war da doch irgendwas drin, was man gebrauchen konnte? Der Körper sagte: „Du bist

ein Idiot.“ Der Kopf sagte: „Du wusstest, dass das passiert.“ Der Kobold sagte: „Ich hab dir beim Losrennen noch gewunken, du Depp.“ Und trotzdem war da ein kleiner Teil von mir, der zum ersten Mal nicht sagte: „Siehst du, ich kann’s nicht“, sondern: „Okay, so sieht’s also aus, wenn ich es laufen lasse.“

„Wie viele Abstürze brauchst du noch, bis du aufhörst, sie als Stilmittel zu benutzen?“, fragte der Kobold. „Du bist nicht Lappenbusch. Du bist ein Typ mit Pfandflaschen und Rückenproblemen.“ Ich grinste schief, obwohl mir nicht danach war. „Vielleicht ist das die Pointe“, sagte ich. „Dass ich das endlich checke.“

In der Nacht schlief ich schlecht. Schweiß, Herzrasen, diese kurzen Wachmomente, in denen du denkst, du hörst auf zu atmen. Jeder, der sagt, Alkohol wäre Entspannung, hat den Teil verpasst, in dem dein Körper nachts die Panikattacken macht, die du tagsüber vertrinkst. Irgendwann, ganz früh, als draußen die Müllabfuhr die Tonnen hochriss, lag ich da und dachte: So fühlt sich also ein Absturz an, wenn du ihn nicht mehr schöntrinken kannst. Nur trocken. Nur roh.

„Das ist der hässliche Kern“, sagte der Kobold, irgendwo im Dunkeln. „Keine Musik, keine Kumpels, kein Tresen, kein Witz. Nur du, dein Herz, dein Kopf und die Tatsache, dass du nicht sicher sein kannst, ob der nächste Absturz noch so endet: im Bett, wach, lebendig.“

Am Tag danach – also dem Tag nach dem Tag danach, an dem der Kopf nicht mehr ganz wie Sprengarbeit fühlte – kam das, was ich früher „Normalisierung“ genannt hätte. Heutzutage weiß ich: Das ist die Phase, in der du entscheidest, wie du das, was passiert ist, in deine Biografie einbaust. Als Warnung. Oder als weiteres Kapitel: „So bin ich halt.“

Im Schlusslicht saßen sie schon. Natürlich. Heiner, Harry, der Automatenspieler. Manni auch, ausnahmsweise. Ich trat rein, spürte dieses kurze Zucken in der Brust: Ertapptsein, obwohl mich keiner kontrollierte. Die Kellnerin sah mich, eine Sekunde lang suchte sie in meinem Gesicht nach etwas, dann nickte sie nur. „Wie immer?“, fragte sie. Ich blieb stehen.

Der Kobold verschränkte die Arme. „Jetzt zeigst du mir, wie man einen Absturz schöntrinkt“, sagte er. „Pass gut auf, du bist dein eigenes Lehrvideo.“ Ich setzte mich langsam auf meinen Hocker, der Rücken meldete sich, der Kopf war dumpf, aber nicht mehr explosiv. Die Erinnerung an die letzten zwei Nächte saß mir im Nacken wie ein nasses Handtuch.

„Bier“, sagte ich. „Aber klein.“ Der Satz stand zwischen uns wie ein schlecht gelaunter Schiedsrichter. Heiner lachte. „Diät?“, fragte er. „Oder schonen wir die Leber?“ Harry grinste breit. „Kleines Bier, großer Mann“, kommentierte er. Früher hätte ich gekontert, irgendwas mit „ich kompensier das später“, „fang langsam an, hör stark auf“. Heute zuckte ich nur mit den Schultern. „Magen“, murmelte ich. „War nicht so gut gestern.“

Das war gelogen und ehrlich zugleich. Der Magen war eine Katastrophe, ja. Aber das war nicht der Hauptgrund. Die Wahrheit wäre komplizierter gewesen: „Ich hab gemerkt, dass ich auf dem direkten Weg in ein Bett mit Gittern bin, wenn ich so weitermache, und ich hab keinen Bock, dass ihr später am Tresen sitzt und sagt: ‚Der Alte hat’s halt übertrieben.‘“ Dafür reichte meine Sprechlust nicht.

Der Kobold war gnadenlos. „Du biegst den Absturz gerade in eine harmlose Episode um“, kommentierte er. „‚War zu viel, nächstes Mal weniger.‘ Du kennst das Muster. Es hat dir Jahrzehnte lang geholfen, dich nicht ernst zu nehmen.“ Ich nahm einen Schluck von meinem

kleinen Bier. Schmeckte wie immer. Vielleicht ein bisschen dünner. Vielleicht war ich es auch nur.

„Du warst gestern gut dabei“, sagte Harry, als hätte ich einen Preis gewonnen. „Wir dachten schon, wir müssten dich einrollen.“ Heiner nickte. „Du hast Sachen erzählt, Alter“, meinte er. „Philosophisch. Über Ärzte, über letzte Runden, über Sinn und so. War fast schade, dass du irgendwann nur noch genuschelt hast.“ Der Automatenspieler sah mich an. „Ich dachte kurz, du kippst um“, sagte er nüchtern. „Du warst weiß wie die Wände im Krankenhaus.“

Ich lachte, dieses kurze, heisere Lachen, das man benutzt, wenn man keine Antwort hat. „Tja“, sagte ich. „Man wird nicht jünger.“ Der Satz war die billigste Münze in meinem Repertoire. Und trotzdem steckte etwas anderes darin: die Erkenntnis, dass es irgendwann keine Abstürze mehr gibt, die man „wegsteckt“. Irgendwann fällt man und bleibt liegen. Vielleicht nicht heute. Vielleicht nicht morgen. Aber dieser Tag war mir näher gerückt.

„Wie man einen Absturz schöntrinkt“, flüsterte der Kobold, „geht so: Du machst eine Story draus. Du übertreibst ein bisschen, lässt das Ekligste weg, garnierst den Rest mit Selbstironie. Und wenn alle lachen oder betroffen schweigen, hast du ihn eingemeindet. Dann gehört er dazu. Dann ist er kein Warnsignal mehr, sondern eine Anekdote. Und du bist schon auf dem Weg zum nächsten.“

Ich merkte, wie die Worte in mir ratterten. Ich konnte genau das machen: die Story erzählen, die Nacht ausmalen, den Morgen dramatisch beschreiben, den Tag danach als „Lehrstück“ verkaufen. Die Runde hätte aufmerksam zugehört, Sprüche gemacht, wir hätten uns gegenseitig bestätigt, wie kaputt wir doch seien. Und am Ende wären wir alle einen Schritt tiefer im Loch gewesen, gut gelaunt.

Stattdessen sagte ich nur: „War scheiße. Richtig scheiße. Gefühl, als würde einer in meiner Brust Sandsäcke stapeln.“ Es war still danach. Kein Gelächter, kein „kenn ich“, kein „geht vorbei“. Die Kellnerin sah rüber, der Wirt wischte weiter. Heiner nickte langsam. „Ja“, meinte er. „Kenn ich. Irgendwann kippt es von ‚geht schon noch‘ zu ‚geht bald nicht mehr‘.“

Harry versuchte, einen Witz zu machen, verhedderte sich aber. „Wir sterben halt alle“, wollte er sagen, aber es kam eher raus wie: „Wir sehen halt alle, dass…“ Er brach ab, nahm einen tiefen Zug. Der Automatenspieler starrte auf sein Glas. „Ich hab neulich einem Kollegen im Büro gesagt, ich wär eigentlich längst tot, wenn mein Körper nicht so stur wäre“, murmelte er. „Der hat gelacht. Ich nicht.“

Der Kobold nickte anerkennend. „Nicht schlecht“, sagte er. „Du hast den Absturz nicht komplett schöngetrunken. Ein bisschen geputzt, ja. Aber du hast den Dreck nicht komplett unter den Teppich geschoben.“ Ich nahm noch einen Schluck von meinem kleinen Bier, legte die Zigarette hin, ohne an ihr zu ziehen. Ein neuer Rekord in der Disziplin „minimaler Selbstbetrug“.

Gegen später, als die üblichen Songs aus der Jukebox kamen und der Laden wieder in diesen Halbdämmer-Selbstbetriebsmodus fiel, ging ich aufs Klo. Im Spiegel sah ich immer noch nicht aus wie jemand, der sein Leben im Griff hatte. Eher wie jemand, der knapp unter der Linie lebt, ab der alle sagen: „Wir haben es doch kommen sehen.“ Aber ich sah darin auch etwas, das vorher gefehlt hatte: so eine kleine, dünne Spur von „Ich hab keinen Bock mehr, mir dabei zuzusehen.“

„Du wirst wieder abstürzen“, sagte der Kobold, der auf dem Seifenspender hockte. „Vergiss das nicht. Das hier war nicht der letzte. Du bist kein Wunderknabe. Du wirst wieder zu viel trinken, wieder lügen, wieder beschönigen. Die Frage ist nur, ob du jedes Mal ein bisschen weniger daraus machst, als wär’s Rock’n’Roll. Oder ob du bis zum Ende so tust, als wär jeder Sturz ein Kunstwerk.“

Ich spülte mir kaltes Wasser ins Gesicht, atmete durch. „Vielleicht ist das die ganze Kunst“, murmelte ich. „Nicht mehr zu tun, als wäre es Kunst.“ Er grinste. „Das ist ein Satz, den du dir merken solltest.“

Auf dem Heimweg war ich leicht angetrunken, aber nicht weg. Kein Absturz, nur eine Schräge. Vielleicht langweilig. Vielleicht überlebensnotwendig. Die Laternen machten die Straße fleckig hell, irgendwo fuhr ein Auto zu schnell, eine Sirene heulte in der Ferne. Normale Stadtgeräusche. Kein Soundtrack zu einem großen Drama, nur Hintergrundrauschen zu einer kleinen, unspektakulären Verschiebung.

In der Wohnung setzte ich mich wieder an den Tisch, schlug das Notizbuch auf und schrieb: „Absturz erlebt, nicht glorifiziert. Fühlt sich schlechter an, aber echter.“ Daneben kein Smiley, kein extra Kommentar. Nur ein Punkt. Ich sah mir den Satz an und merkte, dass er mir unangenehm war. Nicht, weil er falsch war, sondern weil er nicht cool war.

„So“, sagte der Kobold, der auf der Lampe schaukelte, „und genau da fängt es an, gefährlich zu werden. Wenn du lieber unbequem ehrlich bist, als bequem interessant.“ Ich grinste müde. „Vielleicht bin ich einfach zu alt, um meine Abstürze noch sexy zu finden“, sagte ich. „Dann trink sie halt nicht mehr schön“, meinte er. „Trink sie, wenn du musst. Aber guck hin dabei.“

Es war kein Gelöbnis, kein „ab morgen alles anders“, kein heiliges Versprechen. Nur ein Abend, an dem ich einen Absturz nicht in eine Legende verwandelt hatte. Vielleicht nur eine kleine Fußnote. Aber ich wusste: Wenn ich irgendwann wirklich ganz unten lande – körperlich, im Krankenhaus, oder geistig, im Kopf –, wird es einen Unterschied machen, ob ich vorher ehrlich hingesehen habe oder mir bis zuletzt eingeredet habe, das wäre alles ein großer, romantischer Film.

Und als ich das Licht ausmachte, dachte ich: Vielleicht ist das die einzige Art, einen Absturz halbwegs anständig zu überstehen – indem man endlich aufhört, ihn schönzutrinken.

Kapitel 33 – Wenn selbst der Clurichaun schweigt

Es gibt Nächte, da ist der Lärm im Kopf schlimmer als alles, was draußen passiert. Stimmen, Erinnerungen, Sätze, die du dir seit Jahren erzählst, als wären sie Gebete. Und mittendrin der Kobold, der immer irgendwas zu kommentieren hat. Spott, Hohn, Ironie, manchmal eine Wahrheit, die du ihm übel nimmst. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, dass er da ist, dass mir nie in den Sinn kam, dass es schlimmer sein könnte, wenn er mal die Klappe hält.

Die Nacht, in der der Clurichaun das erste Mal wirklich schwieg, war nicht die mit dem großen Absturz. Nicht der Tag im Krankenhaus. Nicht der Abend mit der letzten Runde. Es war eine, die von außen betrachtet völlig unauffällig war. Kein Ereignis, über das man später

eine Kneipengeschichte schreibt. Nur ein grauer Wochentag, an dem nichts richtig schiefging und trotzdem alles falsch lag.

Die Stunden im Büro schleppten sich dahin wie ein schlecht geöltes Förderband. Der Chef redete von „Zielen“, „Quartalen“, „Synergien“, Wörter, die nichts mit meinem Leben zu tun hatten, aber auf meinen Lohnabrechnungen stehen. Kollegen nickten, machten Notizen, spielten Interesse. Ich starrte auf Zahlen, die ich nicht mehr richtig sah, hörte meine eigene Stimme in Meetings Dinge sagen wie „da müssen wir dranbleiben“ und „das sollten wir priorisieren“. Es klang, als würde jemand anders sprechen. Einer, den ich nicht leiden konnte.

Normalerweise meldet sich der Kobold in solchen Situationen. Macht Sprüche über die Lächerlichkeit der Erwachsenenwelt, flüstert mir zu, dass wir abends im Schlusslicht das echte Leben nachholen. Diesmal kam nichts. Keine Kommentare, kein „hörst du dir eigentlich zu?“. Nur Stille, eine unangenehme, dichte Stille im Kopf. Als hätte jemand den Ton abgedreht, aber der Film liefe weiter.

Auf dem Heimweg merkte ich es richtig. Die Straße war dieselbe wie immer. Autos, Fahrradfahrer, Leute mit Tüten, mit Hunden, mit Kinderwagen. Ich lief mittendrin, Hände in den Taschen, der Körper im Autopilot. Normalerweise hätte der Kobold irgendwo auf einem Straßenschild gesessen, auf einem Balkonrand, auf einer Mülltonne. Hätte seine Sprüche gemacht, über die Gesichter, die an uns vorbeiziehen, über ihre Taschen, ihre Haltungen, ihre lauwarmen Träume. An diesem Tag war da nichts. Nur das Geräusch meiner eigenen Schritte. Ich hörte sie zum ersten Mal seit langem.

Zu Hause zog ich die Jacke aus, hängte sie über die Stuhllehne, setzte mich an den Küchentisch. Die Zettel vom Arzt lagen noch da. Das Notizbuch auch. Normalerweise hätte der Kobold sich sofort draufgesetzt, Witze über meine Handschrift gerissen, gefragt, ob wir heute wieder Inventur spielen. Nichts. Die Wohnung war so still, dass selbst das Brummen des Kühlschranks klang, als würde er sich entschuldigen, dass er überhaupt da ist.

Ich zündete mir eine Kippe an, wartete darauf, dass der Kobold etwas sagt. „Du weißt schon, dass du jetzt wieder ins Schlusslicht willst.“ „Du wirst eh gehen, warum machst du dir was vor.“ Irgend so ein Satz. Aber da war nur dieses Schweigen, in dem jeder eigene Gedanke plötzlich so laut wurde, dass ich ihn kaum ertragen konnte. Kein Spott, keine ironische Distanz. Nur ich. Und ich war keine angenehme Gesellschaft.

„Na?“, sagte ich irgendwann laut in den Raum, wie ein Idiot, der mit der Tapete redet. „Keine Meinung heute?“ Es kam nichts zurück. Keine flapsige Antwort, kein zynischer Kommentar. Ich hörte nur meine eigene Stimme an der Küchenwand abprallen. In dem Moment wurde mir klar, wie abhängig ich von diesem kleinen Mistding geworden war. Vom Kobold in meinem Kopf. Er war meine Ausrede gewesen, mein Kommentator, mein Schutz vor der nackten Stille. Jetzt ließ er mich allein mit mir selbst – und das fühlte sich an, als hätte jemand das letzte Geräusch im Raum verschluckt.

Der Fernseher ging an, fast von selbst. Reflex. Menschen, die lauter reden als deine Gedanken, sind immer noch die billigste Medizin. Irgendeine Show, irgendwas mit Publikum, Applaus, Witzen, die keine waren. Ich starrte drauf, ohne wirklich hinzusehen. In mir ratterte es. Keine große Erkenntnis, nur eine Reihe kleiner, unangenehmer Fragen, die sonst immer vom Lärm übertönt wurden: Was, wenn das wirklich alles war? Arbeit, Kneipe, Küche, Schlafen, wieder von vorne. Was, wenn der Wirt tatsächlich dichtmacht? Was, wenn ich das hier noch zwanzig Jahre so weitermache?

Ich erwartete, dass der Kobold mir in dem Moment ins Wort fällt. „Stell dich nicht so an“, hätte er gesagt. „Du bist kein tragischer Held, du bist ein Typ mit Bauch und Schulden.“ Aber selbst der Spott blieb weg. Nur mein Puls, der ein bisschen zu schnell ging. Nur der Gedanke: Vielleicht schweigt er, weil ihm die Witze ausgegangen sind. Oder weil er mir gerade etwas zeigt, was er mit Worten nicht hinkriegt.

Die Idee, ins Schlusslicht zu gehen, stand im Raum wie eine offene Tür. Ich musste nur aufstehen, Jacke an, raus, Lampen, Tresen, Gläser, Stimmen. Dieses ganze alte Programm, das mich sofort wieder in die vertraute Spur gezogen hätte. Ich stand sogar auf, ging bis zur Küchentür. Griff nach der Jacke. Wartete auf den Kommentar: „Na los, du weißt doch, dass du hingehst. Hör auf, zu spielen.“ Nichts. Nur mein eigener Atem.

Ich blieb stehen, die Hand an der Jacke, als hätte ich mich bei einer Bewegung erwischt. Ohne den Kobold, der mir die Entscheidung abnimmt, war da nur ich. Und ich wusste nicht, was ich will. Saufen, klar. Aber wozu? Zur Belohnung, zur Betäubung, aus Gewohnheit? Ich merkte, dass ich diese Fragen all die Jahre nicht beantworten musste, weil ich immer eine Stimme hatte, die sagte: „Mach einfach. Den Sinn erklär ich dir später.“ Jetzt war die Stimme weg. Kein Sinn. Keine Ausrede. Nur eine Tür und ein Mann, der nicht wusste, ob er sie aufmachen soll.

Ich ließ die Jacke hängen und ging zurück an den Tisch. Setzte mich. Schaute auf die Zettel, auf das Notizbuch. Die Stille im Raum war so dicht, dass sie weh tat. Ich wollte, dass der Clurichaun wieder irgendwas sagt, irgendwas, was mich wütend macht, mir widerspricht, mich ablenkt. Aber er schwieg. Und je länger er schwieg, desto klarer wurde mir: Das ist vielleicht der erste Abend seit Jahrzehnten, an dem ich wirklich nur ich bin, ohne laufenden Kommentar.

Es fühlte sich an wie ein Absturz ohne Alkohol. Rau, kantig, ernüchternd. Und trotzdem blieb ich sitzen. Keine Kneipe, kein Tresen, kein Wirt. Nur ich, der Küchentisch, die Stille – und ein Schweigen, das lauter war als alles, was der Kobold je gesagt hatte.

Am nächsten Tag dachte ich, es wäre vorbei mit der Stille. Dass der Kobold zurück wäre, wenn ich ins Schlusslicht gehe. So wie ein Hund, der kurz wegläuft, aber immer wieder nach Hause findet, wenn es Futter gibt. Ich hatte fast damit gerechnet, dass er, sobald ich die Tür zur Kneipe aufstoße, irgendwo auf dem Zapfhahn sitzt und Sprüche klopft. Aber das Schweigen blieb. Es war, als hätte einer die Lautstärke von ihm auf null gedreht, ohne Mute-Taste.

Der Laden war wie immer. Rauch, Stimmen, diese Mischung aus abgestandenem Bier und frischer Resignation. Heiner winkte, Harry rief „Na, Philosoph!“, der Automatenspieler nickte, der Wirt murmelte sein „Du schon wieder“, die Kellnerin brachte mein Bier, bevor ich was sagte. Der ganze Ablauf funktionierte ohne, dass ich viel tun musste. Ich setzte mich, nahm das Glas, trank. Der Körper erinnerte sich an jeden Handgriff. Nur im Kopf war es leer.

Normalerweise hätte der Kobold schon kommentiert, wie voll oder leer es ist, ob die Musik scheiße ist, ob Heiner wieder denselben Mist erzählt. Diesmal saß ich da und hörte die anderen reden, als wären sie zum ersten Mal laut. Heiner erzählte zum hundertsten Mal, wie er bei seinem alten Job rausgeflogen war. Harry redete sich in Rage über die Regierung, über „die da oben“, über alles, was nicht an ihm lag. Der Automatenspieler philosophierte darüber, dass Glücksspiel wenigstens ehrlich wäre, weil es dir ins Gesicht sagt, dass du verlierst.

Ich trank mein Bier und merkte, wie mir ihre Stimmen plötzlich nicht mehr den Gefallen taten, meinen eigenen inneren Lärm zu übertönen. Da war kein Lärm mehr, nur ein Loch. Ich fühlte mich nicht dazugehörig, aber auch nicht besser. Nicht drüber, nicht drunter. Nur neben dran. Ich lachte an den richtigen Stellen, nickte bei den vertrauten Sätzen, hob das Glas, wenn angestoßen wurde. Von außen sah alles aus wie immer. Innen war es, als würde ich einem Film zugucken, in dem ich selbst mitspiele, ohne Text.

Der Wirt kam rüber, lehnte sich mit beiden Händen an den Tresen. „Und?“, fragte er. „Alles im Rahmen?“ Früher hätte ich geantwortet: „Im Rahmen einer Katastrophe, ja.“ Oder irgend so einen Spruch. Diesmal zuckte ich nur die Schultern. „Weiß nicht“, sagte ich. „Ist einfach… leise.“ Er zog die Stirn kraus. „Wie, leise?“ Ich tippte mir an den Kopf. „Da oben. Keine Kommentare mehr. Der kleine Mann macht Pause.“

Er grinste kurz, ohne zu wissen, wie ernst ich das meinte. „Vielleicht hat er Burnout“, sagte er. „Oder du hast ihn zu gut bezahlt, jetzt ist er in Rente.“ Die Kellnerin hörte mit einem Ohr zu, stellte ein neues Glas hin. „Manche Leute wären froh, wenn in ihrem Kopf mal Ruhe wäre“, meinte sie. „Ich hab nachts so einen Dauersoundtrack aus Sorgen und Gedankensalat, da wär ich dankbar für fünf Minuten Stille.“

Ich nickte, verstand, was sie meinte, aber bei mir fühlte es sich anders an. Das hier war keine wohlige Ruhe. Es war eher wie das Loch nach einem Stromausfall, wenn selbst der Kühlschrank aufhört zu brummen und du zum ersten Mal merkst, wie laut es vorher war. Diese Art Stille, die sofort fragt: „Und jetzt?“ Der Kobold hatte mir all die Jahre einen Dienst erwiesen, den ich erst merkte, als er weg war: Er hatte mich davor bewahrt, mich direkt ansehen zu müssen.

„Vielleicht ist er beleidigt“, sagte Harry, als ich das Thema später am Stammtisch ansprach. „Du hast ja auch viel an ihm rumgemeckert in letzter Zeit. Inventur, Klinik, weniger Saufen, der hat Angst, du kündigst ihm.“ Heiner lachte. „Stell dir vor, wir hätten alle so’n Kobold. Der Laden wäre voll mit Dingern, die auf Tischrändern sitzen und uns beschimpfen.“ Ich sah mich um und stellte mir das vor: kleine, flackernde Figuren, überall, auf Gläsern, auf Aschenbechern, auf Schultern. Manche laut, manche leise. Und alle sagen irgendwas, was die Leute gerade brauchen, um sich nicht zu bewegen.

„Mein Kobold schweigt“, sagte ich. „Und ohne den weiß ich nicht, wie ich entscheiden soll.“ Der Automatenspieler sah mich ernst an. „Vielleicht ist das genau der Punkt“, sagte er. „Vielleicht musst du mal ohne Sicherheitsstimme klarkommen. Wir entscheiden doch alle ohne Mythos. Wir geben nur gerne einem etwas Schuld, das nicht existiert, damit wir uns nicht selbst meinen.“

Der Satz saß. Nicht, weil er philosophisch besonders tief war, sondern weil er von jemandem kam, der sonst alles auf Automaten schob. „Die Maschine wollte nicht“, „Pech gehabt“, „falscher Zeitpunkt“. Jetzt stand da einer, der mir mitten ins Gesicht sagte: „Du bist dran.“ Und der Kobold ließ ihn gewähren. Kein Widerspruch, kein Witz. Nichts.

Ich merkte, wie das Bier anders lief, wenn keiner mittrank in meinem Kopf. Es beruhigte weniger. Kein Gefühl von „ich und der kleine Mann gegen den Rest der Welt“. Eher ein: „ich und das Glas, und keiner dazwischen, der es kommentiert.“ Schluck, Stille, Schluck, Stille. Früher war dazwischen immer eine Stimme gewesen, die irgendwas draus machte. Jetzt war da nur eine Lücke.

Als ich aufs Klo ging, blieb ich länger vorm Spiegel stehen als sonst. Kein Kobold im Spiegelbild. Keine kleine Gestalt auf meiner Schulter oder auf dem Seifenspender. Nur mein Gesicht. Müde, älter als mein Alter, Furchen, Augenringe, Mundwinkel, die eher nach unten wollten. Ich hob die Hand, fasste mir an die Wange. Fühlte mich weniger anwesend an, als ich aussah.

„Wo bist du hin?“, fragte ich leise. Es war, als würde ich mit einem unsichtbaren Freund sprechen, der endgültig ausgezogen ist. Keine Antwort. Nur mein eigenes Spiegelbild, das mich fragend ansah, als hätte es dieselbe Frage.

Zurück am Tresen bestellte ich kein neues Bier. Nicht aus Disziplin, nicht aus Fear-of-God, sondern weil der Geschmack ohne das Kommentarprogramm dahinter fad wurde. Wie Essen ohne Salz. Die Kellnerin zog eine Augenbraue hoch, sagte aber nichts. Der Wirt nickte kurz, als würde er akzeptieren, dass heute einer weniger Umsatz macht, dafür vielleicht ein bisschen weniger kaputt.

„Ich geh heim“, sagte ich, früher als sonst. Die anderen murrten, machten Witze über „Rentnerzeiten“, aber ich fühlte mich nicht stark oder moralisch überlegen. Ich fühlte mich eher wie einer, dem jemand den Ton weggenommen hat und der deshalb keinen Bock mehr hat, im Film zu bleiben.

Auf dem Heimweg war die Stille im Kopf immer noch da. Kein „Guck mal da, guck mal hier“, kein „du bist ein Idiot, aber ich mag dich“, kein „noch ein Bier macht den Abend runder“. Nur meine Schritte, mein Atem und dieser leise, unangenehme Gedanke: Vielleicht war der Clurichaun nicht nur mein Kobold. Vielleicht war er meine bequemste Ausrede, mich selbst nicht ernst zu nehmen. Und jetzt, wo er schwieg, lag das ganze Elend nackt vor mir – ohne Filter, ohne Pointe.

Die Stille hielt an. Nicht in der Welt, die war laut wie immer. Busse, Sirenen, Fernseher, Kollegen, Kneipenradau. Aber in mir drin blieb es merkwürdig gedämpft. Der Kobold war nicht weg – das merkte ich daran, dass ich ihn manchmal im Augenwinkel sah, als Schatten auf einer Lampe oder als vages Flimmern auf dem Küchentisch. Aber er sagte nichts. Er war da wie ein ausgeschaltetes Radio. Präsenz ohne Ton.

Am dritten Tag dieser Funkstille passierte etwas, womit ich nicht gerechnet hatte: Ich fing an, die Sätze, die er sonst gesagt hätte, selber zu denken. Nicht im gleichen Ton, nicht so lässig, nicht so witzig. Eher roh, unbeholfen. Ich saß in der Küche, starrte auf den Aschenbecher, auf das Notizbuch, und in mir tauchte ein Gedanke auf, der sich anfühlte wie seine Stimme, aber ohne den Schutz der Ironie: Du bist müde. Nicht „Haha, du bist ein Wrack, Alter“, sondern: du bist wirklich müde. Bis ins Mark.

Früher hätte der Kobold daraus einen Spruch gemacht. „Du bist nicht alt, du bist nur schlecht gelagert.“ Oder „du bist nicht müde, du bist mariniert.“ Jetzt war nur die Feststellung da. Ohne Witz, ohne Entlastung. Du bist müde. Du hast keine Lust mehr, alles mit Alkohol abzufedern. Du hast auch keine Ahnung, was du stattdessen tun sollst. Ich hörte diesen Gedanken und merkte, wie sehr ich mich sonst auf die Show verlassen hatte, die der Kobold um solche Wahrheiten herum gebaut hatte.

In den Tagen, in denen er schwieg, war die Inventur im eigenen Elend plötzlich kein Spiel mehr, sondern eine Art Dauerzustand. Ich fing an, ganz automatisch zu zählen. Nicht nur Gläser, nicht nur Zigaretten, sondern auch Momente: Wie oft denke ich ans Schlusslicht? Wie

oft an die Klinik? Wie oft an meine Tochter? Wie oft daran, dass der Wirt wirklich zumachen könnte? Wie oft daran, dass ich irgendwann nicht mehr diese Wahl habe zwischen Kneipe und Küche, sondern nur noch zwischen Bett und Bett?

Die Arbeit wurde zur Kulisse. Ich tippte, telefonierte, nickte. Aber in mir lief eine andere Liste: „Dinge, die ich noch erleben werde, wenn ich so weitermache." Krankenhaus. Frühverrentung, nicht aus Luxus, sondern aus Zwang. Ein langsamer Rückzug aus allem, was Menschen hat, weil keiner mehr Bock hat, einem beim Kaputtgehen zuzusehen. Und noch was, das mir wehtat: Enkel, die irgendwann sagen, sie hätten keine richtigen Erinnerungen an mich, nur den Geruch.

Ich wartete, dass der Kobold dazwischengeht. Dass er sagt: „Jetzt übertreibst du aber." Oder: „Ach komm, so schlimm wird's nicht." Oder: „Das kannst du immer noch später denken." Stattdessen nichts. Ich musste meine eigenen Sätze selber aushalten. Man unterschätzt, wie anstrengend das ist, wenn man es jahrelang delegiert hat.

Abends setzte ich mich ein paar Mal bewusst nicht ins Schlusslicht, sondern in die Küche, ohne Fernseher, ohne Musik. Nur ich, das Notizbuch, die Zettel. Ich schrieb nicht jeden Tag, keine plötzliche Tagebuchkarriere. Aber ab und zu setzte ich was hin. Kleine, unheldenhafte Sätze: „Heute keinen Schnaps." „Heute zu müde zum Saufen." „Heute an Krankenhaus gedacht und nicht hingegangen." Sie sahen aus wie die Tafelanschriebe eines sehr schlechten Selbsthilfekurses, aber sie gehörten mir.

An einem dieser Abende, die kein Datum brauchen, saß ich wieder da, Kippe in der Hand, Wasser im Glas, Notizbuch offen. Die Stille im Kopf fühlte sich nicht mehr nur bedrohlich an. Sie war immer noch unbequem, aber sie hatte Ecken bekommen, an denen ich mich festhalten konnte. Ich hörte meine eigenen Gedanken klarer: nicht besser, aber unverzerrt.

„Weißt du, was das Komische ist?", sagte ich schließlich laut, obwohl ich nicht sicher war, ob irgendwer zuhört. „Ich hab dich jahrelang gebraucht, damit ich nicht verrückt werde. Und jetzt, wo du schweigst, hab ich zum ersten Mal das Gefühl, dass ich vielleicht nicht komplett frei drehe, wenn ich allein bin." Da, ganz leise, fast wie ein Husten im Nebenzimmer, hörte ich ihn zum ersten Mal wieder.

„Aha", sagte der Kobold. Nicht mit dem üblichen Theater, keinen Trompeten, kein Applaus. Nur dieses kleine, trockene „Aha". Ich zuckte zusammen, sah auf. Da saß er auf dem Rand des Notizbuches, Beine baumelnd, die Augen kleiner als sonst, als hätte er selbst zu wenig Schlaf gehabt. „Na also", meinte er. „Du kannst ja doch selber denken. War Zeit, dass du das rausfindest."

Ich starrte ihn an, wütend und erleichtert gleichzeitig. „Wo warst du?", fragte ich. „Ich hab mich halb wahnsinnig gesucht in deinem Schweigen." Er grinste schmal. „Ich war die ganze Zeit da", sagte er. „Hab nur mal den Mund gehalten. Wollte sehen, was du ohne mich machst. Ob du komplett zusammenbrichst oder ob da noch ein Rest von dir ist, der kein Kommentarprogramm braucht, um nicht umzufallen."

Ich wollte ihm eine Szene machen. Sagen, dass man so was nicht macht. Dass man jemanden nicht einfach mit sich selbst allein lässt, wenn der seit Jahren Mordstrouble hat, überhaupt geradeaus zu gucken. Aber ich merkte, dass es sinnlos war. Er war kein Therapeut, kein Freund, kein Gott. Er war ein Teil von mir, der beschlossen hatte, sich mal nicht vorzudrängeln.

„Und?“, fragte ich, immer noch angepisst. „Zufrieden mit dem Experiment?“ Er zog eine Schnute. „Sagen wir so“, meinte er. „Du bist nicht zusammengebrochen. Du hast nicht sofort zum Kühlschrank gerannt. Du bist ein paar Abende in der Küche geblieben, ohne dich komplett zu betäuben. Du hast gedacht, ohne dass ich dir jede Pointe schreibe. Für deine Verhältnisse ist das nah an einem Wunder.“

Ich lachte kurz, trocken. „Ich hab mich beschissen gefühlt“, sagte ich. „Ehrlich wie selten.“ Er nickte. „Ja“, sagte er. „Willkommen im Leben ohne Dauerbetäubung. Das ist kein Wellnessprogramm. Aber es ist wenigstens nicht gelogen.“

Die Stille war nicht weg, als er wieder anfing zu reden. Sie hatte sich nur verändert. Sie war nicht mehr dieses Loch, vor dem ich Angst hatte, sondern so etwas wie der Raum, in dem seine Stimme und meine sich trafen. Nicht mehr so laut, nicht mehr so dominant. Eher ein Hintergrundrauschen, in das ich meine eigenen Sätze dazulegen konnte.

„Warum hast du wieder angefangen zu quatschen?“, fragte ich. Er grinste. „Weil du mich nicht mehr als Ausrede benutzt hast“, sagte er. „Seit du begriffen hast, dass du auch ohne mich Mist baust, aber auch ohne mich weniger Mist bauen kannst, macht es wieder Spaß, dich zu begleiten. Davor war ich nur dein Hofnarr. Jetzt werde ich vielleicht irgendwann Teil deiner Geschäftsführung.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich hab keine Geschäftsführung“, sagte ich. „Ich hab einen Haufen kaputter Regale und ein bisschen Inventur.“ Er sah auf das Notizbuch, auf die Zettel, auf die Kippe im Aschenbecher, auf das Wasser im Glas. „Sieht nach mehr aus, als du dir lange zugestanden hast“, meinte er. „Und jetzt, wo ich weiß, dass du die Stille nicht mehr nur mit Schnaps füllst, kann ich auch wieder dazwischenquatschen, ohne dir alles abzunehmen.“

Ich lehnte mich zurück, fühlte, wie die Müdigkeit sich diesmal anders anlegte. Nicht als Betäubung, sondern als ein Körper, der wirklich Ruhe will. Nicht nur Koma. Ich stubste die Zigarettenschachtel ein Stück weg, ließ das Glas mit Wasser halb voll stehen, ohne das Gefühl, etwas zu verpassen. Draußen war es ruhig, drinnen auch – trotz Kobold.

„Wenn selbst der Clurichaun schweigt“, dachte ich, „ist das kein Zeichen dafür, dass alles vorbei ist. Vielleicht ist es das Zeichen, dass du zum ersten Mal selber reden musst.“ Ich sah ihn an. „Wenn du das noch mal machst“, sagte ich, „warn mich vorher.“ Er lachte leise. „So funktioniert das nicht“, meinte er. „Das Leben kündigt seine härtesten Momente auch nicht an.“

Bevor ich ins Bett ging, schrieb ich noch einen Satz ins Notizbuch: „Heute war er wieder da – und ich hab ihn nicht mehr gebraucht, um mich auszuhalten.“ Es war kein großes Finale, kein Wendepunkt im Hollywood-Sinn. Aber irgendwo zwischen der Stille und dem ersten „Aha“ hatte sich etwas verschoben: Ich war nicht mehr nur der Typ, der sich hinter seinem Kobold versteckt. Ich war auch der, der einen Abend lang ohne ihn ausgekommen war.

Und aus irgendeinem Grund machte mir das mehr Angst als jeder Absturz – aber auch ein kleines bisschen Hoffnung, die nicht nach Alkohol roch.

Kapitel 34 – Die Rechnung ohne den Kobold

Rechnungen haben eine hässliche Angewohnheit: Sie kommen nie alleine. Wenn du Pech hast, kommen sie in Wellen. Erst die Kleinen, die dich nur nerven. Dann die Mittleren, die dir den Monat versauen. Und irgendwann die Großen, die dir erklären, wie dein Leben bisher wirklich gelaufen ist – und was es gekostet hat. Die letzten Wochen fühlten sich an, als hätte irgendein höheres Inkasso beschlossen, meine Akte endlich mal aus dem untersten Fach zu ziehen.

Die erste Rechnung war noch eine aus Papier. Ein Brief von der Krankenkasse, irgendeine Abrechnung über Untersuchungen, Laborwerte, Arztbesuche. Zahlen, Beträge, Anteile. „Ihr Eigenanteil", stand da. Schönes Wort. Eigenanteil. Ich dachte beim Lesen: Wenn die wüssten, was mein wirklicher Eigenanteil ist. Den Teil, den ich nicht bezahlen kann, egal wie viele Monatsraten ich vereinbare. Jahre, die ich im Schlusslicht gelassen habe. Organe, die nicht mehr im Originalzustand sind. Leute, die abgehauen sind, weil ich immer die gleiche Nummer gespielt habe.

Die zweite Rechnung kam im Kopf. So eine, die sich langsam aufbaut, wie ein Kater, der nicht mehr nur aus Kopfweh besteht, sondern aus Bilanz. Ich saß am Küchentisch, die Krankenkassenpost vor mir, daneben die anderen Briefe, die ich zu lange ignoriert hatte. Mahnungen, Zahlungsaufforderungen, irgendwas vom Amt, das immer klingt, als hätten sie es eilig, dich an Dinge zu erinnern, die du lieber vergessen würdest. Der Kobold saß auf dem Stapel und blätterte gelangweilt mit seinen kleinen Händen durch mein Chaos.

„Da hast du aber gesammelt, Alter", meinte er. „Papier ist geduldig. Deine Organe weniger." Ich starrte ihn an. „Ich mach jetzt mal ne Rechnung", sagte ich. „Aber ohne dich." Er lachte auf. „Ohne mich?", wiederholte er. „Du kannst vielleicht ohne mich trinken – also, theoretisch – aber du kannst keine Rechnung machen ohne mich. Ich bin in jedem Posten."

Ich holte wieder das alte Notizbuch, das inzwischen mehr über mich wusste als jeder Therapeut, den ich nie besucht hatte. Neue Seite, neue Überschrift: „Was noch geht – was nicht mehr geht." Es sah aus wie eine schlechte Vorlage für eine Motivationstafel, die irgendein Coach in seinem Seminar rumreicht. Ich fand es trotzdem besser, als die Briefe einfach nur wegzustapeln.

Unter „Was nicht mehr geht" schrieb ich als erstes: „So weiter wie bisher." Ich starrte die vier Worte an, als wären sie ein Witz, der zu weit gegangen ist. Der Kobold klatschte ironisch. „Der Mann wird radikal", sagte er. „Was kommt als nächstes, Gemüse?" Ich ignorierte ihn. Drunter: „Krankenhaus ignorieren." „Arzttermine absagen." „So tun, als wäre das Schlusslicht unsterblich." Die Liste füllte sich schneller als mir lieb war.

Unter „Was noch geht" stand erstmal nichts. Weiß. Leere. Ich kratzte mich am Kopf, als müsste ich irgendwo oben eine Schublade aufmachen, in der Ideen liegen. „Kneipe komplett sein lassen", dachte ich – und strich den Satz schon wieder weg, bevor ich ihn aufgeschrieben hatte. So weit war ich nicht. Vielleicht nie. Das wäre die ehrliche Antwort gewesen. Aber irgendwas musste da stehen, sonst sah die Seite aus wie ein Totenschein.

„Du kannst klein anfangen", sagte der Kobold, erstaunlich sanft für seine Verhältnisse. „Muss ja nicht gleich ‚Ich werde neuer Mensch' sein. Schreib: ‚Zwei Abende die Woche nicht ins Schlusslicht.' Oder: ‚Manchmal wirklich letzte Runde und keine Verlängerung.' Oder:

‚Manchmal Wasser trinken und nicht so tun, als wäre es Putzmittel.'" Ich knurrte. „Das ist lächerlich." Er zuckte die Schultern. „Lächerlicher als mit knapp fünfzig so zu tun, als wäre Unveränderbarkeit Charakter?"

Ich schrieb: „Nicht mehr jeden Abend in die Kneipe." Punkt. Kein „nie mehr", kein „ab heute", kein „ich schwöre". Nur ein Satz, der eher wie ein Vorschlag aussah, den ich mir selbst machte. Darunter: „Einen Teil der offenen Zeche beim Wirt bezahlen." Und, mit einem kurzen Zucken: „Nummer von der Suchtberatung nicht nur angucken."

„Das ist alles sehr bescheiden", urteilte der Kobold. „Kein großer Wandel, keine geläuterte Hauptfigur, kein Heiliger unter Neonlicht." Ich seufzte. „Ich bin nicht der Typ für große Wandlungen", sagte ich. „Ich bin froh, wenn ich kleine Richtungsänderungen hinkriege, ohne gleich gegen die Wand zu laufen."

Ich erinnerte mich an den Tag in der Klinik. Desinfektionsmittel, Röhren, Zahlen auf Bildschirmen. Der Arzt, der sagte, es sei spät, aber nicht zu spät. „Die Rechnung kommt", hatte er nicht gesagt, aber gemeint. Und ich wusste: Wenn ich nichts ändere, wird irgendwann eine Rechnung ins Haus flattern, die nicht in Euro ausgestellt ist. Diagnose, Prognose, Ende. Da hilft kein Ratenzahlungsplan.

„Die Rechnung ohne den Kobold", murmelte ich. „Gibt's nicht. Du bist immer drin." Er nickte. „Genau", sagte er. „Es geht nicht darum, mich rauszurechnen. Es geht darum, mich einzupreisen. Ich bin Teil deiner Geschichte. Aber ich muss nicht bis zur letzten Zeile den Ton angeben."

Ich blätterte noch mal durch das Notizbuch. „Ich bin halt so", „Es ist eh zu spät", „Ich tu niemandem weh" – all die Sätze, die ich früher benutzt hatte, um mich vor Rechnungen zu drücken. Jetzt wirkten sie billig, wie Sprüche auf Postkarten aus dem Ramschladen. Die neue Liste sah nüchterner aus. Kein Gelaber, nur „geht nicht mehr" und „vielleicht geht noch". Es war weniger poetisch als meine Abstürze, aber realer.

„Und was ist mit der unsichtbaren Zeche?", fragte der Kobold, als ich das Buch zuklappte. „Die bei deiner Tochter, bei deinen Enkeln, bei all den Leuten, die du irgendwann stehen lassen hast?" Ich rieb mir die Augen. „Da gibt's keine Rechnung", sagte ich. „Nur offene Posten, die nie beglichen werden. Bestenfalls kann ich verhindern, dass noch mehr dazu kommt."

„Manchmal", meinte er, „ist genau das die einzige Form von Wiedergutmachung, die Realos hinkriegen: nicht noch mehr kaputtmachen." Ich nickte. Das klang nach einem Niveau, das ich mir zutraute.

Die Rechnung ohne den Kobold war ein Witz. Es gab sie nicht. Aber ich konnte zum ersten Mal versuchen, sie nicht nur in seinem Kopf zu machen, sondern in meinem. Mit ihm am Rand, als Kommentator, nicht als Buchhalter. Und vielleicht bedeutete das am Ende, dass ich nicht mehr alles anschreiben ließ, was mir zu unbequem war, um es jetzt zu bezahlen.

Die sichtbare Rechnung wartete im Schlusslicht. Nicht bildlich, sondern ganz konkret: ein Stapel Bierdeckel mit meinem Namen drauf, zusammengefasst zu einer Summe, die ein paar schöne Monate hätten sein können, wenn ich sie in etwas anderes gesteckt hätte als in Schaum und Sprüche.

Ich ging an einem frühen Abend hin, früher als sonst, wenn der Laden noch nicht richtig auf ist, aber auch nicht mehr ganz leer. Kein Spiel, keine Musik, nur der Fernseher stumm, Stühle halb besetzt. Die Kellnerin sah überrascht, als ich schon jetzt durch die Tür kam. „Schichtwechsel in deinem Kopf?“, fragte sie. Ich zuckte die Schultern. „Ich wollt mal kommen, bevor der Tag mich wieder aufgefressen hat“, sagte ich.

Der Wirt stand hinterm Tresen und sortierte tatsächlich Bierdeckel. Kein Symbolbild, echte Arbeit. Er blätterte durch, strich was, rechnete im Kopf, schrieb Zahlen auf einen Block. Als er mich sah, nickte er nur, ohne Spruch. „Guter Zeitpunkt“, meinte er. „Ich bin gerade dabei, die alten Geschichten durchzugehen.“

Ich setzte mich an den Tresen, nicht an den Stammtisch. Das war kein Abend für die Truppe. Das war ein Abend zwischen mir und dem Mann, der mein Elend all die Jahre in Gläsern ausgeschenkt hatte. Der Kobold saß auf der Kante der Kasse und sah fasziniert zu, wie der Wirt mit Deckeln und Zahlen jonglierte. „Der hier kann wenigstens rechnen“, kommentierte er. „Im Gegensatz zu dir.“

„Wie viel ist es?“, fragte ich, bevor ich einen Rückzieher machen konnte. Der Wirt musterte mich kurz, dann griff er in den Stapel, zog einen Haufen Deckel mit meinem Namen raus, legte sie auf den Tresen. Viele Striche, alte Flecken, Jahre in Bleistift und Kugelschreiber. Er rechnete mit den Augen, dann nannte er eine Summe. Sie war nicht so hoch, dass sie unmöglich war, aber hoch genug, um weh zu tun.

„Ich hab nicht alles ausgerechnet“, sagte er. „Manches ist so alt, das wäre eher Archäologie als Buchhaltung. Aber das hier ist das, was ich guten Gewissens noch aufschreiben kann.“ Ich nickte. Der Kobold pfiff leise durch die Zähne. „Das sind viele Abende mit ‚schreib’s auf mich‘“, murmelte er.

Ich holte das Portemonnaie raus, zählte Geld ab, mehr, als ich sonst jemals auf den Tresen gelegt hatte. Es war nicht die komplette Summe, dafür reichte das nicht. Aber es war ein Anfang. Eine Anzahlung. „Den Rest nächste und übernächste Monat“, sagte ich. „Wenn der Laden bis dahin noch steht.“

Der Wirt sah auf das Geld, dann auf mich. Es war ein Moment, in dem alles, was zwischen uns die letzten Jahre passiert war, kurz zwischen uns stand: die Abende mit dumme Sprüchen, die Besäufnisse, die Krankenwagen, die Schlägereien, die Witze, die Traurigkeit. Er nickte langsam. „Ich buch’s als ernsthaften Versuch“, sagte er. „Und das ist mehr, als die meisten hier jemals hinkriegen.“

Die Kellnerin stellte mir ein Bier hin, ohne zu fragen. Ich betrachtete es. „Ich will dich nicht ruinieren“, sagte ich zum Wirt. „Und mich auch nicht.“ Er lachte kurz, trocken. „Zu spät für beide Varianten“, meinte er. „Aber ich freu mich, dass du wenigstens mal versuchst, zu bezahlen, bevor ich tot vom Hocker falle.“

„Weißt du schon, was du machst?“, fragte ich. „Wenn du zumachst?“ Er sah zum Fenster, wo draußen ein Stück graue Straße zu sehen war. „Ich hab einen Termin bei meinem Arzt“, sagte er. „Das ist schon mal was. Und ich hab einen Bruder, der sagt, ich könnte ihm in der Werkstatt helfen. Weniger Nacht, mehr Schrauben. Vielleicht werd ich da genauso müde von euch Menschen, aber die sind wenigstens nicht alle drauf.“

Ich trank einen Schluck. Langsam. Der Kobold lehnte sich zurück, sah zu. „Du zahlst gerade“, sagte er. „In bar. Für Zeug, das du anderswo angeschrieben hast. Fühlt sich schlecht an, oder?“ Ich nickte. „Ja“, sagte ich. „Aber es ist ein schlechtes Gefühl, mit dem ich leben kann. Schlechter wäre, wenn ich irgendwann höre, dass der Laden weg ist, und ich nie versucht hab, ehrlich zu werden.“

Die Tür ging auf, Heiner kam rein, sah uns, sah das Geld auf dem Tresen, sah meine ernste Fresse. „Ui“, sagte er. „Begräbnisstimmung?“ Der Wirt winkte ab. „Nur Steuerprüfung“, brummte er. „Interne.“ Heiner setzte sich ein paar Hocker weiter, bestellte, tat so, als ginge ihn das nichts an. Ich wusste, er kriegte alles mit.

„Du weißt, dass die anderen dich für bescheuert halten werden, wenn du ernsthaft anfängst, Zeche zu zahlen“, flüsterte der Kobold. „Nicht nur hier, auch im Leben. Leute mögen es, wenn man mit ihnen gemeinsam untergeht. Nicht so sehr, wenn einer plötzlich anfängt zu schwimmen.“ Ich grinste schief. „Ich schwimme nicht“, sagte ich. „Ich versuche nur, nicht mehr extra Steine in die Taschen zu stecken.“

Der Wirt schob den Stapel Deckel auf die Seite, nahm das Geld, legte es in die Kasse, ohne große Geste. Kein feierlicher Akt, kein Händedruck, nichts. Nur Business. So fühlte es sich auch an: nicht wie moralische Reinigung, sondern wie ein Geschäftsvorgang. Ich schuldete ihm was. Ich zahlte einen Teil. Der Rest blieb offen, aber nicht mehr endlos.

„Und die andere Rechnung?“, fragte der Kobold später, als ich vor der Tür stand und eine rauchte. „Die ohne mich?“ Ich blies den Rauch in die kalte Luft. „Die fang ich zuhause an“, sagte ich. „Hier hättest du eh immer was dagegen.“

Auf dem Heimweg dachte ich daran, dass ich meinem Wirt vermutlich mehr Geld schuldete als meiner Tochter emotionale Entschuldigungen. Beides waren Summen, die ich nie ganz würde begleichen können. Aber ich konnte aufhören, so zu tun, als gäbe es sie nicht.

Die sichtbare Rechnung beim Wirt war kleiner geworden. Die unsichtbare, bei mir selbst, war dafür ein Stück schärfer umrissen. Vielleicht war das der Deal: Du kannst nicht alles nachzahlen, was du verkackt hast, aber du kannst zumindest aufhören, die Rechnung jedes Mal „aus Versehen“ im Aschenbecher verschwinden zu lassen.

Zu Hause wartete die letzte Rechnung. Die, die keiner dir zuschickt, die keine Fristen hat, keinen Betreff, keine IBAN. Die Rechnung, die du dir selber stellst – oder eben auch nicht. Ich setzte mich an den Küchentisch, wieder mit dem Notizbuch, wieder mit den Zetteln. Die Zigarette glühte im Aschenbecher, das Wasser im Glas wurde langsam warm. Der Kobold saß auf dem Fenstersims und sah raus, als würde er kontrollieren, ob die Welt noch da ist.

„So“, sagte ich, eher zu mir als zu ihm. „Wir machen das jetzt. Die Rechnung ohne dich. Und mit dir. Gleichzeitig.“ Er drehte den Kopf. „Ich bin gespannt, wie du das hinkriegst“, meinte er. „Rechnungen sind nicht deine Stärke. Du warst immer besser im Anschreiben.“

Ich schrieb oben auf die Seite: „Was ich noch bezahlen kann.“ Darunter: „Was ich akzeptieren muss, dass es offen bleibt.“ Es fühlte sich an, als würde ich eine Art Schlussbilanz machen, obwohl ich hoffte, dass noch ein paar Jahre übrig waren. Ich war 48, keine 80. Aber in einem Leben wie meinem zählt das anders.

Unter „Was ich noch bezahlen kann“ schrieb ich zuerst: „Offene Zeche beim Wirt – in Raten.“ Das war handfest. Drunter: „Blutabnahme-Termine wahrnehmen.“ „Nicht mehr lügen beim Arzt.“ „Versuchen, nicht jeden Abend zu trinken.“ „Ab und zu Nein sagen, wenn die Runde ‚nur einen Schnaps‘ will.“ „Meine Tochter anrufen, bevor sie anruft und fragt, ob ich noch lebe.“ Dinge, die klein wirkten und gleichzeitig groß.

Unter „Bleibt offen“ wurde es härter. „Verpasste Jahre mit meiner Tochter.“ „Nicht gesehene Auftritte bei Schulaufführungen.“ „Nächte, in denen meine Enkel nicht wussten, wo ich bin.“ „Körperteile, die nicht wieder gesund werden.“ „Menschen, die gegangen sind und nicht wiederkommen.“ Ich schrieb die Punkte hin, einer nach dem anderen, und jeder tat weh, wie ein blauer Fleck, auf den einer drückt.

„Und jetzt?“, fragte der Kobold, als ich die Stifte beiseite legte. „Überweist du Reue? Oder wie ist der Plan?“ Ich sah ihn an. „Kein Plan“, sagte ich. „Nur… keine neuen Posten mehr in der zweiten Spalte, wenn’s geht.“

Er kam vom Fenster runter, setzte sich auf den Rand des Notizbuchs, so dass seine kleinen Schuhe fast die Wörter berührten. „Du weißt, dass das nicht sauber aufgeht“, sagte er. „Es wird Tage geben, da setzt du wieder auf die falsche Seite. Tage, an denen du lieber anschreibst, weil du keine Kraft hast zu zahlen. Tage, an denen du mich wieder vorschickst.“

Ich nickte. „Ja“, sagte ich. „Aber vielleicht gibt es auch ein paar Tage mehr, an denen ich es nicht mache. Und vielleicht reicht das in meiner Preisklasse.“

Der Blick wanderte zur Telefonnummer der Suchtberatung, die noch immer auf dem Zettel stand, den der Arzt mir gegeben hatte. Ich hatte sie inzwischen auswendig im Kopf, was nichts brachte, wenn man nie wählen wollte. Heute sah sie mich an wie eine Mischform aus Drohung und Rettungsring. Der Kobold folgte meinem Blick.

„Das wäre dann so was wie eine Teilzahlung“, meinte er. „Keine Komplettbegleichung. Aber ein Zeichen, dass du begriffen hast, dass du nicht alles alleine regeln kannst.“ Ich atmete tief durch, der Magen zuckte, der Kopf pochte leise, das Herz klopfte einen Tick zu schnell. Meine Finger lagen auf dem Handy, ohne sich zu bewegen.

„Ich mach’s jetzt“, sagte ich. Meine eigene Stimme klang komisch, als würde ich jemand anderen imitieren. Der Kobold hob überrascht die Augenbrauen. „Ohne vorher noch drei Tage Drama?“, fragte er. „Ganz schön untypisch.“ Ich grinste schief. „Vielleicht hab ich keine Lust mehr auf Drama“, sagte ich. „Drama hab ich genug gehabt.“

Ich tippte die Nummer ein. Jede Ziffer fühlte sich dick an, als müsste ich sie durch Sirup drücken. Bevor ich auf „Anrufen“ drücken konnte, sah ich kurz zu ihm. „Du bleibst?“, fragte ich. Er grinste. „Wo sollte ich hin? Ich bin dein Clurichaun. Ich geh mit, ob du säufst oder redest oder beides.“

Die Leitung klingelte. Ein, zwei, drei Mal. Ich hätte auflegen können. Früher hätte ich das. Hätte mir eingeredet, dass es ein Zeichen ist, dass niemand rangeht. Diesmal blieb ich dran. Eine Stimme meldete sich. Freundlich, neutral. Kein moralischer Unterton, keine Heiligkeit. „Suchtberatung, guten Abend.“

Ich sagte meinen Namen. Ich sagte, dass ich nicht ganz genau wüsste, warum ich anrufe, nur dass es so nicht weitergeht. Ich sagte, dass ich ein Trinker bin, der die meiste Zeit so tut, als

wäre das eine Lebenseinstellung und kein Problem. Ich hörte mich das sagen, als wäre ich mein eigener Erzähler. Der Kobold saß neben dem Handy, lauschte, sagte nichts. Das war gut so. Die Stimme am anderen Ende stellte Fragen. Nichts Großes, nur: „Wie viel? Wie oft? Wie lange schon? Was sagt der Arzt? Haben Sie schon mal versucht, weniger zu trinken? Was wünschen Sie sich?“

„Ich will nicht mit einem Glas in der Hand sterben, das ich nicht mal mehr halten kann“, sagte ich irgendwann. Das war vielleicht der ehrlichste Satz, den ich seit Jahren ausgesprochen hatte. Die Stimme nickte in meiner Fantasie. „Dann haben Sie ja ein ziemlich klares Ziel“, sagte sie. „Wir können schauen, wie Sie da hinkommen. Schritt für Schritt. Keine Versprechen, aber Möglichkeiten.“

Wir redeten eine Weile. Nicht lange. Kein Wunderheilungsgespräch. Nur ein erstes Abtasten. Ein Termin, ein Vorschlag, ein „wenn Sie möchten“, ein „Sie müssen nicht allein“. Als ich auflegte, war die Wohnung dieselbe, der Aschenbecher derselbe, der Kobold derselbe. Aber etwas hatte sich verschoben: Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben eine Rechnung nicht nur in meinem Kopf und in seiner Stimme gemacht, sondern laut. Mit einem Menschen, der nicht in einer Kneipe arbeitet.

„Na“, sagte der Kobold, nachdem es still wurde. „Das war’s? Jetzt wirst du trocken, kriegst eine neue Leber, versöhnst dich mit allen und stirbst mit einem Glas Wasser in der Hand?“ Ich lachte, obwohl mir nicht danach war. „Keine Ahnung“, sagte ich. „Wahrscheinlich nicht. Aber das war eine Anzahlung.“

Ich schrieb noch einen Satz in das Notizbuch, mit einer Hand, die weniger zitterte, als ich erwartet hatte: „Heute zum ersten Mal versucht, mitzuhelfen, dass die Rechnung am Ende nicht nur vom Körper geschrieben wird.“ Daneben kein Kommentar, keine Bewertung. Nur das Datum.

Der Kobold sah zu, nickte langsam. „Weißt du“, sagte er, „du kannst die Rechnung ohne mich machen, aber ich tauch immer irgendwo in den Fußnoten auf. Der Unterschied ist: Früher hab ich sie für dich geschrieben. Ab jetzt schreibst du sie selber. Und ich kritzel daneben.“

„Und was kommt am Ende raus?“, fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht ein Minus“, meinte er. „Vielleicht ein kleines Plus. Vielleicht einfach nur ’ne Null. Aber selbst eine Null ist besser, als wenn du nie hinguckst und irgendwann nur noch unterschreibst, was andere dir hinlegen.“

Draußen wurde es dunkel, drinnen auch – aber nicht mehr so, dass ich Angst hatte, überhaupt das Licht auszumachen. Ich stand auf, ging ins Schlafzimmer, der Körper müde, der Kopf wacher als sonst nach so einem Tag. Der Kobold folgte mir, sprang auf den Nachttisch, setzte sich hin.

„Gute Nacht, Opa“, sagte er. „Morgen gibt’s wieder genug Gelegenheiten, Scheiße zu bauen. Aber heute hast du zum ersten Mal versucht, sie nicht völlig ohne dich selbst zu machen, diese ganze Rechnung.“ Ich legte mich hin, zog die Decke bis zur Brust und dachte, kurz bevor der Schlaf kam: Vielleicht ist das alles, was drin ist – nicht Erlösung, nicht Heilung, nicht ein neues Leben. Sondern nur der Versuch, aus der Rechnung, die eh kommt, nicht komplett rauszufliegen.

Und tief in mir drin, hinter all den offenen Posten, lag ein leiser, kleiner Gedanke, der fast so roch wie eine saubere Küche nach dem Aufräumen: Vielleicht reicht das. Nicht für ein Happy End. Aber für etwas, das man ohne Scham den letzten Stand nennen kann.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.

Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: https://www.perplex.click

Erscheinungsjahr: 2025